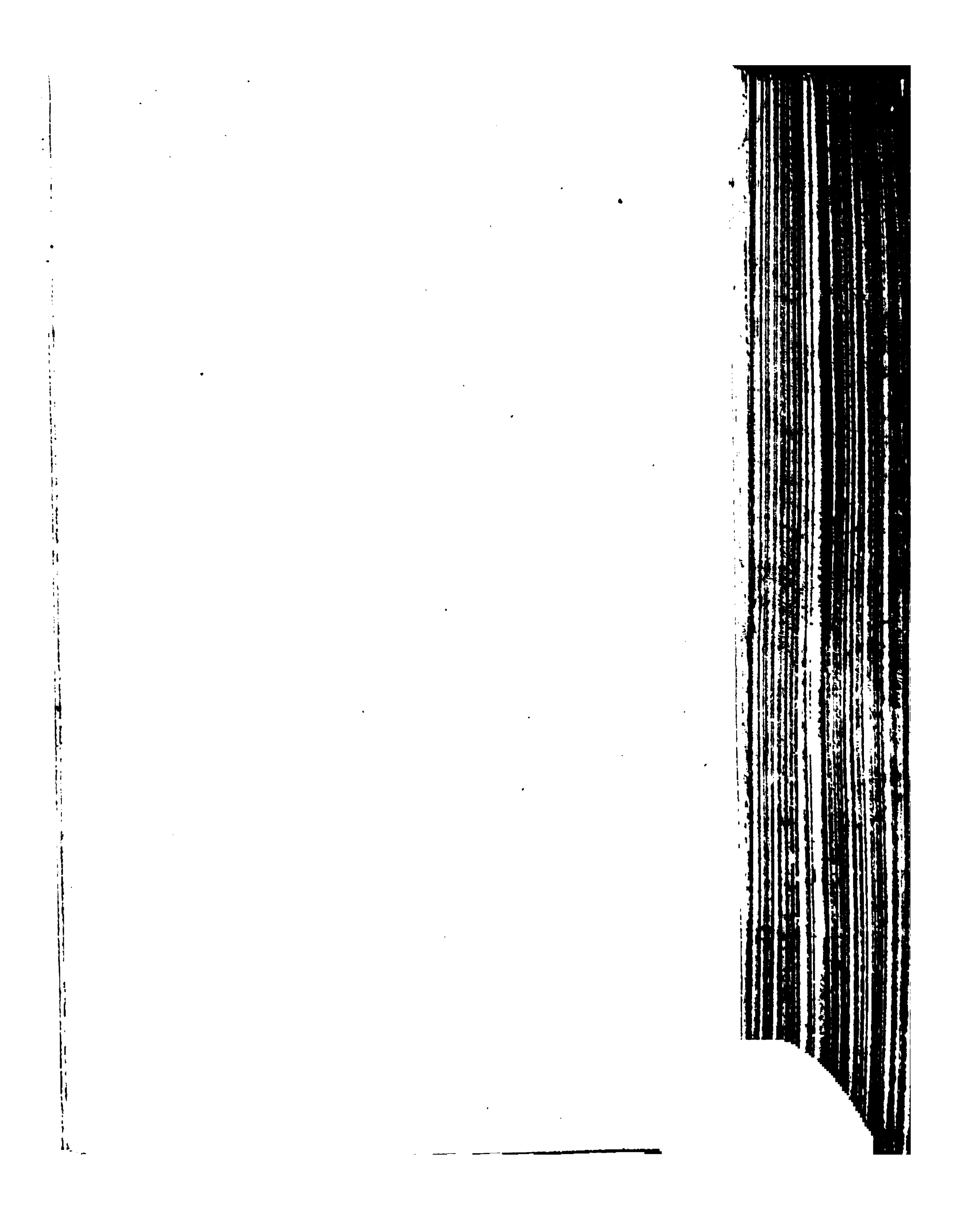






Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.



Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Dritter Band.

Briefe eines Narren an eine Närrin. — Seraphine. — Wiener Eindrücke.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

Inhalt.

Vorwort.

Aus meinen 1831 geschriebenen „Briefen eines Narren an eine Närrin" hab' ich nur einige Bruchstücke geben wollen, weil dies mein erstes Buch so sehr unter dem Eindruck der damaligen Zeitumstände, ja sogar der kleinen Tageschronik verfaßt worden ist, daß es jetzt nach allen Seiten hin unverständlich erscheinen würde.

Diese Briefe waren verworren, wie jene Zeit selbst. Von tausend Neuerungen hatte man nur die Ahnungen und auch diese konnten sich nur kämpfend geltend machen. Für die Confusion eines Kopfes, der sich durch eine Masse von Widersprüchen hindurch zu arbeiten suchte, konnte keine bessere Form gewählt werden, als die der selbsteingestandenen irr- und wirrsinnigen Gedankensprünge. Was Kunst an dem Buche scheinen konnte, war in der That Natur. Es fehlte der Feder noch jeder Fluß. Ueberall mußte sie stocken, ja was ihr am meisten im Wege lag, das waren die schon gesammelten kleinen Reichthümer des Nachdenkens, diese kleinen Schätze von Abstraktionen und Erfahrungen, die der damals zwanzigjährige Autor um jeden Preis anbringen und mitthei-

len wollte, selbst auf die Gefahr hin, seinen Mangel an innerer Einheit und einer ihm selbst aufgegangenen Klarheit seiner Gedanken zu verrathen.

Seraphine wurde theils im Oktober 1835, theils im Winter 1836 geschrieben. Ich habe hier nur Druckfehler, Unklarheiten und stylistische Nachlässigkeiten der ersten Ausgabe verbessert, im Uebrigen aber diesen Erguß ungekünstelter Empfindungen in alter Form gelassen. Manche dialektische Spitzfindigkeit, besonders in den Gesprächen, wolle man einer Zeit zu Gute halten, die sich vor zehn Jahren mit spekulativen Zweifeln und mit Anfang, Mittel und Ende des Denkens abmühte. Zur bloßen Unterhaltung konnte ein Erguß unmittelbarer Eingebungen des eigen innersten Menschen nicht bestimmt seyn, ja der Verfasser verschmähte sogar absichtlich, dem üblichen Romanenidealismus nachzustreben. Doch ist der Trotz gegen die überlieferte Schönthuerei in dieser Gattung von Dichtungen ihm theuer zu stehen gekommen. Die große Lesewelt ist von dem, was in dem Buche Wirklichkeit seyn sollte, mannichfach verletzt worden. Seraphine erschien zu bizarr, zu abentheuerlich, zu unschön sogar. Wo der Verfasser im Streben nach Natur zu weit ging, hat er etwas gemildert, sonst aber den Charakter des Faktischen seiner Dichtung um so mehr gelassen, als wir durch die „Dorfpoesie" und was dahin einschlägt, jetzt vorbereiteter sind, solche realistische Schilderungen zu verstehen und zu genießen.

G.

Aus den Briefen
eines Narren
an
eine Närrin.

Vorwort.

Den nachfolgenden Briefwechsel — von dem, wie vom Monde, nur eine Seite sichtbar ist — fand der Unterzeichnete bei einem unruhigen Kopfe, der selbst im Tode die Narrheiten noch nicht lassen konnte.

Nächtlich ward ich aus meinem Schlafe durch ein ungewöhnliches Lärmen und Poltern aufgeschreckt und vor einigen Monaten gelang es mir in einer mondhellen Stunde, zwei Schädel über die Gräber des Friedhofes tollen zu sehen, die sich bald zu necken, bald zu küssen, erst zu verfolgen, dann wieder sich zu nähern schienen. Ich trat heran und bemerkte an beiden silberweißen Schädeln einen seltsamen Schmuck; die Augen- und Ohrhöhlen waren mit Blumen besteckt, der eine trug zwischen seinen Zähnen eine Rose, der andere eine Lilie.

Ich mochte aber den Spuk nicht länger ertragen und schlug nach §. 7 meiner Bestallung, die mir erlaubt, jeden Ruhestörer von der mir anvertrauten Stätte mit den gerade zu Gebote stehenden Mitteln zu vertreiben, dem Rosenritter mit meinem Spaten die Hirnschaale von einander, die Lilie entsprang und in meinem scharfen Eisen saßen die nachstehenden Briefe, hier und da durch den Hieb verletzt, was der Kenner an seinem Orte finden und meinem Eifer zu Gute halten wird.

Doch sind diese Briefe nach dem Urtheile sachkundiger Männer — es besuchen mich deren, um ihren Sinn fürs Schauerliche bei mir zu üben — nicht so merkwürdig, als ein Rechtsstreit, den sie veranlaßt haben. Ich konnte nämlich nicht umhin, den nächtlichen Vorfall meinen Vorständen zu melden, ja es fanden sich sogar Prozeßlustige, die mich des Todtschlags angeklagt hätten, wenn nur über den Mord eines erweislich Todten ein Gesetz vorhanden gewesen wäre. Es handelte sich nun aber um die Herausgabe dieser Briefe, und der Arzt unseres welthistorischen Instituts stritt mit dem Prädicanten desselben, wem das Recht der Vorrede gebühre.

Jener wollte das unläugbare Factum der Seelenstörung an unserem Briefsteller durch seine Vorliebe für Verhältnisse des Lebens, die mit dem Materiellen alle Verbindung aufgehoben hätten, erklären und freuete sich über diese passende Gelegenheit zu einer psychologischen Dissertation so ausneh-

mend, daß ich mir seine Erbitterung denken kann, als das Recht der Vorrede von unserem Magister reclamirt wurde.

Er habe — darauf stützten sich des Letztern Behauptungen — über diesen merkwürdigen Fall schon mehrmal vor seiner Bedlamitischen Gemeinde gepredigt, habe nachgewiesen, wie hier die Verrückung ihren Erklärungsgrund in Nichts Anderem fände, als in dem von ihm bemerkten geringen Grade christlicher Gesinnung, in dem gänzlichen Mangel an Sinn für das Ewige und Unsterbliche und er müsse die Vorrede als eine Art Belohnung ansprechen, da er durch seine Reden über dies Thema schon viele Glieder der Gemeinde veranlaßt habe, sich ähnliche Briefe, aber voller Salbung und Hingebung an die bestehenden Formen der Erde und des Himmels zu schreiben.

Ich hab's schon gesagt, daß aus diesen vermeinten Rechtsansprüchen ein Prozeß von größter Bedeutung entstanden ist, und da die Theilnahme des Publicums sich schon so lebhaft für ihn ausgesprochen hat, so werden hiermit diese Briefe als corpus delicti bekannt gemacht. Dies bescheidene Vorwort wird von dem künftigen Sieger durch eine tiefere und gehaltvollere Vor- oder vielmehr Nachrede ersetzt werden.

Ich selbst wage über den streitigen Punkt nur die schwache Vermuthung, daß vielleicht die Kirche ihr Recht wird geltend machen. Durch Veränderung eines einzigen flüssigen Buchstaben wird jedes Lazareth zu einem Nazareth, so wie Bedlam zu Ehren Bethlehems, der Kleinsten in Juda, gegründet ist.

Den freundlichen Gruß an den Leser behalte ich zurück. Er könnte ihn für Beleidigung halten; nicht des Todes wegen, weil die Behauptung, wir müßten Alle sterben, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat; wer möchte aber auf meinem Kirchhofe ruhen wollen?

Jonathan Kennedy,
Todtengräber zur St. Bethlehemskirche
des Bedlam in London.

Wenn ich von meiner Freundin schriftliche Ergüsse ihrer Liebe erhalte, so sollte sie billig selbst nicht ausbleiben, um Zeuge der Aufnahme zu seyn, die ich ihnen angedeihen lasse.

Wie die Flammen mir zur Seite aufprasseln! Wie die Düfte des wohlgefälligen Brandopfers in die blaue Ferne des Himmels wirbeln! Mit andächtigem Entzücken kniee ich an den Stufen des Altars, auf dessen Oetahöhen sich Dein gesammelter Briefwechsel dem Herculischen Opfertode weiht, um wie der entfesselte Gott am Mahle der Unsterblichen Theil zu haben.

Hörst Du denn nicht in dem Resonanzboden Deiner Thäler das siebenfache Echo meiner Gesänge, wenn ich durch die dunkeln Laubengänge ziehe, die Urne mit Deiner epistolarischen Phönixasche in der Hand, wie ich des Augenblicks lausche, da sich der Vasendeckel — ein Sargdeckel zum Leben — hebe und der Wundervogel seine goldenen Schwingen ausbreite?

Noch ist Alles, was Du denkst, für mich Traum; in dem Zauber Deines Geistes schlaf' ich wie im Kelche einer Lotosblume. Schon senkt sich auf mein dunkles Auge Dämmerung nieder, nicht Dämmerung zur Nacht, sondern Morgengrauen.

Jeden Deiner Briefe ehr' ich dadurch, daß ich ihn für die Liebe halte, die sich an meinem Grabe opfert. Wie eine Glocke häng' ich dann im brennenden Stuhle des Thurms und läute fort in meinen bangen, pochenden Herzensschlägen, immer leiser und dumpfer, bis ich schmelzend verstumme.

Mit dem Aschenkruge Deiner Briefe, Geliebte, will ich die Alpenhöhen erklimmen und hoch über den Wolken die Wimpel meiner Gedanken flaggen lassen. Der kleine Kreis dieser Grotte beengt mich. Ein Glühwurm leuchtet mir aufs weiße Papier. Ein Schmetterling setzt sich wie ein Wetterhahn auf die Fahne meiner Schreibfeder. Eine Nachtigall muthet meinem Sinnen zu, daß ich ihre Sangesweise zum Thema und meine Empfindungen zu dessen Variationen mache.

Du hast mir ein Boot geschickt, auf dem wir eine ferne Insel suchen wollten. Aber warum ist der Mast auf ihm nicht so hoch, daß ich die Welt in verjüngtem Maßstabe sähe, daß ich einen Punkt habe, von dem ich Alles und Alles zugleich sähe?

Du wirst mich ungeduldig nennen, Deine Liebe wird mich tadeln wollen, aber ich bin ein Kind meiner Zeit und heute stolz darauf. Gegen die Wind- und Wetterhosen, in denen die Jahrhunderte über die Erde schreiten, gehen wir ewig in den Kinderröcken und treten die ersten Schuhe nicht aus. Die größten Ideen, die die Geschichte aufweisen kann, waren für die, die in ihnen lebten, nur Spielzeug. Ich werde die Wahrheit nie lieben, ohne auch an ihr meine Freude zu haben. Und da das Letztere in unsern heißen Tagen unmöglich ist, so wird die Wahrheit, wenn nicht gehaßt, doch nicht gesucht. Es fehlt unserer Zeit ein Ideenhanswurst.

Es lebten einst Völker, die jedes Wort aus dem Munde ihres Richters, jede begeisterte Rede des Propheten auf die unmittelbare Eingebung eines göttlichen Geistes zurückführten. In die Schatten geweihter Höhlen legten sich die Völker mit allen ihren Schmerzen und Freuden hin und im Traume nahte sich ihnen der Gott, der die Leiden linderte, und die Glücklichen nur an den Wankelmuth des Glückes, nie an das geringere Verdienst, so glücklich zu seyn, erinnerte. Für eine verhüllte Sage aus dem verachteten Judäa, für ein über Länder und Meere nur dämmerndes Licht himmlischer Hoffnungen legten einst Tausende im fernen Occident ihre Häupter auf den blutigen Henkersblock. Für die Erlaubniß, mit seinem Munde ein geweihtes Brod berühren zu dürfen, stieg ein Kaiser von seinem Throne, warf ein härenes Gewand um und litt Tage lang büßend den harten Frost des Winters. Wenn ich von solchen Betrachtungen mein Auge aufschlug, so nahm ich ein Licht und suchte in der Welt vergebens einen Gedanken, für den noch einige Hundert zu sterben bereit wären. Ein Anderer, Du z. B., würdest das Licht ausgelöscht und Dich in die tiefe Nacht Deines Schmerzes begraben haben; mich erfüllte diese Täuschung nur mit Entzücken, weil ich Ungebundenheit, Zerstörung, Auflösung liebe.

Du hast mir ein Boot gesandt, um mit mir aus der Welt zu fliehen. Aber man muß ein Ruder haben, mit dem man durch die Wogen steuert. Man muß ein Segel aufziehen können, um dem Winde eine solche Richtung zu geben, daß man dabei sein Fortkommen hat.

Die allgemeine Verwirrung der Gegenwart läßt sich darum so leicht verstehen, weil überhaupt kein Gesetz herrscht,

weil Jeder das Bedürfniß fühlt, sich verständlich zu machen. Jetzt, da kein Gedanke mehr an der Spitze steht, vor dem die Völker sich in den Staub würfen und anbeteten, hat eine jede Meinung das factische Recht ihrer Gültigkeit. Kein geheimnißvoller Spruch wird jetzt noch Tausende zu Handlungen verleiten, die sie hinterher meist immer bereut haben; und wenn es heilige Gräber wieder zu erobern gibt, so liegen sie in dem gelobten Lande der eigenen Brust. Kreuzzüge unternehmen jetzt nur Skeptiker und selbst die sind schon aus der Mode gekommen. In den Processen der Gährung und Zersetzung ist der befriedigendste Standpunkt die völlige Unbefangenheit. Wer über einen Abgrund einen Unglücklichen schweben sieht, den er doch nicht retten kann, macht seinen Fall nur um so fürchterlicher, je länger er ihn an dem Zipfel seines Rockschooßes zurückhält: der Fallende sammelt so eine größere Schwere, als er im ersten Augenblicke seines Sturzes gehabt hätte. — —

Ein Räthsel hast Du mir vorgelegt, einen Vorschlag mitgetheilt, ich komme auf Beides, meine Beste.

Du fragst mich, ob ich einen Begriff von krystallisirter Wehmuth habe? Ich gebe Dir eine Gegenfrage, ohne eine Antwort zu verlangen.

Warum muß sich doch schon an die wonnigen Tage der Jugend, wo die Phantasie noch mit solchen Blumengewinden die Welt umzieht, wie mich die meinige mit ihren riesigen Himmelsblüthen, jener eisige Schauer des Winters legen, der die brennenden Lippen erstarren und die bebenden Küsse erfrieren macht?

Legionen solcher erstarrter Thränen und erfrorner Küsse schweben wie Engel und unsichtbare Eiszapfen durch die lange Nacht des Winters, bis sie erst der milde Strahl der Frühlingssonne zu glänzenden Perlen auflöst. In einigen Monaten kannst Du das an mir selbst erleben.

So wie sich erst die Morgensonne in dem frischen Grün wieder spiegeln wird, so nehm' ich meinen Thränenkrug und sammle auf den Auen. Durch Vermittelung des Salzes macht der chemische Proceß alles Flüssige fest und so krönt endlich meine Mühe das beneidenswerthe Gefühl, Dein Problem aufgelöst zu haben.

Da eigentlich die ganze Welt nur krystallisirte Wehmuth, erräthst Du wohl nun leicht, daß die Erde — im Vertrauen gesagt — nur ein ganz winziges Ding, eine Thräne im großen Weltenauge.

Ich schreibe jetzt an einer Geschichte der Zukunft. Jede Gewalt wird in ihr an den zwei höchsten Mächten, politischem und religiösem Fanatismus, scheitern. Das Bedürfniß, glücklich zu leben, ist eben so mächtig, als das andere, seinem Glücke die Unterlage eines höhern Lebens zu geben. Beides sind die Factoren der entscheidendsten Schläge in der Geschichte gewesen, die Explosionen der Zukunft werden wiederum durch ihr Zusammentreffen herbeigeführt werden. Die Zukunft wird uns unzählige Charaktere zeigen, in denen die Flammen der Begeisterung für das hohe Ziel politischer Freiheit, Republicanismus, mit dem heiligen Feuer religiöser Andacht und Hingebung zusammenschlagen werden. Hier wird mehr seyn, als die furchtbare, blutige Sittlichkeit eines

Robespierre. Vor der Tugend allein erschrickt der Despotismus nicht. Sie bedarf des Lasters als hebender Folie und pflegt sonst mit ihrer Selbstbeschauung zu enden. Die Macht des Christenthums reicht höher hinaus, in ihrer richtigen Stellung zum Staate ist sie unüberwindlich.

An der Lehre der St. Simonisten ist dies das Wahre, daß sie das Bedürfniß einer Coalition unseres geistigen und materiellen Lebens aussprechen. Sie ist ein Symptom des Zeitgeistes und hat daher nur ein vorübergehendes Interesse. Ihre Lehren selbst befriedigen jenes Bedürfniß nicht, sie müßten dazu weniger die Resultate eines speculirenden Kopfes seyn, aber sie haben im Schematismus der mannigfachen, unsere Zeit durchkreuzenden Tendenzen eine so mathematisch richtige Stellung, wie keine andere neuere Erscheinung im Gebiete der geistigen Cultur.

Unsere Zeit ist zum Märtyrerthum nicht mehr gemacht. Wenn es zwar an treuen Seelen nicht fehlen möchte, die sich gern für die erkannte Wahrheit hingäben, so fehlt den Gegnern doch der Muth, durch offene Gewaltthat die Partei zu reizen und ihren Willen mit Leidenschaft durchzusetzen. Und ich gestehe Dir gern, daß ich kein Märtyrer der Wahrheit seyn möchte, wenn nicht Jedermann dieselbe Wahrheit an allen Wegweisern auf der Landstraße lesen könnte. Wie Goethe und sonstige Unsterbliche unter den Sterblichen, wird man nie mehr seyn, als wozu man gemacht wird. Man pflücke Nichts vom Baume des Lebens, es fallen genug Blätter von ihm ab, die auf der ruhigen Spiegelhelle des Daseyns umhertreiben und immer so ansehnlich sind, daß sich

ein Lorbeerkranz daraus winden läßt. Wohl dem, dessen Ueberzeugung nicht weiter reicht, als die Augen seiner Zeitgenossen!

Verzeih', Unsterbliche, daß ich heute mit mir beginne, nachher verweil' ich desto länger bei Dir. Ich schildere meine Leiden ausführlicher, um den Werth Deines Trostes in ein desto helleres Licht zu setzen.

Es war schon spät, doch weißt Du, mir ist Nacht, wie der Tag — die Flammen in meinem Ofen waren erloschen, die in meiner Brust loderten hell auf. Meine Zähne klapperten vor Winterfrost, in meinen Adern rollte es wie Gluthenstrom.

Ich trat hinaus in die heilige Stille meines Gartenparadieses. An seiner Himmelspforte hielt der Mond mit brennender Fackel schon Wache. Die Sterne waren seine Trabanten, was ich astronomisch beweisen will.

Wie badete sich mein krankes Herz in dem Dufte der Violen! Unter einer Blumenhecke legt' ich mich nieder und schwamm in den duftigen Seufzern der Rose. Der schlummernden Unschuld der Lilie ward ich zum süßen Traum. Aus ihrem Kelche tauchte ein holder Engel auf und neigte sein Blumenantlitz auf mich träumenden, traumerregenden Endymion nieder. Der Mond war es aber, der sich in gnadenreicher Herablassung auf mein liebestrahlend Auge senkte. Ich lächelte ihm freundlich; denn ich wußte wohl, daß zur selben Stunde an der mir abgekehrten Seite der Scheibe Deine Blicke hingen. Denke Dir, wenn wir einmal die Scheibe mit unsern Augenpfeilen durch und durch sähen!

Nicht ohne poetische Kraft und mit höchst blendendem Farbenschmuck schilderst Du mir Deinen Aufenthalt auf dem St. Bernhard, auf dessen Wipfeln Du in dem Hospiz der menschenfreundlichen Klosterbrüder so liebevolle Aufnahme fandest. Die Zelle, wo du schliefst, ging nach den Gräbern des verschneiten Kirchhofes hinaus, der auf Erden seines Gleichen sucht. Auch mich wolltest Du dort unter den müden Schläfern treffen und nur, weil ich Dir so lange nicht geschrieben, hast Du die ungeheure Reise gemacht. Soviel habe ich daraus gelernt — so führt der erkannte Irrthum immer zur verfehlten und noch zu einer neuen Wahrheit — daß ich dort auf jenem kosmopolitischen Höhepunkte einst am liebsten ruhen möchte. Die Gebeine welcher Menschen lägen dort neben mir! Pilger, müde Wanderer, die vielleicht nicht mehr besaßen, als den Stab, auf den sie sich stützten, die wie ich auf Erden zwar noch Glaube an Liebe und Edelmuth, aber diese selbst nicht angetroffen haben!

Du weißt, ich hasse jede Täuschung und fliehe mit Freuden eine Welt, die Versprechungen und Hoffnungen an die Stelle der ersehnten Güter selbst setzt. Wäre die Welt in einem steten Untergange begriffen, so vermöcht' ich vielleicht noch aus ihren Trümmern verkannte Tugend, beleidigte Unschuld zu retten, so aber soll sie ja erst gebaut werden, höchstens das Modell und Gerüst ist vorhanden, man appellirt an das goldene Zeitalter der Zukunft, und hab' ich für Alles Glauben, zu dieser Hoffnung fehlt er mir.

Man will, daß wir ringen und streben sollen, das Errungene aber und Erstrebte nicht außer uns suchen, sondern in dem hoffenden, noch glaubensfähigen Gemüthe. Da soll an der Liebe nicht der Besitz das Wahre seyn, sondern die

Liebe selbst. Nicht auf die erkannte Wahrheit käm' es an, sondern auf den erkennenden Geist. In sich selbst müsse man Ersatz für nicht gewürdigtes Verdienst finden.

Theure, war's nicht Sokrates, der die Philosophie vom Himmel holen und in die Wohnungen der Sterblichen einführen wollte? War aber dies die Befriedigung und der Ruhepunkt seiner Absicht, daß er den Giftbecher trinken mußte? Cato träumte den Traum von einer ewigen römischen Republik. War dies die große That, die ihn seinem Ziele näher führte, daß er mit eigener Hand mordendes Eisen in seine Brust senkte und seine große Seele aushauchte? Cäsar und Napoleon — was hätten Beide in sich selbst gefunden, wenn ihre Unternehmungen nicht ein glücklicher Erfolg gekrönt hätte? Oder war wirklich für Cäsar das das Höchste, daß er an der Säule des Pompejus starb? Für Napoleon, daß er auf die Felsen von Helena geschmiedet wurde?

Da stand ich auf den Höhen des Simplon, mitten unter zersprengten Felsblöcken. Ich sah die Tiefe der Landstraße hinab, die eine von den Chiffren ist, in denen menschliche Kühnheit und Ausdauer spricht. Die Gluthen der untergehenden Sonne leuchteten schon in weiter Ferne über die Wellen des Genfer See's. Da sprang der letzte Strahl von dem nackten Felsen, an den ich mich lehnte, ab und es wurde lebendig um mich, leises Murmeln, wie aus den Gräbern der Abgeschiedenen, umflüsterte mich immer dringlicher. Deutlich konnt' ich unterscheiden, wie aus der Tiefe der Straße über Klippen und jähe Felsen mannigfache Gestalten zu mir hinaufstiegen. Braune, gluthverbrannte Leiber, mit Bogen und Pfeil umgürtet, wie aus Afrika's und Numidiens

Steppen. Fußgänger und Lanzenträger mit Helm und Schild, in ihrer Mitte ein flatterndes Fahnenwimpel, oben drauf ein goldener Adler. Lange Grenadiere und Flügelmänner mit buschigen Bärten und riesenhohen Bärenmützen, Bajonette blitzten wie Stahlfunken durch die Nacht.

Ich aber that meinen Mund auf und begann mit einer Anrede, die sie, auf einem Bergabsprunge in mannigfache Gruppen gelagert, anhörten. Denn sie blieben dort.

Wenn vielleicht einer unter Euch — begann ich — mit mir Philosophie der Geschichte bei Hegel gehört und verstanden hat, so wird der seinen Cameraden die Erklärung geben können, warum ich Jedem unter Euch gleiche Gerechtigkeit widerfahren lasse. Dir da unten, Numidier, der Du Dir das Tabakrauchen angewöhnt hast — wo könntest Du sonst Deinen Nebenmann um Schwamm bitten? — bist eben so gut ein Moment der welthistorischen Idee, als dieser schwamm=reichende Nebenmann, den ich nach meinen antiquarischen Kenntnissen für einen halte, der in Cäsars Commentarien mitgefochten hat. Und selbst Du da, bärtiger Schelm, irr' ich nicht, ein Krämersohn aus Toulouse, hast die Objectivität Deiner historischen Stellung schon gewonnen. Erwartet also nicht, daß ich die Bivouakgemeinschaft, die Euch so brüderlich zu vereinen scheint, durch vorwitzige Bemerkungen über Eure etwaige Classification stören werde. Solche kurzsichtige Ansichten der Geschichte überlassen wir denen, welche die historischen Personen so gern zu Vehikeln ihres leeren Raisonnements machen. Beklagen würd' ich Euch also müssen, wenn Ihr etwa in der Absicht auf die Höhe dieses Standpunktes gestiegen seyd, um in diesen wilden Natur= und Geschichtsschauern aus meinem Munde Declamationen und

großartige Parallelen zu vernehmen. Hannibal, Cäsar und Napoleon sind für mich jetzt nicht mehr, als was mir ein Jeder von ihnen zu seiner Zeit gewesen wäre. Ich bewundere oder table gern in den Thaten historischer Helden auch zugleich die Reihe der durch sie veranlaßten Folgen, nie aber sollen wir von diesen letzteren aus jene zu messen suchen. Es gibt nun einmal in der Geschichte außer der göttlichen keine andere Gerechtigkeit; politische ohnehin nicht, die poetische steckt nur in der Einbildungskraft schwacher Gemüther. Nichts thörichter, als den zweiten Band der Weltgeschichte wie einen Roman mit Augen zu lesen, die sich schon nicht enthalten können, nach dem sechsten zu schielen. Was in Beziehung auf Kommendes Vorurtheil ist, davon ist die extreme Umkehr eine gleichsam retrograde Charakteristik der Vergangenheit. Die Wiege der Thaten eines Hannibal muß der Schwur ewiger Feindschaft am Altare der Hausgötter bleiben. Hat es denn Cäsar verschuldet, daß ihn der Anekdotenkrämer Plutarch mit Alexander in eine Parallele brachte, und umgekehrt? Haben Napoleons fingirte Zwiegespräche mit den an St. Helena brandenden Wellen des Oceans, mit den Sternen, die sich in ihnen spiegeln, je für die Geschichte einen solchen Werth, wie die Poesie ihnen leihen möchte?

Unstreitig findet man jetzt darum so wenig glückliche Erfolge großartiger Versprechungen, weil man sich gerühmt hat, die Geschichte nur als stupenden Marmorblock zu betrachten, dessen ungefüge Masse schon jedes kleine Wort, jede noch kleinere That zu bilden beitrage. Es verhält sich freilich vielleicht wirklich so. Doch wird man im Handeln immer besser thun, die Wahrheit, die verwirklicht werden soll, so zu wissen, als wisse man sie nicht. Man soll die höchsten

Zwecke der Menschheit befördern helfen, sich aber nicht zugleich auf eine Ehrensäule stellen. Diese Ansicht hatte auch in der Schreckenszeit die französische Republik, als sie in einem naiven Decrete bei den größten Anstrengungen für die Wohlfahrt der Republik noch zum Schluß von Jedem die Bescheidenheit verlangte.

Die deutschen Fürsten sollten unsere Historiker aus der Johannes Müller'schen Schule, die weltepochirenden und weltzeitalternden, vor Allem den Hegel'schen Geschichtsstupor in ihr Interesse ziehen. Große Geister kann zwar Nichts mehr entflammen, aber die kleinen auch Nichts mehr entmuthigen. Doch wird von jenen die eine Hälfte meist immer unpraktisch seyn, die andere ist nun einmal da, als nothwendiges Uebel, wenn schon in der geringsten Anzahl. Aber die Legion der Halben, die die Masse bilden, wird durch eine schwere Arbeit am leichtesten niedergehalten und so nie gefährlich werden.

Ach! Es umdämmert mich die Nacht der Wehmuth, und aus Deinen Augen gehen die Thränen als Sterne auf. Unsere Communalseele wird — nach bekannten physiognomischen Gesetzen — die Züge unseres Gesichtes ausgleichen und ähnlich machen und dann werd' ich nicht mehr wissen, ob ich Du bin und Du nicht, ob Du ich bist. Du willst Dir Rosen zum Kranze winden und mich schmückt der Blumenkranz. Die schönste entfällt ihm, mir will ich sie anstecken und schon ziert sie den Doppelthron Deines Busens. Entzückt wollen wir uns in die Arme fallen, wollen die Treue unserer Liebe mit heißen Küssen besiegeln und ich umarme mich selbst, Du küssest Dich selbst.

Ueberschicke mir also zur Mischung Deinen Geist und fürchte während des Experiments nicht, Du möchtest um Deinen Verstand kommen. Wir wollen für Deutschland die erste Probe des Gemeingeistes aufstellen.

Ich begreife nicht, wie Capodistria Plato's Werke in Griechenland verbieten konnte. Diesen Widerspruch eines in Griechenland verbotenen Plato mag jene Weisheit lösen, die das Schicksal der Völker auf die tiefsten Grundlagen der Liebe und der Billigkeit, wie sie ja vorgibt, anlegt. Nur bitte ich, welcher deutsche Fürst würde sich einfallen lassen, Goethes Werke in seinem Bezirke zu verbieten! Und Plato sollte fähig seyn, politische Träume in den Köpfen der Jugend aufzuregen! Plato, dessen Republik nur von einer Republik den Namen hat, der nichts als das hellenische Vorbild eines Macchiavell heißen kann!

Plato ist der Flügelmann der preußischen Aristokratie der Geistreichen, die jetzt die Stelle der ehemaligen Potsdamer Riesen einnehmen. Den Zeitgenossen Plato's war seine Republik eine Restauration der Staatswissenschaften. Man hat sehr oft die Frage aufgeworfen, ob Plato sich die Möglichkeit einer Einführung seiner Verfassungsformen gedacht habe. Sollt' er von jenem Worte Ahnung gehabt haben, das ich aus eines Berlinischen Universitätsprofessoren eigenem Munde vernahm: Ueberhaupt gäb' es nur zwei Staatsformen: die eine sey durch Preußen und Plato's Republik, die andere durch das andere Zeug erklärt?

In dieser Republik ist vom Volke gerade so viel gesagt, als von Solchen gesagt werden kann, die auf einen ruhigen

Genuß des Daseyns, auf die kleinen Freuden der Familie, auf die nothwendigen Prüfungen, die Gott über seine duldigen und schuldigen Geschöpfe verhängen muß, angewiesen sind. Wie auf einem Bühnenzettel stehen oben die Civil- und Militärpersonen ersten und zweiten Ranges und dann unten erst die unbestimmte Allgemeinheit des dritten Standes, Volk, Arbeitende genannt. Die ersten Classen sind solche, denen wie dem Steffens'schen Adel das Genießen ihre Arbeit ist, den Letzteren ist ihre Arbeit zugleich Genuß. Die Bureaukratie und der Militärdespotismus ist da nicht nur kein nothwendiges Uebel, sondern wird sogar durch Unterricht und Erziehung und durch alle Prüfungs- und Läuterungsgrade hindurch zum eigentlichsten Nerven des Staatslebens gemacht. Das höhere Band des Organismus soll in der festen Bestimmung und Abgrenzung der einzelnen Thätigkeiten schon enthalten seyn und den Schlußstein des Ganzen bildet die Lehre vom Vertrauen auf landesväterliche Huld. Schon die Ahnung eines Uebels käme dem Vorhandenseyn desselben gleich. Jeder Vertrag setze schon die feindseligste Gesinnung voraus.

Newton hat der Physik zugerufen, sie möchte sich vor der Philosophie in Acht nehmen. Dieselbe Warnung thut der Politik Noth. Ein Politiker, der seine Verfahrungsweise nach philosophischen Bestimmungen des Rechts und der Sittlichkeit abwägt, ist wohl eine ehrenwerthe Erscheinung. Aber ein Philosoph, der nach seinem Schema in die Wirren der Welt- und Zeitlagen mit constructivem Hiatus hineinfährt, macht sich lächerlich. In seinen Verhältnissen zum Syracusanischen Hofe hat Plato dies Schicksal getroffen. Die Ideale der Tugend und Glückseligkeit, für die er den jungen Dionys

entflammmen wollte, sollten die Philosophie auf den Thron bringen, ähnlich wie am Ende des vorigen Jahrhunderts die Kronprinzen vieler Staaten von den Kantianern bestürmt wurden, die Kritik, wenn nicht der reinen, so doch der praktischen Vernunft mit großartiger Anwendung in ihre künftige Regierung einführen zu wollen. In vielen hinterlassenen Briefwechseln liest man die Aeußerungen dieser Sorge mit Vergnügen: „Wie ist's, theurer Bruder, hat Dein Prinz schon meine Abhandlung über das radicale Böse gelesen? o trag' sie ihm doch ja vor! sie ist so ganz auf das Eine abgesehen, was jetzt der Menschheit Noth thut!" Welch' unschuldige Täuschung! Wenn deutsche Fürsten ihre Regierung zur praktischen Anwendung des Unterrichts, den irgend ein aus den bestäubten Winkeln seines Museums hervorgeholter Schulphilosoph oder Moraltheolog ihnen beigebracht hatte, machen wollten, glaubten sie nicht da das Edelste zu thun? Tugend und allgemeine Wohlfahrt, Herrschaft der Vernunft, Aufklärung, die edle Gönnerhuld als Beförderung der Künste und Wissenschaften, Friede, Edelmuth, Moral in Beispielen — o warum hat es doch eine französische Revolution, einen Napoleon geben müssen! Weinen möchte ich, wenn ich die Folge von Friede und Zufriedenheit bedenke, die bei solchen Gesinnungen, bei so wohl angewandtem Fleiße der auf die Regentschaft präparirten Prinzen über unser glückliches Vaterland hätten einziehen können! Jetzt will man den Herrschern gern das Schulgeld wieder erstatten, will ihnen die saure Mühe, die sie sich in ihren Studien über Volksbeglückung gegeben haben, gern bezahlen. Der Thron enthält wohl noch so viel Gold, Sammet und Seide, als zum Ersatz für ihre Alleinherrschaft nöthig ist. Das ist der Glaube der argen Zeit.

An Plato's Republik lobe ich mir nur zwei Dinge. Ein entdeckter guter Stoff zu einem humoristischen Romane und die Annäherung an den St. Simonismus.

Die Frauen wollen keine Engel mehr seyn, sie wollen Menschen werden. Ihr Mund soll nicht zum Küssen, zu leisem Liebesgeflüster, sondern zur politischen Beredtsamkeit geformt seyn. Da sie ihn nun aber nie öffnen können, ohne den Mann mit süßem Zauber zu bestricken, so steht davon mehr zu erwarten, als selbst die Londoner Conferenz als europäisches Amphiktyonengericht zu leisten vermag. Kommt es zum Kriege, so gehen die französischen Damen den Russen bis an den Rhein entgegen. Liebreiz und Anmuth, kriegerischer Adel und männlicher Stolz werden die schönsten Ingredienzien zu Romanen seyn, die die deutsche Grenze entlang sich anlegen, entwickeln und mit allgemeiner Entsagung und Entwaffnung schließen werden. So die Simonisten. So auch Plato, nur weniger zärtlich, mehr preußisch. Die Frauen sollen bei ihm nicht nur ihren Landwehrmännern das Essen auf die Wache bringen, sondern während der Mahlzeit selbst das Gewehr ergreifen und in Reihe und Glied treten.

Das andere Anziehende liegt in der trefflichen Vorsorge, daß die Weiber sich nicht versehen und Mißgeburten gebähren. Alle Krüppel, nämlich Blinde, Lahme, Krumme, Bucklige kommen bei Plato nach eigenen Oertern als Grenzbannat. Der Feind nimmt schon an der Grenze vor ihnen die Flucht. Welch' schöner Gegenstand ist nicht an sich die Liebe zweier Krüppel, etwa eines Krummen zu einer Lahmen, und nun gar die Annalen einer Stadt, die allein mit solchen körperlichen Gefährlichkeiten bevölkert ist! Wenn die Leute dort nicht infibulirt werden, welche Uebergänge der

Naturbildung! Jedes Kind hätte die Hälfte der mütterlichen Gebrechlichkeit, dafür aber auch einen Fehler seines Vaters weniger. Der Vater schielt mit beiden Augen, die Mutter ist krumm an beiden Füßen, wie nun die Tochter? Nur am rechten Auge wird sie in die Quere sehen, am linken Bein in die Quere gehen. Ich glaube fast, die Menschen werden über diese Formation weniger, als die Natur in Verlegenheit kommen. An einen Zufall wollen wir auch hier nicht einmal glauben.

Genug von Plato.

Aber wie gnädig hat sich doch die Cholera bei Ihnen in Berlin bewiesen und nicht so mit der Sterblichkeit der Menschen gewüthet! Es ist wahr, Berlin hat sich immer durch Unsterblichkeit ausgezeichnet.

Dir gehen die Augen vor Weinen, mir vor Lachen über, Du bist Heraklit, ich Demokrit. Du hassest die Welt und fliehest sie. Ich liebe sie nicht und beibe in ihr. Dich ärgert der Lauf der Welt, Du willst, sie soll auf zwei Füßen stehen. Ich lasse sie gehen und bin zufrieden, wenn sie nur den rechten Fuß voransetzt. Du verfolgst die Handlungen der Menschen von ihren Anfängen bis dahin, wo Du Dich endlich getäuscht findest. Ich setze schon das Ende in den Anfang und habe nie Ursache zur Klage, weil ich mich nie täusche. Du erwartest und hoffest Neues da, wo den Leuten nur immer das Alte neu erscheint. Ich erwarte immer nur Altes und weiß, daß selbst das scheinbar Neue im Grunde nur alt ist.

Die Wünsche der Menschen reichen nie weiter als die Theilnahme, die sie erregen. Es gibt nur Hoffnungen,

in so fern man ihre Erfüllung mit Andern theilen kann. Deine Theilnahme aber ist immer der Wunsch selbst, und darum hast Du einen doppelten Verlust. Dein Mitgefühl ist verschwendet und Deine Aussicht getäuscht. Hoffe doch auf nichts, als auf die Hoffenden selbst! Mich interessirt weniger das Gefundene, als das Gesuchte. Beste, was kann lächerlicher seyn, als eine Menschheit, die nach Kamtschatka wallfahrtet, um die Aepfel der Hesperiden zu holen!

Wenn ich nicht bei Trauerspielen lachen müßte, so würde ich Dich fragen, warum Du bei Lustspielen weinst?

Als Korinth zerstört und Griechenlands letzte Kraft gebrochen wurde, da stelltest Du Dich hoch auf den Olympus und sahest über Thessaliens Höhen in die blutigen Thäler von Hellas. Ich stand hinter Dir und trocknete lachend die Thränen, die Du weintest, als müßte jeder Tag nicht seinen Abend haben!

An Deiner Stelle hätt' ich mich auf dem Schlachtfelde bei Philippi geschämt, als Cassius Schatten auf Dich zukam und Deine Beileidsbezeugungen mit den Worten abwies: Weib, heule die schlafenden Krieger nicht aus ihrer Ruhe! Gehe hin, setze Dich auf den Gebärstuhl und gebäre Männer!

Ich glaube fast, Du gehörst zu jenen deutschen Historikern, die die Geschichte für einen Todten, sich selbst für angestellte Klageweiber halten. Das Geheimniß des Lebens scheint fast nur durch Offenbarung an die Leute zu kommen. Die Alten hatten für Schlaf, Traum, Tod, Geburt eine oder mehre Gottheiten, für das Leben keine, weil sie wußten, daß dies der Menschen einziges Vorrecht, daß hier Niemand Etwas ist, als durch sich selbst. Diese Ansicht, daß das Leben

nur ein ewiges Sterben und der Tod die Geburt zum wahren Leben sei, ist für Viele die einzige Idee geworden, auf die sie ihr Dasein gründen. Aber sie ist verwerflich, nicht nur als Meinung, sondern auch als That. Als That lebt sie in einem ewigen Todtschlage. Die tiefste Quelle dieses Uebels liegt nicht im Christenthume, wie man zu behaupten gewohnt ist, sondern noch weiter hinauf in den ersten Ursprüngen des germanischen Lebens. Die germanischen Völker würden nie zu solchen Consequenzen christlicher Ideen, die sich im Mönchthum und Klosterwesen aufs Höchste steigerten, gekommen sein, wenn sie an ihrer eigenen historischen Quelle, den alten heidnischen Naturanschauungen, nicht aus diesem Becher des Todes getrunken hätten. Die Sagen des alten Nordens weben, wie die Nebel auf seinen düstern Heiden, beständig zwischen Leben und Tod. Schon bei der Geburt seiner gefeierten Helden hört man den Grabgesang, die Götter selbst haben zeitliche Grenzen ihrer Macht, und dämmern dem Untergange entgegen. Solche Empfindungen ließen sich der Lehre des Christenthums leicht anpassen, sie fixirten sich in einem bestimmten, religiösen Bewußtsein, und so ist denn die thörichste Erscheinung des Dualismus entstanden, die, daß man sich bei uns immer Bürger zweier Welten nennt.

O ja, man hat sich mit dem Suchen der Wahrheit beschäftigt, dabei aber egoistisch genug nur an die Uebung seiner Geisteskräfte gedacht; wie Lessing, wenn ihm die Wahl frei stände zwischen der Wahrheit und dem Streben nach ihr, lieber das letzte wollte. Noch mehr, man hat wirklich eine Formel, einen Zauberspruch gefunden. Wer besaß nun

aber jenen Lebenshauch, daß sich die Buchstaben solcher Formeln zu dehnen und zu bewegen anfingen, lebendig wurden, immer größer und natürlicher, bis sie zuletzt als Thaten selbst das schwächste Gemüth fassen konnte? Und dies lebendige Eingreifen in die bewegten Räume der Wirklichkeit ist so sehr immer das Wahrere, daß ich, wenn ich in den Himmel Deiner Augen blickte, aus dem klaren Grunde der Wellenlinien Deines Angesichts köstlichere Perlen über Schönheit und Anmuth hole, als aus den Systemen der Weltweisen.

Die Wahrheit ist immer so indiscret, mit den Fingern zu zeigen. Man muß sie mitten auf den Weg legen, damit Jedermann darüber fällt. Meine Beste, so sehr ich die Forderungen achte, die Deine Schwestern an die Welt machen, so sollen doch die Scribenten nicht nur Menschen, sondern auch Männer sein. Das Gaukeln und Schmetterlingswesen, das sie bis jetzt immer verhindert hat, den gehaltenen Ton des Ernstes anzustimmen, sollen sie mit Würde und Adel vertauschen. Nicht mit den Ansichten der Partei kämpfen wir allein, sondern mit dem unredlichen Willen, mit der Untreue auf die Dauer eines Kampfes, mit der Dummheit, die sie bei aller Klugheit nicht verbergen können.

Wenn man Männer zum Kampfe ruft, so stellen sich nur Dichter, Schriftgelehrte, Erzieher, Philosophen. Unter ihnen vergißt ein Jeder über seine Welt die des Andern. Alle stehen sie an Oertern, wo sie nicht hin gehören. Der Dichter verehrt den Katholicismus, weil er ohne ihn nicht Dichter sein kann. Der Philosoph verwirft ihn, weil ihm sonst die Nothwendigkeit der Reformation unerwiesen bleibt. Der Erzieher opfert gern die Idee des Volkes, wenn er nur noch die der

Menschheit behält, ein Anderer hat das entgegengesetzte Interesse. So bildet sich auf der Oberfläche unseres Lebens eine Menge kleiner, nicht einmal mit ihrem Umkreis zusammenstoßender Cirkel.

An den Parteiungen und dem bisherigen Streite unserer Theologen will ich Dir beweisen, wie sich jede Einseitigkeit an der andern aufreibt.

In einer Legende streiten sich zwei Klosterjungfrauen über den Vorzug ihrer Heiligen. Die Eine verehrt Johannes, den Täufer, die Andere Johannes den Jünger. Ueber Nacht erscheinen die Heiligen ihren Anwälten, und belehren Jede, daß nicht ihr Liebling, der jetzt zu ihnen rede, sondern der Andere der größere sei. Am folgenden Morgen hatten sich nun Beide von ihrem Irrthum bekehrt, nur daß unsere Kleriker das sich nicht so offen gestehen, nicht so reumüthig wie jene Nonnen sich um den Hals fallen. Kann es aber etwas Thörichteres geben, als einen Zank über den Anfang oder das Ende eines Cirkels? Den Einen erscheint Gott in den ersten Anfängen seiner Erkenntniß unbestimmt, unerklärbar; die Andern erhalten diese Unbegreiflichkeit zum Resultat. Die fünfzehn Jahre der Restaurationsperiode hat man mit solchen Mißverständnissen hingebracht, und die geringe geistige Kraft, die sich in jener Zeit entfalten wollte, auf diesen Streit verwendet.

Ich spreche noch immer von den Theologen. Zwischen jene Ungereimtheiten sind schon früh Vermittler, Versöhner getreten. Mit eigenem Ohr hab' ich einen solchen Besänftiger mit dem tönenden Glockenspiel seiner Rede aussagen hören, daß Christus am Kreuze subjectiv gestorben, objectiv aber nicht gestorben sei. Von diesen Concordienformeln mußt' ich mich also bald abwenden und in Gemeinschaft mit Deinem

zarten Sinne hofften wir auf die Aesthetischen, auf jene Liebhaber des Christenthums, die uns Fragmente aus ihren Jugendjahren geben, wie sie die Mutter zur Kirche und zum Wiedererzählen der Predigt angehalten, wie sie vor Wehmuth an heiligen Oertern sich nicht hätten lassen können, wie dies Heimathland das Ziel alles wahren Lebens sei. Wie wir da entzückt waren! welche poetische Seligkeit empfanden wir! Nun mußten wir aber doch nach und nach von diesen Dilettanten auf Christus auch verlangen, daß sie uns über Wunder, die uns in diesem Gebiete bei jedem Schritt aufstoßen, ihre Erklärung abgeben. Gleich waren sie da mit der Meinung zur Hand, so wär' es eigentlich nicht gemeint gewesen, die Bibel gäb' ein religiöses Epos ab, das nach richtiger Kunsttheorie ohne Wunder nicht sein könne und vor Allem sei das das Wunder, daß eine solche Lehre, wie die christliche, sich nach Jahrhunderten noch habe erhalten können. Gut; Aber diese letzte Ausflucht erinnert mich an einen Historiker, der seine christliche Gesinnung nicht für die kleinste Tugend seiner Geschichtsauffassung hält. Er soll erklären, wie es mit des heiligen Bernhard von Clairvaux auffallenden Wundern stände. Dafür replicirt er, das sei das Wunder, wie ein so unscheinbarer Mann auf die Höchsten seiner Zeit mit solchem Einfluß habe wirken können, wie er ihn besaß.

Ich kehre zu den Theologen zurück. Eine andere Classe, ordentlich eine Schule, die sich weit bis in die Schweiz, selbst auf die protestantischen Institute Frankreichs verbreitet hat, umgibt sich gern mit dem köstlichen Dufte evangelischer Salbung. Sie hat die Entdeckung gemacht, daß man das Christliche unter jeder Gestalt verehren müsse. Ihr ganzes Geschäft ist, fremden Glaubenseifer mit Andacht zu beschreiben, Ersatz

für die Forderung, den eigenen zu zeigen. Sie sind duldend, nachgiebig, sagen sich von denen los, die mit ihnen einerlei Meinung, aber mehr Muth, sie zu vertheidigen, haben. Es fehlt ihnen sogar nicht an Tadel, wenn sie in der Kirchengeschichte, ihrem Hauptfache, auf Märtyrer der Ueberzeugung stoßen. Man erkennt sie an ihrem Schiboleth: seid fromm wie die Tauben, aber klug wie die Schlangen!

Und nun zuletzt bietet man uns in Glaubenssachen nicht noch einen Trost an, den absoluten, die Bestrebungen der Speculation um die Wahrheit des Christenthums? Hast Du Knigge's Umgang mit den Menschen gelesen? Chesterfield's Briefe und Aehnliches? Gewiß, es gibt im Handeln eine Lüge, die den täuschenden Schein der Sittlichkeit annimmt. Dieselbe Verschlagenheit hat bei uns im Wissen fast immer gegolten. Die angedeutete neue, jetzt hirt=, aber nicht herdenlose Secte ist auf Kunststraßen zu Lehren gekommen, die sie um so leichter aufopfern wird, je weniger ihre einzelnen Glieder wissen mögen, wie sie zu den symbolischen Büchern, zum heiligen Augustinus, zur Erbsünde und zum Teufel gekommen sind. Der Schein der Ueberredung ist täuschend, aber der täuschendste der der logischen Wahrheit. Und wenn es wahr ist, daß man sich selbst schon zehnmal belogen hat, ehe man einem Andern nur eine Lüge aufheftet, so schaudert's mich vor der Tiefe jenes Elends, wenn einmal von einer wunderthätigen Hand den Blinden die Augen sollten geöffnet werden.

— — Erinnerst Du Dich wohl noch einer Uebung, Theure, die ich einst eifrig mit Dir anstellte? Unbewußt

kommst Du jetzt wieder darauf zurück, Du wirst Dich freuen, wenn ich Deine Gedanken bis auf jenen Quellpunkt der Freundschaft hinführe.

Eben so schön als wahr hast Du die dissonirenden Verhältnisse der Weltharmonie nach Deiner großartigen Kenntniß des Contrapunctes auseinandergesetzt. Selbst Beruhigung für die wechselnden Erscheinungen des Lebens muß eine Ansicht gewähren, die die Wahrheit alles Schönen und Edeln erst in dem Streite anmuthiger und mißfälliger Formen, der Liebe mit dem Hasse, findet, die an einem Gott nichts Ehrfurcht- und Andachterweckendes findet, wenn er nicht ebenso einen Teufel zu einem seiner Person freilich ausgeschiedenen, seiner Idee aber integrirenden Bestandtheile anerkennt.

Nun aber die Erinnerung. In jener Zeit, als die Liebe noch wie mit süßem Kindeslallen an der Wiege unserer Jugend stand, bracht' ich Dir wohl öfter dichtbeschriebene Blätter, scheinbar in ungebundener Rede, die ich Dir zum Binden in gereimte Sträuße aufgab. Wie freuten wir uns, wenn Du bis auf Reim und Maßbewegung das in Prosa aufgelöste Original wieder herstelltest! Auf der lateinischen Schule hatt' ich diese Kunst von einem Lehrer gelernt, der einem Schüler Apollo's freilich wenig ähnlich sah.

Solche Turbatverse sind alle Dinge unserer irdischen Anschauung, Gott sitzt auf seinem Throne und spielt auf der Harfe, deren Saiten Himmelssphären sind, die Harmonie der Welt. Jede Blume, der Krystall, ein leuchtender Edelstein sind die zerworfenen Glieder eines großen Gedichts. An sich nur einzelne Worte, ohne Zusammenhang, auch ohne Sinn und tonlos; wem es aber gelingt, ihre erste Fügung, wie

sie der Dichter oben einst geordnet hat, wieder zu finden, an dessen Ohr mag es wohl wie himmlische Sphären klingen.

Du wirst mich fragen, ob der Dichter den Dichter, oder der Philosoph ihn besser verstünde? ob ein kindlich Gemüth in Einfalt mehr sähe, als der Verstand der Verständigen? ob ein Mädchen, das sich eine Rose bricht, die Lieder, die in der göttlichen Blumensprache gedichtet sind, besser vernähme, als der Sänger eines westöstlichen Divans?

Die Stellung mancher Fragen deutet schon oft auf die kommende Antwort. Laß Dich aber dadurch nicht bestimmen, mein Urtheil schon für entschieden zu halten.

— — O, meine Gute, ich kenn' eine Telegraphenlinie, die geht durch alle Länder, in denen menschlicher Odem wehet; Keiner hat es dem Andern gesagt und doch wissen sie es Alle Jeder Seufzer, jede Klage, jeder Schrei der Verzweiflung steigt wie Feuersäulen in die Luft, von Bergen zu Bergen sieht man Tausende solcher Flammenzeichen rauchen. Das sind die Geister der Abendwinde und die Mondscheinwellen, auf denen sie schiffen. Das sind die unsichtbaren Landstraßen, die die Engel in duftigen Frühlingsnächten gewoben und gedämmt haben. Das sind all die heimlichen Gedanken, die hinüber und herüber ziehen, tröstend und mahnend. Wie Irrlichter sieht man die großen, glühenden Buchstaben hinter schwarzem, ölgetränktem Papiere auf dunkeln Moorgründen auf- und niedergaukeln. Wie Feuerkugeln fallen aus nächtlichem Himmelsblau die Abbreviaturen der großen Commandowörter, die zum Schrecken der Tyrannen die Bewegungen unzähliger Heerschaaren ordnen und lenken.

Der helle Nordschein mit seinen gelblichrothen Lichtströmen ist eine glanzvolle Uebersetzung der Parole, die durch die kampfgerüsteten Reihen wie ein Bach murmelt. Die Natur hat es doch weise eingerichtet. Wo ein Thal aufhört, da fängt ein Berg an, und hinter ihm liegt wieder ein Thal. Wo Ströme und Meere fließen, da gibt es nicht nur diesseits ein Ufer, sondern auch eines jenseits. Wo endlich ein Grenzstein liegt, da ist eines Landes Ende, aber auch eines andern Anfang. Freilich mögen über Meilen sich die Zungen fremd sein und nicht verstehen, was sie sich zuflüstern wollen. Aber wie bei einem Baue oder bei einem Brande reicht Einer dem Andern den Stein oder Eimer, dieser wieder einem Dritten, und so hinauf bis zum Letzten. Das Geheimniß schreitet in Siebenmeilenstiefeln. Eine schöne Sommernacht, wo ein Nachbar mit dem andern aus dem Fenster redet, kann durch ganz Europa eine expresse Nachricht spediren. Ein edler Dichter hat die Bundschmecker auf den großen, ewigen Bund der Sterne verwiesen. Wahrlich, so lange denen noch ihre Bahn gezeichnet ist, kann es der guten Sache nicht an Fortgang fehlen. Die Ewigkeit der Sterne bedeutet mehr als die bloße Ausdehnung in der Zeit, sie ist auch der Sieg der Zeit, ihr ruhmvoller Sieg. Der Ideenschmuggel wird die Poesie des Lebens werden. So lange noch der Pflüger auf dieser Grenze seinen Pflug eine Weile stehen läßt, und mit dem Pflüger auf der andern im Schatten der Grenzeiche ein vertrauliches Gespräch halten kann, so lange noch keine Mauer verhindert, daß sie sich einander die Hand reichen, wollen wir nicht fürchten, die Wahrheit möchte abhanden kommen. Zwang und Gewaltthätigkeit kann wohl verhindern, daß man in Flachsenfingen weiß, was der Amts=

schreiber in Kauzen den Bauern für Grobheiten sagt; aber daß man in China ein erbärmliches Leben führt, hat selbst durch die hohe und lange Mauer nicht können verschwiegen werden. Durch Endliches läßt sich die Erkenntniß des Unendlichen weder befördern noch hindern. Wenn die Baumeister des babylonischen Thurms das Wesen Gottes mit Kalk und Steinen begreifen wollten, so ist das dieselbe Thorheit, die in den Versuchen der Gewalthaber liegt, wenn sie einen mächtigen Strom dämmen wollen. Der Strom glaubt ja nicht mehr an die Nothwendigkeit seines alten Bettes, wird er hier aufgehalten, so bahnt er sich dort einen neuen Weg und das mit reißender, zerstörender Gewalt. So verfehlen sie nicht nur an der einen Seite ihre Absicht, sondern machen an einer andern Seite den Schaden größer, als er je zuvor war. Das Ungeheuere traut man sich zu, nicht nur die tief, ach! so tief geschlagenen Wurzeln des Hasses auszuheben, sondern sogar an ihre Stelle junge, frische Reiser, Liebe und Vertrauen zu pflanzen. Wird es gelingen?

— — Nur nicht in die Rosengärten Saadi's führe mich! Die poetische Weise Deiner Empfindungen, die Lust an jenen zarten Freuden, die jeden Schritt auf den Gedankenwegen des Gemüths mit Blumen bestreuen, setzt mich in Verlegenheit. Ich habe dann Noth, die aufjauchzenden Flügel meiner Begeisterung niederzuhalten, und da ernst und kalt zu erscheinen, wo ich nur Lied und Feuerstrom sein möchte.

Wenn ich wo von Poesie höre, von frommer, ungetrübter Naturanschauung, von Liebe und Treue, deren die Menschen noch fähig seien, von großen Gedanken, die wie elektrische

Funken Tausende zugleich durchbeben können, so seh' ich mich ängstlich um, weil ich den Mephisto nahe glaube. Ob es ein Himmelreich auf Erden gibt, ob es keines gibt, ich weiß es nicht, nur das weiß ich, daß ich es nicht finden darf. Denn eine tiefe Philosophie lehrt, wer einen Engel begreift, ihn erkennt, macht ihn zum Teufel.

Es gibt Stunden, wo ich vor der Größe des Weltgeistes andächtig bete, wo ich nach heiligen Gräbern, Lorettohütten, ehrwürdigen Domen pilgere, wo ich heiliges Weihwasser schöpfe und meine brennende Stirn netze. Wenn ich mich aber vergeblich bemüht habe, jene Menschen nicht zu sehen, die die Nimbusstrahlen jedes Heiligenbildes auf ihr hirnleeres Haupt zu sammeln suchen, wenn ich vergebens mich gemüht habe, aus jenem Satze, daß die Menge nur das Nächste, das Sinnliche zu erfassen vermöge, den Wahnwitz wegzuschaffen, so kommt der Spott wie Windeswehen über mich und ich bin aus meiner seligen Illusion heraus.

Welche Verehrung zollt' ich der Monarchie! Wenn es sich um Ideen handelte, die die Grundlage der menschlichen Gesellschaft bilden müßten, so schien sie mir für solche die einzige Sicherstellung zu sein. Ein Monarch war mir dabei mehr als der erste Bürger, was Friedrich II. nur sein wollte, selbst noch mehr als die Personification der Gerechtigkeit. Mit der tiefsten Demuth beugt' ich mein Haupt und fand in ihm jenes göttliche Moment, woran Kirche, Kunst, Wissenschaft, alle Gebiete unserer höchsten Geistesfähigkeiten ihre Wahrheit hätten. Das Interesse des Augenblicks, die gehinderte Befriedigung eines Wunsches meines arglosen Herzens öffnete mir aber die Augen. Wenn ich die Verfasser der positiven Wirklichkeit einst beklagte, daß sie das von der

Phantasie der Völker ihnen dargebotene Ruder, einen zarten Lilienstengel, nicht ergriffen, so dank' ich ihnen jetzt dafür, seitdem ich jede Mondscheinbeleuchtung in Sachen der Vernunft und Erfahrung verabscheue.

Ich hatte mich einmal auf die Teufelskanzel des Brockens gesetzt und ließ die Weltgeschichte in ihren erhabensten Repräsentanten an mir vorübergehen. Ich erstaunte über jene Ordnung, jene unverkennbare Weisheit, mit der selbst das kleinste Beiwerk angelegt schien. Von den Hochgebirgen Asiens bis zu den Höhen Scandinaviens lag das weite Feld wie in systematischer Symmetrie. Einer sprach zu dem Andern, und die im Leben mit tödtlichem Hasse gegen sich gewüthet, reichten sich freundlich die Hand. Da lag Cato in Cäsars Armen, Gregor weinte an Heinrichs Brust, Robespierre und Danton küßten sich mit ihren wieder aufgefügten Köpfen. Damals bildet' ich mir ein, in dieser Vision ein Gesetz gefunden zu haben. Ich lobte alle die, die sich haßten, und weinte schon im Voraus die Thränen, die sie einmal später auch vergießen würden. Später hab ich den Grundsatz umgekehrt. Ich sah ein, daß mein Haß eben so gut in der allgemeinen Welthistorie placirt werden muß, als meine Liebe. Und weil ich ferner einsah, daß jener auf Ueberzeugung, diese auf Täuschung beruht, so hab' ich mir nun vorgenommen, in Timons Fußstapfen zu treten.

Also, Du Süße, erinnere mich nicht so oft an jene Bilder der Vergangenheit! Sie wecken so schmerzliche Gedanken. Es thut mir weh, an Dinge geglaubt zu haben, die ich bei Andern so bitter tadle. Da sprichst Du von der Liebe zum Vaterland und vergissest, daß überall die Welt Gottes ist. Bist stolz, daß Dich Berge von einem fremden Volke scheiden;

und das Maulthier und das Saumroß des Kaufmanns bringen dem Nachbar Deine Waaren und er Dir seine Sitten. Du dringst auf das, was der Natur gemäß ist, willst den Geist in ihre Krystallisationen bannen und diese hat eine entgegengesetzte Aufgabe. Ihre Fesseln sucht sie zu sprengen, um zum Geiste sich zu verklären. Du nennst den Krieg ewig, er steht Dir höher als der Frieden, weil Dir Sehnsucht mehr ist als Befriedigung und der Krieg scheint Dir ein Sehnsucht nach dem Frieden. Aber der Krieg ist ein Irdisches, im Irdischen will die Menschheit immer befriedigt sein, nur nach himmlischen Dingen begnügt sie sich mit der Sehnsucht. Dich reizen noch die Trümmer alter Herrlichkeit auf Deinen heimathlichen Bergen und aus Oekonomiegebäuden und Schenken steigen Dir noch immer die Geister der Vergangenheit auf. Zünfte mit klingendem Spiel und den feierlich getragenen Insignien des Gewerbs, voran der Fahnenschwenker mit seinen tollen Possen — o es ist das Deine größte Lust. Wenn Du einen wandernden Handwerksburschen die Straße heraufkommen siehst, schlägt Dir Dein Herz vor Freude, und Studenten scheinen Dir über und über in poetische Farben getaucht zu seyn. Aber hast Du je gefochten, bist Du je relegirt worden? Es ist aus mit der stillen Heimlichkeit der Gemüther. Die Empfindungen des Volkes verflachen sich. Sie werden durch andere Eindrücke anders gestimmt. Man frage nur unsere Romanzendichter, ob noch all die alten Sagen gewußt werden, die von diesem Teiche, diesem Walde, diesem Berge erzählen. O sie wollen aufgeklärt sein und schämen sich, sie mitzutheilen, man könnte ja denken, sie glaubten dran!

Du erwartest, der unschuldige, gemüthliche Sinn der Deutschen werde sich einmal mit furchtbarer Kraft an jenen

Frevlern rächen, die sie in die gegenwärtige Verwirrung, in dieses gottlose Treiben des Tages gestürzt hätten. Aber ich versichere Dich, eine solche Reaction gäbe nur die schönsten Aussichten für den Flor unserer komischen Bühne.

Denke Dir, ich wäre so schadenfroh, ladete Dich zu mir und brächt' es durch die muthwilligsten Mittel dahin, daß Du voll süßen Weines würdest und so zu sagen Deine eigene Scham aufdecktest. Es müßt' eine Lust sein, Dich mit Deinen sanften Empfindungen, mit jener himmlischen Weichheit Deiner Seele wie eine Rasende und Närrische gebärden zu sehen, wie aus Deinem ätherblauen Auge eine Hölle von jauchzenden Dämonen jubelte, wie Du unter den Ergüssen Deines fühlenden Herzens über Tisch und Bänke sprängest und mit lallender Zunge von Deiner Universalentzückung redetest. Die Engelsfurie wird aber nüchtern werden und zornig, daß sie einer zahlreichen Gesellschaft zum Ergötzen gedient hat. Du schwörst ihr blutige Rache und nun frag' ich Dich, ob das nicht den vortrefflichsten komischen Effect gäbe, wenn aus allen Deinen Machinationen der Jubel jenes lustigen Abends hervorlachte, wenn jede Verlegenheit, in die Deine geschäftige Intrigue die ungefügen Lacher versetzte, sich in die Lust der Erinnerung, in die Du zuletzt einstimmen müßtest, wieder auflöste?

O eine solche Reaction kann nur einen neuen Don Quixote geben. Deutschland käme mir dann wie ein Mädchen vor, die gern Nonne sein möchte, von der aber das ganze Kloster weiß, daß sie ein Kind an der Brust säugt. Vorwärts! Vorwärts!

Ja, schon Viele sind der Sache des Vorwärts untreu geworden. Nicht darum lassen sie die Arme sinken, weil sie schwach und ermattet sind, sondern sie wollen bemerkt haben,

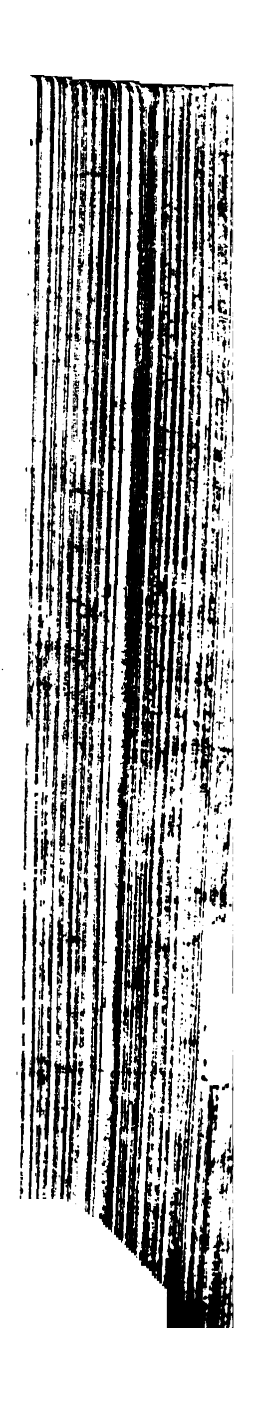


daß sie da Streiche in die Luft geführt, wo sie nach den Befehlen der Ordner den dichtesten Schaaren hätten begegnen müssen. Sie haben sich selbst auf einem gewissen Indifferentismus ertappt; sie sehen zwar ein, daß die Gegner hier nnd da im Irrthum befangen sind, erschrecken aber vor dem Gedanken, daß es doch etwas Bestimmtes, ein gewisser Inhalt, ein Interesse ist, was Jene vertheidigen. Auch sie wollen nun mehr sein, als ein Medium, woran sich die im Hintergrunde gährenden Massen zersetzen. Sie wollen nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen, neben dem Schwert auch den Scepter führen.

Ja, von jeher hat es Männer gegeben, die über dem Kampfe der Parteien erst den wahren Mittelpunkt ihres Lebens finden wollten. Sie suchten das Außerordentliche, weil entweder ihre Bildung eigenthümlicher gestaltet war, oder der Drang ihrer Ueberzeugung sie trieb. Sie bedurften der Masse, aber nur des Gegensatzes und der Folie wegen. Der Eine suchte einen tieferen Frieden des Gemüths, den er im Lärm des Marktes nicht finden konnte, der Andere war Egoist aus Eitelkeit oder aus Reflexion. Diese Leute verlangen von der Wahrheit, daß sie auch immer neu, von ihrer Darstellung, daß sie Jedem überaschend scheine. Daher verschmähen sie eine Gemeinde, wo der Schüler vom Meister nur durch den Unterschied des Alters getrennt wird. Wir Deutsche würden mehr Vertheidiger der politischen Freiheit aufweisen können, wenn sie mit unserer Kunst, Wissenschaft und Literatur inniger zusammen hinge. Weil sich die politische Wirksamkeit selbst in den Weg treten würde, wenn sie tiefer eindränge, als in die Durchschnittsintelligenz des Volkes, so sind ihre Begriffe und Terminologien einfach.

Es gibt noch Andere, die aus andern Gründen dem Vorwärts untreu geworden sind. Sie konnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechts nicht ertragen, sie wollten nicht, daß man munterer, dreister dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es ist in Frankreich ebenso gegangen. Die in der alten französischen Kammer einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der ehemaligen Opposition sind nur darum in die rechte Mitte des Zentrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, sich in jugendlichen Gemüthern lebendiger bethätigte. Die Menschen erschrecken nicht so sehr vor dem Was? als vor dem Wie?

Genug! Du hast Recht. Ach, wir kämpfen nur um die Wege zum Ziele, kennen aber das Ziel selbst nicht. Der letzte Grund unserer Wünsche ist noch kein bestimmter Zustand, sondern nur die Möglichkeit, sich frei zu bewegen, das Mittel, einst irgend einen Zustand herbeizuführen. Wir wollen die Freiheit haben, künftig das zu sein, was wir sein werden. Dies ist aber auch das Gesetz unserer Zeit. Die Willenskraft muß bis zu dem Letzten im Volke wieder geboren werden. Erst muß ein Jeder das unbeschränkte Gefühl seiner Person gewonnen haben und dann mag er hintreten und anfangen, was seines Geistes Gebot, seines Herzens Gelüst seyn wird. Das Zeitalter der Revolution deutet auf eine neue Schöpfung. Ihr erstes Werk innerhalb der Menschengeschichte muß der dritte Adam sein, der in der Welt erschienen ist. Wie in Christo die Menschheit in die Einheit gesetzt wurde, so muß sie einst in die Besonderheit gesetzt



werden. Wer da weiß, was er sagt, wenn er Ich sagt, ist ein neuer Heiland der Welt. Ob dieser Ausbruch des allgemeinsten Fichtianismus auch jener Augenblick ist, wo Alles, was sonst der Mensch aus der Vergangenheit als geschichtliches Erbe auf seinen Lebenspfad miterhält, rein verschwunden ist, wo alte gesellschaftliche Ordnung, Christenthum, wissenschaftliche Bildung nur wie ferne Erinnerung an die menschliche Seele klingen wird, wo man Nichts mehr findet, als die Sehnsucht nach einer neuen Erfüllung des ausgeleerten Bewußtseins? — vielleicht weiß Dein Scharfsinn mir darüber Auskunft zu geben. Wird man wieder eine Idee brauchen, um damit die Welt zu regieren? werden die Gesetze in todten Buchstaben oder in den Herzen der Menschen beschrieben sein? Wird es wieder Personen geben, die man für die sichtbaren Träger des Gesetzes hält? Werden überhaupt die kleineren Geister wieder größere zu Vormündern, zu Gesetzvollstreckern wählen, oder wird man alles Redens und Strafens überhoben sein?

Um die Zukunft zu erkennen, sieht man in die Vergangenheit. Ich thue das, find' aber nirgends eine passende Analogie. Die Verhältnisse werden verschieden, daher auch die Bedürfnisse andere sein. Natürlich ist die Zukunft das Werk einer allgemeinen Veränderung, sollten also die Zustände unserer oder früherer Zeit nicht einiges Analoge zur Hand geben? Sie lehren freilich das ewige Bedürfniß des Menschen, ein Gesetz, eine Idee, die Alle zusammenhalte, an die Spitze jeder Gemeinschaft zu stellen. So viel Blut ist nur geflossen, weil man wollte, daß es nicht flösse. Nur darum war die Anarchie an der Tagesordnung, weil Alle die Einigkeit wünschten. Aber wie? man wollte ein Gesetz und doch keinen

der es gäbe! Man liebte die Menschheit und haßte die Menschen! Darum glaub' ich es nicht, Geliebte, daß einst in Buchstaben wieder geredet wird. Die Liebe wird herrschen Aber die Liebe steht nicht unter dem Gesetz, sie ist Feindin des Gesetzes, wie Du schon in der Bibel lesen kannst. Viele Dinge werden dann aufhören, besonders die, die jetzt schon keinen Sinn mehr haben. Das nimmt Alles ein Ende. Nur die Liebe nicht und die Treue nicht.

O liebe mich und bleibe treu, dem Treuen! —

———

— — — Laß uns nie die Bände der Weltgeschichte überspringen, sondern nur so handeln, wie es der gestrige Tag dem heutigen befohlen! Ein Ganzes weist Dir die Geschichte der Menschheit so lange nicht nach, bis sie selbst ihren Lauf vollendet hat. Der Gedanke mag seinen Mittelpunkt und vollkommenen Umkreis in dem ihn denkenden Geiste finden, aber die That wird ewig Torso bleiben. Kann denn eine Blume ewig blühen? Hat nicht die Natur dafür gesorgt, daß jeder Tag eine neue, nur an ihm blühende aufzuweisen hat, gleichsam seinen Blumenheiligen? Wenn wir nun wirklich unser beiderseitiges Dasein zu einem Ganzen zusammenfügen wollten, wie sollen wir wissen, daß wir so dem Ideale der Humanität näher stehen, als wenn von uns Beiden Jeder sich für sich behielte? Ich habe mich in meinem Leben unendlich oft verwandelt und bin nicht nur dabei stets derselbe geblieben, sondern habe mich auch dem Wesen des göttlichen Geistes näher gefühlt, als wenn ich mir einen unveränderlichen Normalzustand angeschafft hätte. Ich habe oft heute da Ja gesagt, wo ich morgen Nein sagte, und das



hat mich unendlich mehr erquickt, als eine entschiedene Meinung. Ich glaube an die Palme als das allein der Menschheit würdige Symbol. Nichts desto weniger steck' ich gern ein Schwert vor mir in die Erde, und bet' es an als meinen König, wie wilde Völker thun. Man spricht da unaufhörlich von der Consequenz. Woher weiß man, daß die Consequenz die Wahrheit ist? sie ist nicht einmal die Ueberzeugung von der Wahrheit. Ueberzeugt kann auch ein Spitzbube sein. Der Teufel kann sich auf die Consequenz seiner Ueberzeugung berufen. Ich habe mich unaufhörlich gehütet, in der Metamorphose meines Lebens ein Gesetz aufkommen zu lassen. Schon darum nicht, weil man in meine Fußstapfen hätte treten können. Ich will die Wahrheit meines Lebens für Niemanden verbindlich machen. Wer sich zuerst meinen Anhänger nennt, wird in mir selbst seinen ersten Gegner finden.

Ich will Dir die drei Hauptverwandlungen meines Lebens vorführen. Urtheile selbst, ob ich meine Hand abhauen muß, weil sie erst eine Oriflamme, dann eine Pritsche und zuletzt ein Schwert führte!

In der Zeit der Reifröcke und Perücken geboren, trug ich mich doch immer à l'enfant, und ging offen in meiner nackten Schönheit. Ein tausendfach gefaltetes Gewand war die Welt in meiner Jugend. Schon früh hatt' ich den Muth, es an seinen Enden zu ergreifen und es faltenlos zu ziehen. Ich glich einer Blume, aber gedörrte, gelbe Blätter machten meine Blüthenkapsel. Ich konnte nicht einmal meine eigene noch verschlossene Herrlichkeit betrachten, nur ahnen. Da brach endlich die lästige, morsche Hülle und die verschämte Gluth meiner entfalteten Pracht durfte sich frei in

den flimmernden Wellen des Lichtes baden. Die Vorurtheile meiner Zeitgenossen, die ihnen anerzogene Bildung erfüllten mein Herz, das nur für das Wohl der Menschheit schlug, mit tiefster Wehmuth. Vergebens rief ich in die Salons meine ernsten Warnungen; noch waren sie aber zu schwach, das Geräusch dreist ausgesprochener Lügen zu übertäuben. Darum trat ich an die Wiege des Unmündigen. Aber auch hier mußt' ich erst die geschwätzigen Ammen mit ihren Mährchen und albernen Erfindungen vertreiben, eh' ich die bedrohte Unschuld in die Einsamkeit der abgelegenen Natur retten konnte. Das süße Lallen der Kleinen flößte in die Empfindungen meines Herzens die innigste Wärme. Ich glaubte in einem Paradiese zu leben, in dem die Schlange der Verführung nicht wäre, aber ich stand nur wie eine Cyane unter reifen, überreifen Aehren. Ich glaubte, wie der göttliche Gesandte von der Höhe Nebo in ein gelobtes Land zu sehen, wo nur Milch und Honig flösse, und es war Blut, das die Schaar meines Volkes erwartete. Hab' ich es aber ahnen können, daß ich es war, der die Völker in di Thäler des Schreckens führen half! Daß ich meine Blumen zusammen brachte, nur um ein Schaffot zu errichten! So wahr man mich damals Rousseau nannte, mein Herz wollte nur das Beste!

Ich stieg die Ufer des Genfer Seees entlang, auf die höchsten Gipfel der Alpen, und machte sie zu meiner Sternwarte. Millionen Sterne tauchten aus der blauen Himmelsdecke, die wie ein Baldachin über die schlummernden Erdbewohner ausgebreitet war. Mein lauschendes Ohr vernahm die Seufzer, die der beängstigten Brust so vieler Dulder entfuhren. Sie rannen zu einer großen Blume zusammen,

die ihre Blüthenblätter sehnsüchtig in die Weite des Himmels streckten. Sie flehten nach Linderung der Leiden, nach kühlendem Thau, und fanden Beides in ihren eigenen Thränen. Engel stiegen eine, wie Harfentöne klingende Himmelsleiter herab und flochten einen großen Blumenkranz, den sie rings um die Eiszinken der Alpen wanden. „Heil — sangen sie, und es tönte lieblich wie Flöte und Glockenklang — Heil allen müden Lebenspilgern! wir führen sie an die Quelle der ewigen Genesung! Sie haben ihr Leid verloren, denn über unsere Sänge haben sie es vergessen!“ Ich stieg hinab in die Thäler und die Menschen verehrten mich wie einen Propheten. Wenn sich mein Geist in blitzende, leuchtende Strahlen spaltete, so war ich Regenbogen und Sonne zugleich, Wärme so gut, wie Licht. Gern sah ich in die Kreise des menschlichen Lebens, auf die sonst der Stempel des Gewöhnlichen gedrückt ist. Aus den tiefsten Schachten einer reinen Gemüthswelt sah ich reines Gold blinken. Mit dem Zauberstabe meiner sanften Rede führt' ich die Engel, die der irdische Glaube der Menschen in den Hütten der Unschuld und ungezwungenen Sitte unsichtbar gemacht hatte, wieder heim in diese Wohnungen des Friedens. Wie grünende Inseln schwammen meine Gedanken lange unentdeckt auf den Gewässern meiner Zeit. Nur verirrte Schiffer oder ein Unglücklicher, dessen letzte Rettung ein erhaschtes Boot gewesen, fand sie. Dann labt' er sich an dem süßen Quellwasser, das aus meinen dunkeln, heimlichen Grotten floß, an den fröhlichen, muntern Tönen geschwätziger Waldbewohner. Aber oft hat sich in einer Welt voller Flachheit und Entartung die Unschuld mit scharfem Stahl gewaffnet, so hab' auch ich die dunkeln Schatten meiner Zeit mit Feuerlilien

vertrieben. Meine Frühlinge keimten meist nur aus Asche, wie aus den Lavaströmen des Vesuvs die Thränen Christi keimen. Die Biene war mein Symbol. Schwärmend voller Luft im weiten Raume, den süßesten Staub aus allen Blumenkelchen saugend, aber auch stechend den, der den Heiligthümern, deren Dienst mein Leben geweiht war, nicht mit frommer Scheu nahete. Damals hieß ich Jean Paul.

Ist aber die Welt eine Schöpfung Deines Gedankens, oder hat sie nur Deinem Gedanken Licht, Deinem Gefühle Wärme gegeben? Wenn Du eine Blume an der Quelle eines Stromes in die Fluth warfest, hast Du sie noch da, wo sie ins Weltmeer trieb, duftend und schön gefunden? Wenn die Welt verlangt, daß wir die Herren unserer Einbildung seien, fühlen wir, daß wir ihre Sclaven sind. Wenn einst himmlischer Seelenfriede mein Traum war, jetzt welch ein Erwachen! Die Liebe soll die Zauberformel sein, die uns die Hölle in den Himmel verwandelt. Liebe! Liebe ist die Frucht der Eitelkeit. Hört sie nicht auf, Liebe zu sein, wenn sie Treue wird? Ehe! Sie ist ein Institut des Staates, das Gefühl der Hinfälligkeit, künftigen Schwäche und Verlassenheit ihre Grundlage. Religion! Es gibt einen Grenzstein, wo sie Lüge wird, wo ist der? Auf welcher Station bin ich noch im Gebiete Gottes, auf welcher schon im Gebiete des Teufels? Solche Fragen nannte meine Zeit Zweifel, Doctor-Faustthum. Sie beklagte mich, daß ich nur an der Vorhalle zum Tempel des Verständnisses der Welt stehen geblieben sei. Welch thörichter Glaube! Theilweis Haltbares fassen die Menschen zusammen und lassen sich dadurch in ihren Handlungen bestimmen. Viele halbe Wahrheiten zusammengenommen, geben ihnen zuletzt die vollkom-

mene Wahrheit. Wenn ich an der Vorhalle des Heiligthums, wo meine Zeitgenossen anbeten, schon meine Hand in ein Becken tauchen muß, um mich mit magischem Wasser zu segnen, so wag' ich schon keinen Schritt weiter, bleibe draußen und bete lieber die todten Steinbilder an, die vor dem Eingange Wind und Wetter getrotzt haben. Einst ließ ich mir einen Schädel als Pocal zurichten und hab' aus ihm die reine ewige Lust des Lebens getrunken. Das nannte man bizarr und rechnete mich unter jene kleinen Geister, die sich die Welt als Widerstand ihres Willens dichten, um nur unter den Titanen aller Zeiten mitgenannt zu werden. Dann floh ich meine Heimath. Die schwachen Nerven meiner Zeitgenossen wollten gesehen haben, daß ich von den brennenden Fackeln meiner Reue unstät getrieben würde. Ich hab's wohl tiefer, als man es geahnt hat, selbst gefühlt, daß ich in mir keinen Frieden fand; aber ich sah, daß der Geist dieser Zeit in eben solchem Drange sich selbst verfolgte, was konnte mir größern Trost gewähren? Ich weiß, daß das Buch des Lebens nie mehr enthält, als was wir hineinschreiben, daß der die Zeit verstand, der seinen Geist zu dem ihren machte. Wer jede Stunde benutzt, hat einen Tag genossen, auch Jahrhunderte bestehen nur aus Tagen. Mein junges Leben hab' ich mir in Augenblicke getheilt, und wenn mir jeder dieser Augenblicke einen Freudenbecher an den Mund setzte, so hab' ich ihn getrunken. Verstand ich also nicht mich, nicht meine Zeit? Weil ich aber nie rechte Entzückung empfunden, so starb ich an der ersten, die ich empfand. Ich starb im Morgenroth eines schönen Tages, sah noch die aufgehende Sonne der Freiheit und ganz Europa erfüllte die traurige Kunde, Lord Byron sei zu den Todten gegangen

Aber noch leb' ich, Geliebte! Ich gleiche dem Gedanken und der Natur, die sich ewig zerstört, um sich ewig wieder zu erzeugen. Die Leidenschaften der Menschen läutern sich. Jetzt hoff' ich auf sie, weil sie selbst hoffen.

— — Schmerzlich fühl' ich, daß ich meine Klugheit unter dem Gewande der Thorheit verbergen muß, schmerzlicher, daß wohl gar Deine liebende Seele, Schwester, bei der allgemeinen Kunde von der Schwäche und Zerrüttung meines Geistes, zu zweifeln anfängt und an sich selbst irr wird, da sie doch besser von dem unseligen Verhältnisse unterrichtet ist. Kann doch der Glaube einer ganzen Welt selbst einen Blinden bewegen, sich für sehend zu halten.

Um Dich an die unerschütterliche Ausdauer und Kraft meines Willens zu erinnern, eil' ich nun in Deine freundliche Nähe. Ich will Dich lehren, wie in dem Nebellande, das mich scheinbar umdämmert, noch immer die feurigste Gluth der Liebe und des Hasses lodert. Je länger ich der Weisheit dieser Welt eine Thorheit scheine, desto schärfer wetz' ich mein Schwert. Ich will ihr schon die neue Lehre eines Thoren einst predigen! Mit Sehnsucht erwart' ich jenen Augenblick, da ich endlich die täuschende Hülle abwerfen und in richtenden Thaten die Größe meiner Einsicht zeigen werde.

Woher aber dies, daß mich oft eine so schmerzliche Ahnung bewegt, als müßte jener Augenblick doch auch nur durch meine Seele wie ein Dolch fahren? als müßt' ich betäubt, entsetzt vor irgend einem Anblick, mein Gesicht abwenden und das Schwert nicht aus meiner Scheide ziehen, sondern

erst aus den Händen rachefordernder Manen empfangen? Schwester, solltest Du das Opfer des Tyrannenfrevels werden? Bei jenen Tempelhöhen des capitolinischen Jupiter! ich schwöre Dir unerhörte Sühne.

Solche ahnungstrübe Gedanken engen oft hart die Straße, die ich wandle. Dann fahr' ich entsetzt wie vor Gespenstern zurück. Und über Schwäger und Vettern, die mich nur im duldenden Blödsinne zu sehen gewohnt sind, kommt ein Schauder und Schrecken, daß sie das starre Weiß in meinen Augen nicht ertragen können. Wie sehn' ich mich nach der Stunde der Erlösung!

Wer weise sein will, der werde ein Narr in dieser Welt! Ist dies die Art unseres Jahrhunderts, daß, wer sein Vaterland retten will, sich für verrückt ausgeben muß? Wie ein toller Sänger zieh' ich durchs Land und singe Lieder mit entsetzlicher Stimme und schlage dazu Töne, lachend bald, bald weinend. Hier lärm' und donnr' ich, rede wie in Aprilschauern dort und dann wieder wie Frühlingsglanz und Sonnenwärme. Das Volk gafft den Gaukler an, schlägt aber immer ein Kreuz, wenn er sich naht. Oft liegt er im Staube oder Grase und die Kinder spielen mit seinem weißen Barte; dann stürmt er aber plötzlich auf und Alles flieht vor den Flammen seiner Blicke.

Und das Alles — fragst Du zweifelnd — um der Freiheit willen?

An den Höfen der Fürsten hab' ich mich in ein buntes Kleid gesteckt, trage eine lange, klirrende Schellenkappe und ein hölzernes Schwert. Die Prinzessinnen muß ich ins Theater

führen, in den Zwischenacten ihnen Späße vormachen, die Volte schlagen, auskundschaften, wer bei ihrem Eintritt den tiefsten Bückling gemacht und zuletzt noch das Spiel und den Dichter recensiren. Geht es zu Tische, so bin ich eine lebendige Tafelmusik, muß die Unterhaltung beleben, Dummes in kluger, Kluges in dummer Manier vortragen, die hohen Zwerchfelle in Bewegung setzen und darf überhaupt die Lichter und den Lachstoff nicht ausgehen lassen. Ja, selbst dann noch, wenn die Majestäten vom Regieren ermüdet sind, wenn sie den Tag über die Last des Volkes getragen und ihm den Schweiß von der Stirne gewischt haben, wollen sie in das Kaleidoskop meiner Gedankenwelt sehen. Nur in den wenigen Stunden des Schlafes erlaubt man mir vernünftig, meinem Volke frei zu sein.

Wenn die Völker dieser Zeit nur auf Trümmern und zersprengten Felsen wohnen, so sind die Schriftsteller meist nur das niedrige ärmliche Gestrüpp, das ihnen noch einigen Reiz und Lebensaussehen gibt. So grünt das modernde Moos, wenn es sich über verwitterte Steine, zwischen Tod und Leben kämpfend, zieht. Sollen wir nicht rathend, belebend, schaffend durch die Räume der Erde walten? Wir besitzen die Klarheit des Geistes und nicht die Sitte und Gewohnheit soll herrschen, sondern der Geist, der sie prüfend verwirft oder annimmt. Gibt es unter dem Volke Unmündige, so ist das ein Zeugniß gegen uns. Die Vorurtheile sind stark, aber sie sterben aus mit denen, die sie hegen. Die Wahrheit des Geistes soll ein ewiges Erbe sein.

Die deutschen Schriftsteller tadeln, theure Lucretia, ist nur die halbe Seite ihrer Würdigung. Noch öfter müssen

wir sie bemitleiden. Ich kenne keine Literatur, die durch mildes Urtheil so sehr Alles, durch strengsten Angriff so sehr Nichts ist. Fast alle großen Geister unserer Nation verschwanden, wenn man neben der Gerechtigkeit nicht mehr die Billigkeit wollte gelten lassen. Auf die leichterregte Menge haben sie gewirkt, aber keinen Stein um einen Schritt fortgerückt. Wenn sie vorgeben, zu schaffen; so bildeten sie verschüttete Dome mit neuen Steinen nach und bauten in der Meinung, Palläste zu zaubern, Ruinen. Deren haben wir genug.

Diese Abenddämmerung verspricht aber den Anbruch eines neuen Morgens. Die Zierde des kommenden Geschlechts wird eine Fülle lebensfroher Kräfte sein. Man hat oft in der Geschichte die Erscheinung erlebt, daß ein neues, thatenkräftiges Herrscherhaus eine sieche, geschwächte Nation wieder neu beleben konnte. So wird die wahre Aristokratie künftiger Geister wie neue Keime und grüne Schößlinge aus der alternden Welt emporwachsen. Die Schuppen werden von den blöden Augen fallen und ein lichter Tag den Sehenden entgegenscheinen.

Jetzt, meine Schwester, sind wir noch Deinem Geschlecht in das zarte Werk seiner Hände gefallen. Wie wir heute z. B. zur Ostermesse 1832 schreiben, weben wir an einem großen Vorhange, der aber einst unter den Zeichen des Himmels zerreißen wird, wenn der neue Bund mit seinem Blut den Untergang des alten besiegelt. Weil dies Weben nur eine vorübergehende Beschäftigung ist, so ist es uns auch ungewohnt: denn mit den spitzen Nadeln fahren wir uns oft gar unsanft in die Hände. Aber ist der Vorhang zu Stande,

so werfen wir die Nadeln weg, die neue Zeit wird uns anders beschäftigen.

Noch sind uns alle Wege zum Ziele mit schwarzem Trauerflor behangen. So viele junge Herzen, die sich entschlossen haben, auf ihr ganzes Leben den Belohnungen der Machthaber zu entsagen, wandeln diese Thränenstraße. Ueberall müssen sie sich an spitzen Dornen blutig ritzen. Kaum aus den Kreisen des häuslichen Lebens herausgetreten, mit kindlicher Hoffnung nur Liebe und Treue erwartend, werden sie schon von den Schergen der Gewalt ergriffen. Ihre Hoffnung wird Mißtrauen und dies bis zum Haß gesteigert. Wenn in die Köpfe der Deutschen während der Restauration eine wahrhafte Oede und Leere eingezogen war, so ist dies die versteckte, nur die traurigsten Erinnerungen weckende Ursache. Wenn man ein Land in Bann legt, so läuten darin auch keine Glocken mehr.

Der Sand auf der Uhr ist bald verronnen. Ich rufe die Römer zum Streite, zur Befreiung ihres Vaterlandes. Der sein Schwert zu zücken versteht, wird nicht ausbleiben.

Wer hat sie gelehrt, daß ich ein Narr bin? Ich selbst werde unsterbliche Beweise für meinen Verstand führen. Wirst Du mir den Lorbeerkranz um meinen Scheitel winden? Wenn ich auf goldenem Triumphwagen durch die heilige Straße zu dem Tempel des größten und besten Jupiter ziehe, die befreiten Scharen palmengeschmückter Sieger mir zur Seite, wirst Du mir dann an den Stufen des Heiligthums aus dem Kreise der versammelten Priester entgegen treten? Werden die Jungfrauen Roms zum Danke, daß ich sie in die Brautkammer freier Männer führte, mein Gedächtniß ewig mit Lobgesängen und festlichem Umzug feiern?

Der nächste Augenblick kann der Schöpfer großer Leiden und Freuden werden. Freuden? wir werden sie genießen! Leiden? Auch aus dem Gewitter spricht ein Gott, auch finstere Wolken lieben sich, denn Blitze und Donner sind nur ihre Seufzer und Küsse.

Seraphine.

Ein

Roman.



Erstes Buch.





Eine Staubwolke ließ auf der Höhe der Landstraße die Ankunft eines Reisewagens signalisiren. Dies war für die kleine, offene Stadt keine Neuigkeit mehr, seitdem Madame Lardy die ländliche Abgeschiedenheit derselben zur Anlage einer weiblichen Erziehungsanstalt benutzt hatte. Madame Lardy war eine Deutsche von Geburt; aber sie behauptete, eine französische Schweizerin zu sein. Als Gouvernante hatte sie ihre Laufbahn in verschiedenen adeligen Häusern begonnen, wo ihre mittelmäßige Kenntniß der französischen Sprache schon für hinreichend genommen wurde, die weibliche Jugend mit den nothwendigsten Reisepässen für das öffentliche Leben zu versehen. Dann hatte Madame Lardy eine Periode in ihrem Leben, welche etwa fünf Jahr dauerte und niemals recht aufgeklärt worden ist. Wenn sie im Winter beim Schimmer der Sinumbralampe ihren Zöglingen die Schicksale ihres früheren Lebens erzählte, richtete sie an dieser Stelle immer eine Verwirrung von der Art an, wie sie an den Strickstrümpfen ihrer Pensionärinnen so oft von ihr getadelt wurde. Sie ließ hier nämlich gleichsam einige Maschen fallen, und verprudelte, wie sie zu sagen pflegte, ihre eigene Lebensgeschichte. Endlich hatte sie wieder den rechten Faden gefunden, sprach von großen Geldsummen, Protektionen und zeigte

Eine Staubwolke ließ auf der Höhe der Landstraße die Ankunft eines Reisewagens signalisiren. Dies war für die kleine, offene Stadt keine Neuigkeit mehr, seitdem Madame Lardy die ländliche Abgeschiedenheit derselben zur Anlage einer weiblichen Erziehungsanstalt benutzt hatte. Madame Lardy war eine Deutsche von Geburt; aber sie behauptete, eine französische Schweizerin zu sein. Als Gouvernante hatte sie ihre Laufbahn in verschiedenen adeligen Häusern begonnen, wo ihre mittelmäßige Kenntniß der französischen Sprache schon für hinreichend genommen wurde, die weibliche Jugend mit den nothwendigsten Reisepässen für das öffentliche Leben zu versehen. Dann hatte Madame Lardy eine Periode in ihrem Leben, welche etwa fünf Jahr dauerte und niemals recht aufgeklärt worden ist. Wenn sie im Winter beim Schimmer der Sinumbralampe ihren Zöglingen die Schicksale ihres früheren Lebens erzählte, richtete sie an dieser Stelle immer eine Verwirrung von der Art an, wie sie an den Strickstrümpfen ihrer Pensionärinnen so oft von ihr getadelt wurde. Sie ließ hier nämlich gleichsam einige Maschen fallen, und verprudelte, wie sie zu sagen pflegte, ihre eigene Lebensgeschichte. Endlich hatte sie wieder den rechten Faden gefunden, sprach von großen Geldsummen, Protektionen und zeigte

dann rings herum die Vollmacht der Behörde, welche ihr gestattete, in der kleinen Landstadt eine Erziehungsanstalt für Töchter gebildeter Stände zu errichten. Madame Lardy erzählte dies immer im schlechtesten Französisch; denn es wär' ihr dabei, sagte sie, weniger um ihre Biographie als um die Conversation zu thun.

An dem Tage, wo sich die große Staubwolke auf der Landstraße sehen ließ, feierte Madame Lardy gerade, wie sie behauptete, ihren einundvierzigsten Geburtstag. Auf allen Tischen des Zimmers prangten Geschenke, welche ihr die Dankbarkeit der Zöglinge verehrt hatte. Wo man nur hinsahe, da hatten ihr die kleinen zarten Hände etwas genäht, gestickt oder gehäkelt. An Tassen, Silbergeschirr, kupferne Theekessel, an Alles knüpften sich die Erinnerungen von herrlichen lieben Geschöpfen, die jetzt nach allen Enden der Windrose hin verheirathet waren. Man denke nur nicht, daß Madame Lardy eigennützig war! Freilich nahm sie Alles, was sie bekommen konnte, aber nur aus pädagogischer Rücksicht. „Ich habe," sagte sie, „nur die Entwickelung der moralischen Eigenschaften meiner Zöglinge im Auge. Solche Geschenke der Liebe soll man nicht zurückweisen, weil sie ein edles und tugendhaftes Gemüth verrathen. Das kleinste Kind würde ohne Philosophie behandelt werden, wenn man das Brod verschmähte, das es in unsern Mund steckt. Wir sollen anbeißen und uns nicht sträuben. Ein solches Kind wird nie begreifen, wie es möglich ist, daß man zu ihm sagte: „behalte nur!" — Man sieht, Madame Lardy hatte Maximen, die nahe an die Ideen Rousseau's streiften.

Jetzt rasselte der große Wagen schon in der Stadt. Die jungen Mädchen sprangen von ihren Arbeiten im Neben=

zimmer auf und drängten sich an die Fenster. Madame Lardy blieb auf dem Sopha. „Es ist vielleicht Deine Mutter, Auguste; oder Deine Tante, Jenny; oder Dein Großonkel, Minna!“ Im Stillen aber dachte sie: „Vielleicht bekomme ich eine neue Schülerin!“ Henriette, ein etwas altkluges Mädchen von fünfzehn Jahren, bemerkte: „Sehen Sie nur, Madame Lardy, wie neugierig Alle sind!“ Aber Madame Lardy, weit entfernt in diesen Pedantismus einzustimmen, versetzte: „Ich liebe diese natürliche Empfindung der Neugier, die andere Erziehungen zu unterdrücken pflegen. Ich bin gewohnt, in den Seelen der Jugend die Rückhalte zu zerstören, jene Reste gehemmter Eigenwilligkeiten, die nur die Veranlassungen zu versteckten Charakteren sind.“ Während Madame Lardy dies sprach, rechnete sie im Stillen nach, wohin sie das Bett des neuen Ankömmlings stellen sollte, ob er ein silbernes oder goldenes Besteck mitbringen würde, wieviel sie gewinnen könnte, falls der neue Zögling die Englische Stunde mitnähme, diese Englische Stunde, für welche sich bis jetzt erst zwei ihrer Schülerinnen entschlossen hatten und die ihr so viel Honorar kostete! Dabei saß Madame Lardy auf dem Sopha, ein Bild der Resignation, frei von allem Eigennutz, lächelnd über die Neugier der kleinen Demoiselles, die ihr Alles verriethen. Jetzt lenkt der Wagen ein, hieß es; er sucht die Hausnummer: ein Herr sitzt darin, und zwei Damen, zwei Schwestern vielleicht oder zwei Cousinen; jetzt hält er still. Ne faites pas de sottises! rief Madame Lardy, vom Sopha aufspringend und ihre Philosophie vergessend. Reprenez vos places! Travaillez, travaillez! Silence, silence! Mon Dieu, mon Dieu! On frappe, n'est-ce-pas? Herein!

Die Besuchenden waren eine Dame, so blühend und jung, daß man in ihrer kleinen Begleiterin schwerlich eine Tochter geahnt hätte. Der junge Herr, welcher Beide führte, konnte weder ihr Sohn, noch, wie es schien, ihr Bruder sein. Sie kamen aus der Stadt, sie hatten entschiedene, abgeglättete Manieren und sahen auf das, was sich ihnen hier darbot, mit vornehm lächelnder Theilnahme herab. Die Kleinsten unter den jungen Mädchen blieben stehen und blickten munter und ohne Scheu in das Auge des jungen Mannes; die Aelteren aber flohen in das Nebenzimmer und wurden roth über eine Verlegenheit, für welche sie selbst noch keinen Namen hatten. Dem jungen Manne schienen diese Scenen neu und merkwürdig. Er machte Miene, nach der ersten Begrüßung sich in das Nebenzimmer zu verfügen; aber ein ernster Blick der Dame, die er geführt hatte, zwang ihn an ihrer Seite zu bleiben und an dem ceremoniösen Gespräche Theil zu nehmen, welches sich schon zwischen Madame Lardy und der Gemahlin des Ministers von Magnus entsponnen hatte.

„O ich ahn' es," rief Madame Lardy aus, indem sie das kaum dreizehnjährige Kind einer schöneren Mutter umarmte, „Excellenz wollen diese engelreine Unschuld meiner Obhut anvertrauen?"

„Sie verzeihen," sagte Frau von Magnus, „daß ich für meine Antonie ein Herz in Anspruch nehme, welches, wenn ich mich entschließen soll, die Erziehung meiner Tochter in fremde Hand zu geben, so empfinden müßte, wie ich selbst."

„Ich hoffe, gnädige Frau," erwiederte Madame Lardy, indem sie mit feinem Lächeln die Augen niederschlug; „daß Sie nicht der Zufall in mein Haus führt. Fromme Töchter, treue Gattinnen hab' ich erzogen. Was Sie hier um mich

sehen, ist meine Welt. Ich bin eine alte, aber schattenreiche Ulme, an welche sich die zarten Schlingpflanzen meines Hauses aufranken. Zuletzt kenn' ich die Convenienz nicht, ich kenne nur die Tugend."

„Erziehen Sie nach einem Systeme?" fragte der junge Mann.

„Nein, mein Herr," sagte Madame Lardy, „ich habe eine Methode, aber kein System."

„Sie lasen Pestalozzi, wohl auch Rousseau?" fuhr der junge Mann fort, indem sich Frau von Magnus mit schönem, aber boshaftem Lächeln auf die Lippen biß.

„Ich las," erwiederte Madame Lardy keck, „Alles, was von ausgezeichneten Denkern über die wichtigste Angelegenheit der Menschen geschrieben ist. Aber glauben Sie mir, ich bin bald von jenen abstrakten Vorschriften zurückgekommen, für welche es oft eben so sehr an den Lehrern wie an den Zöglingen selbst fehlt. Die ächte Pädagogik ist eine Naturgabe, die wie ein geheimer Aether dem Charakter des Lehrers entströmen muß. Für die Erziehung muß man geboren sein. Glauben Sie mir, daß viel gute Menschen durch die Principien, die besten aber durch den bloßen Umgang erzogen sind."

Im Nebenzimmer lachte man. Augenscheinlich waren diese Phrasen dem Ohre der Pensionärinnen schon so bekannt, daß sie von ihnen immer den Eindruck einer Comödie hatten. Frau von Magnus hatte darauf im Geheimen mit Madame Lardy die Bedingungen der Aufnahme zu stipuliren. Man hörte sehr deutlich, daß von der Englischen Stunde die Rede war. Antonie und der junge Mann ergriffen diese Gelegenheit, sich in das Nebenzimmer zu begeben, wo die Einen in

Kreide zeichneten, die Andern auf Stramin arbeiteten, aber nach malerischen Mustern.

„Sie haben Zeichenstunde?“ fragte der junge Mann. Keine wollte eigentlich antworten; doch sagten zehn Stimmen auf Einmal ein ganz einfaches, kindisches Ja! Dann wurden sie Alle roth und fuhren still in ihrer Arbeit fort.

„Wo ist aber der Lehrer, der Ihnen den Unterricht gibt?“

Jetzt schwiegen Alle; da sie sich aber schämten, daß sie es thaten, so sagte die Eine: „Herr Meyer ist von der Treppe gefallen.“ Kaum hatte sie dies gesagt, als die Uebrigen mit lautem Lachen einfielen, einmal deßhalb, weil Auguste den Muth gehabt hatte, sieben Worte vor einem Fremden zu sprechen, sodann aber, weil wahrscheinlich Herr Meyer eine komische Figur war. Jetzt folgten die satirischen Bemerkungen Schlag auf Schlag: „Herr Meyer hat sich den Arm verstaucht.“ „Herr Meyer springt immer wie ein Wiedehopf.“ „Herr Meyer ist über seinen Zopf gestolpert.“ Weiter brachten sie es aber nicht. Sie lachten nur noch. Ihr gutes Herz machte, daß sich ihre Satire schon erschöpft hatte.

Der junge Mann war im besten Zuge, diese Unterhaltungen fortzusetzen; aber Frau von Magnus nahm seinen Arm und ließ sich durch die verschiedenen Zimmer führen, welche zu Madame Lardy's Lokalitäten gehörten. Sie stiegen zwei Treppen höher, wo die Betten der Rosenknospen standen und auch Antoniens Zelle sein sollte. Als sie auf dieser Wanderung eine Thüre nach der andern aufklinkten, stießen sie auf ein kleines Erkerzimmer, das Madame Lardy ebenfalls öffnete, ohne zu wissen, wer darin war. Sie hatte kaum den Kopf hinein gesteckt, als sie sich zurückbog und mit den Worten: Ach, Sie sind hier, Fräulein Seraphine!“ die

Thür wieder schloß. Frau von Magnus bemerkte, daß sich die Gesichtsfarbe ihres Begleiters bei diesem Namen plötzlich veränderte. Sie wurde aufmerksam, als sie überhaupt den heftigen Eindruck und später das Stillschweigen gewahrte, in welches der junge Mann verfiel. „Wer ist Fräulein Seraphine?" fragte sie Madame Lardy. „Eine meiner Lehrerinnen," antwortete diese; „ein tiefes Wesen von lieblichsten Gemüthe, ganz geschaffen auf die Jugend einzuwirken. Sie werden sie heut Abend sehen, wenn Sie uns die Freude gönnen und unserm kleinen Balle beiwohnen. Sie bleiben doch bis zum nächsten Morgen in meinem Hause?"

Frau von Magnus besann sich und sagte: „Das wohl nicht; wir werden die Nacht hindurch fahren; aber den Ball müssen wir sehen." Ihr Begleiter wollte Einwendungen machen. Sie fixirte ihn aber scharf. Sein ganzes Benehmen schien vom tiefsten Nachdenken und sogar von Furcht beherrscht.

Gegen Abend zündete man unten einen kleinen Kronenleuchter an, welcher an der Decke des großen Arbeitszimmers der Pension hing. Der Tanzmeister erschien, die Violine unterm Arm. Es war eine kurze, wohlbeleibte Figur, Krauskopf mit grellen Augen. Alle seine Bewegungen schienen von einem inwendigen Orchester geleitet. Apoll und Merkur zu gleicher Zeit, schwebte er in den Saal herein. Dem Balle gingen erst einige theoretische Uebungen voraus, Wiederholungen schwieriger Pas, um die kleinen Füße erst in die richtige Bewegung zu bringen. „Denn," sagte Madame Lardy, „es ist in der Erziehung nichts schwerer, als jenen Uebergang zu vermitteln von den Vorschriften der Schule zur Freiheit seiner eigenen originellen Bewegung. Ich wüßte



nicht, was die entsetzliche Schüchternheit und Angst, welche man vor dem ersten Tanze auf dem ersten Balle, den man in seinem Leben besucht, empfindet, besser vertriebe, als dieser Ernst, mit dem wir beginnen, und diese Heiterkeit, mit der wir schließen werden."

Ueber wie Vieles hätte sich Frau von Magnus jetzt nicht gern moquirt; aber ihr Begleiter saß zerstreut vor einem Spiegel und betrachtete darin die Thür, welche sich öffnen sollte, um ihm über Seraphinen Aufklärung zu geben. Seine Leichtfertigkeit hatte ihn verlassen. Die kleinen naiven Mädchen mit ihren graziösen Bewegungen zu einer alten gekratzten Geige, regten seine Empfindungen nicht mehr auf. Frau von Magnus, die Seraphinen fast vergessen hatte, war erschrocken über eine Indolenz, die sich hier vor einen Spiegel setzen konnte und keinen ihrer Blicke mehr zu verstehen schien.

In demselben Augenblicke, als dasjenige, was hier Ball genannt wurde, beginnen sollte, öffnete sich die Thür und eine weißgekleidete Dame trat herein, mit schönen, aber blassen Zügen. Sie glich einer Göttin, die in der Fabel erscheint und mildernd und versöhnend die aufgeregten Leidenschaften beschwichtigt. Ein sanfter Ernst lag auf der hohen glänzenden Stirn. Den Mund verzog ein innerer Schmerz in eine etwas krampfhafte Lage, welche aber nur der Vorbote irgend eines Entschlusses zu sein schien und hierdurch gemildert wurde. Das dunkelbraune Haar war einfach gescheitelt und verlor sich auf das Anspruchloseste in zwei Ringellocken hinter dem Ohre. Alles schwieg, als diese Gestalt eintrat. Madame Lardy flüsterte ihrem Gaste zu, daß dies Demoiselle Seraphine wäre.

Frau von Magnus erwiederte nur halb den ihr von der jungen Lehrerin dargebrachten Gruß. Sie hatte ihren Begleiter im Auge, der bei Seraphinens Eintritt aufgesprungen war und sich mit dem Rücken an das Fenster lehnte. Sie sahe, was zwischen Beiden vorging. Seine Blässe, seine Unruhe, sein Verstummen, und auf Seraphinens Antlitz die leise Röthe, ihre wogende Brust, ihr verlegenes Lächeln, der ganze Schmelz einer durch Freude und Schmerz hervorgebrachten Verklärung — sie mußten sich kennen.

Seraphine hatte eher Gelegenheit, von ihrer Ueberraschung befreit zu werden; denn die Zöglinge drängten sich an sie, umschlangen ihren Leib, bogen ihren Kopf herunter und liebkosten sie. Sie wies lächelnd diese Gunstbezeugungen zurück, erwehrte sich ihrer aber erst, als der Tanzmeister seine Geige strich und die Paare zusammentreten sollten. Da brachten die jungen Mädchen einen Myrtenkranz herbei, mit dem man sie schmücken wollte. Sie hatten ihn heute Madame Lardy geschenkt, die, obschon sie als Frau bezeichnet wurde, doch niemals verheirathet war und den Kranz mit einem Erröthen empfangen hatte, das keine der jungen Damen verstand. Seraphine gab den Kranz Antonien und sank, wie von einem innern Schmerz überwältigt, auf einen Sessel zurück, wo sie vor den tanzenden Paaren sicher war.

Einer so feinen Beobachterin, wie Frau von Magnus war, entging von diesen Gemüthszuständen Nichts. Eifersucht oder Neugier ergriff sie. Sie schreckte ihren in Träume versunkenen Begleiter auf, umarmte ihr Kind, umarmte Madame Lardy und schied mit einer Phrase, die ungefähr so viel sagen sollte, als: „Madame, ich lasse Ihnen hier mein Theuerstes. Von Ihnen fordr' ich es wieder zurück. Es ist

ein Engel, machen Sie ein menschliches Wesen daraus! Sie lerne Französisch! Sie lerne Englisch! Sie lese den ganzen Schiller, Goethe mit Auswahl, aber Nichts von Jean Paul, weil mir das sentimentale Genre fatal ist. Seien Sie nicht zu verschwenderisch in der Kost, sehen Sie auf gute Haltung und geben Sie nicht zu, daß sie beim Tanze ohne Erregung bleibt. Denn will man beim Tanze die Gesundheit erhalten, so müssen die Lungen freien Lauf haben. Man muß tiefen Athem holen dürfen und Sie müssen das Heben der Brust eher begünstigen als hemmen. Und Du, Antonie, mein Kind, mein einziges Kind, lebe wohl!"

Antonie blieb kalt, wie ihre Mutter. Aber Madame Lardy weinte und geleitete den Besuch bis an den Wagen. Eine männliche Gestalt sprang vom Hause zurück in die dunkle Nacht, als sie unten waren. Der junge Mann flüsterte: „Ich glaube gar, das war Philipp?" Die Uebrigen sahen nichts und schieden. Noch hörte man den Wagen rasseln, als Madame Lardy schon ihr Büreau aufgeschlossen und sich an ihre Bücher gesetzt hatte, um viel, sehr viel zu rechnen mit benannten und unbenannten Zahlen.

Arthur, wie kalt ist diese Nacht und Sie haben keinen Druck für meine Hand.

Julie, ich bin in diesem Augenblick nur der Umriß eines Mannes.

Eifersucht quält mich nicht, Arthur. Sie vergeben mir meine Vergangenheit; darum darf ich auch keine Rechenschaft von der Ihrigen fordern.

Wie es regnet draußen! Das Wetter klatscht an die klappernden Wagenfenster.

So heimlich dieser enge Raum, Arthur! Mögen Sie Seraphinen geliebt haben oder noch lieben: gehören Sie doch wenigstens jetzt mir! Sie sind still, so wehmüthig. Wenn Sie keine Umarmungen für mich haben, so schlagen Sie Ihre Biographie auf! Wer ist diese Seraphine? Sie müssen sich beide kennen. Sie antworten nicht?

Kein Stern am Himmel. Die Laterne des Wagens zeigt nur die abdorrenden Kleider der Bäume, und noch ist die Traube nicht einmal vom Stock gelesen.

Ach, diese nächtliche Philosophie, Arthur, ist kein Ersatz für Ihre Zärtlichkeit! Es wäre doch entsetzlich, wenn ich einschlafen müßte. Erzählen Sie von Seraphinen? Wer ist sie?

Sie verdienen diese Biographie nicht.

Warum?

Sie sind kalt, Julie, Sie haben kein Herz, Sie haben nur Eitelkeit. Sie lieben, weil Sie nur Andere, nicht sich besiegen können. Sie würden lachen, wenn Sie zu dem Triumphe, den Sie über meine Gegenwart feiern, noch den über eine Vergangenheit fügen könnten, welche Sie niemals verstehen werden.

Arthur, ich will ganz still sein. Ist es eine Idylle aus den Schuljahren, so werd' ich wahrscheinlich über Ihre Thränen lachen müssen, aber ich will Sie's nicht hören lassen. Erzählen Sie nur; schon Ihre Worte sind Musik für mich.

Nun denn, meine arme, gute Seraphine: ich will von Dir erzählen, nicht daß ich eine egoistische Seele um die Nacht betrüge, sondern ich will laut an Dich denken. Ich will alte vernarbte Wunden wieder aufstechen und das Gras faserweise ausrupfen, das über mein grausames Gedächtniß gewachsen ist.

Also?

Ich verließ die Schule und fiel mit Hast über Alles her, was meinen Geist und mein Herz bereichern konnte. Ich war noch rein und fromm in meinen Gefühlen, ich war ehrgeizig, aber nicht anders, als in der Absicht, mich dem Allgemeinen zu opfern, mein Ehrgeiz zerfloß in das blaue Licht meiner Ideale. Aber der Zwiespalt zwischen Herz und Welt nagte schon früh an meinem Leben. Ich wollte für jenes Eroberungen machen und konnt' es nur, wenn ich diese aufgab. Ich wollte mich in das Verständniß der Begebenheiten, lernend und theilnehmend, werfen und konnt' es wieder nur, wenn ich meinem Herzen keine Fesseln anlegte. Das Opfer dieses Zwiespaltes sah' ich heute nach langer Trennung wieder.

Im achtzehnten Jahre bezog ich die Universität. Meine Studien waren unglücklicherweise von der Art, daß ich hätte voraussehen sollen, wie ich sie allmälig aufgeben, wie ich aus einer Region in die andere hinüberschweifen würde. Ich muß diese ewige Metamorphose meines Ichs, diese unaufhörliche Erweiterung meiner Ideenkreise festhalten, um mich in den folgenden Begebenheiten von einer Seite wenigstens rechtfertigen zu können. Da traf ich in einem Cirkel, den ich zu besuchen pflegte, in einem Verein von jungen Leuten, die sich im Gesang übten, ein Mädchen, dessen frische, blühende Erscheinung mich bezauberte. Augustens rosige Wangen, ihr dunkles Haar, ein tiefblaues Auge, quellende und mit dem Netz einer durchsichtigen Haut umsponnene Formen riefen meine Neigung wach. Das war keine krankhafte Stimmung, sondern ein gesundes Verhältniß, dessen glücklicher Fortschritt mich wahrscheinlich in eine ganz veränderte Lebensrichtung

geworfen hätte. Auguste sang schlecht; das machte sie mir nur um so lieber, weil natürlicher. Auguste hatte keine besonders originellen Ideen, einen Reiz, den die erste Liebe, die nur Liebe will, nie vermißt. Ich näherte mich ihr, so weit es ging. Sie war spröde, gleichgültig, sie trug, wie ich später hörte, um dieselbe Zeit eine flüchtige Neigung in sich, der sie schon treu war und die sie sich doch kaum gestanden hatte. Meine Bewerbungen gingen an ihrem Herzen spurlos vorüber und wurden selbst von Eitelkeit, die sie demnach kaum zu haben schien, nicht bemerkt. Ich hörte einstweilen wieder auf, nach ihrem Beifall zu geizen.

Es war Charfreitag. Ich hatte ein Solo übernommen, das in einer Kirche gesungen werden sollte. Die ganze Gesellschaft, von der ich eben sprach, führte eine geistliche Musik auf. Am grünen Donnerstage hatten wir die erste und letzte Probe. Ich weiß es nicht, war es schon hier, oder erst am folgenden Tage, wo ich Seraphinen kennen lernte. Die Gesellschaft wandelte auf dem Kirchhofe, der das Gotteshaus umschloß. Die jungen Mädchen, alle in festlichen Kleidern, lasen die Inschriften auf den Leichensteinen und setzten sich dann auf die Gräber, ohne indeß besondere Todesgedanken zu nähren. Nur ein Wesen schien von dem stillen Frieden, der über diesen, theils verfallenen, theils frischen Gräbern wehte, mächtig ergriffen zu sein. Mich zog dies an, aber ich weiß nicht, ich glaubte dennoch darin eine Art Koketterie zu erblicken; denn schon damals regte sich vielleicht in mir jener Gefühlsterrorismus, mit dem ich mich selbst und meine Umgebungen allmählig zu tyrannisiren begann. Mein ganzes Leben wurde damals Polemik gegen den Schmerz, von dem ich glaubte, daß er sich immer mit dem Egoismus verbände

und in eine offenbare Wollust der Gefühle ausarten könnte. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß sich diejenigen Menschen, welche leiden, besser vorzukommen pflegen, als die Fröhlichen, und haßte darum die Schwelgerei im Schmerze mit dem ganzen Rigorismus, den junge Männer besitzen, wenn sie zum ersten Male nach ihren eigenen Principien zu leben anfangen.

Seraphine war blaß, ihre Stirn frei, ihr Antlitz oval. Dem Teint mangelte Reinheit, selbst das Schönste was sie besaß, das Profil einer griechischen Nase, hatte die launische Natur gestört, indem sie nach einem Falle, eine etwas unregelmäßige Neigung bekam. Keines der übrigen Mädchen war bei Allem, was sie thaten, mit soviel Seele zugegen. Aber es schien mir, als spränge Seraphine immer in die Extreme über. Bei ihr wurde die tiefsinnigste Trauer vom ausgelassensten Scherze abgelöst, so daß ich jedenfalls anfing, diese Originalität zu beobachten.

Wir sprachen vom Tode, aber steinerne Schmetterlinge auf den Gräbern trösteten unsern Schmerz, weil wir an Unsterblichkeit glaubten. Ach, hier knickte der Sturm des Lebens ein junges Frühlingsreis, ein Kind, das kaum hinaufreichte, seinen Vater zu küssen: dort lag eine Mutter mit ihrem Säuglinge. Unter einer Trauerweide barg sich das schmerzliche Drama einer einzigen Woche, das ich selbst erlebt hatte und das sich in diesem Verse aussprach:

Weil es sich sanfter schläft, vom Arme der Liebe gebettet,
Ging dem sterbenden Kind sterbend die Mutter voran.

Dies Epitaph ergriff mich um so mehr, da — es von mir war, und Seraphinens Thränen, die ich sonst verdammt hätte, störten mich diesmal nicht. Sie blickte mich mit ihrem

großen blauen Auge an, als schien sie in meiner Seele lesen zu wollen, vielleicht ob ich eine Reminiscenz oder etwas aus mir selbst Gebornes in jenem Verse gegeben hätte. Denn nichts bindet die Seelen so fest, als wenn ein Weib vom Manne ahnt, daß er Thränen zu vergießen fähig ist.

„Dies sind die einzigen Verse, die von mir auf die Nachwelt kommen werden," sagte ich, und sie entgegnete, „ob ich auch sonst Dichter wäre?" Diese im Grunde witzige Frage ärgerte mich; denn ich sah darin schon wieder Egoismus und glaubte, ein ganzer Federbusch von Koketterie winke und nicke mir aus ihrem Benehmen zu. Deshalb brach ich schnell ab und lief in die Kirche, um mein Solo: „Weinet nicht, es hat überwunden der Löwe," aus dem Tod Jesu zu singen.

Ich hatte Seraphinen vergessen. Meine Studien absorbirten mich, auch meine Freundschaften, welche sogar in untersagte Verbindungen ausarteten. Am nächsten Himmelfahrtstage jedoch war es, wo ich sie wieder sprach. Die Gesellschaft hatte in zwei großen Wägen eine Partie auf's Land gemacht, einige Meilen weit: ich konnte mich nicht zurückziehen.

Auf Seraphinen besann ich mich nur dunkel. Sowohl ihre äußeren Formen, wie ihre Manieren hatten sich meinem Gedächtnisse nur obenhin eingeprägt. Auch war sie heute nur Scherz, potenzirte, fast aufgeschraubte Lustigkeit, die den Humor der Uebrigen weit hinter sich ließ. Auguste war es wieder, die mich eifrigst beschäftigte. Alle meine Gedanken und im Spiele meine listigen Pläne gingen darauf aus, mich ihr wie eine Blüthenflocke dem Haare einzunesteln, so daß ich ihr, wenn sie sich des Nachts ihr Haar absteckte, gleichsam als der ganze Rest eines durchlachten und durchscherzten Tages in den Schooß fiel. Ich dachte mir das als ein Ge-

dicht aus. Aber Auguste war kalt, fast mißtrauisch gegen mich. Denn mein ganzer Antheil an dem Feste war doch nie recht im Mittelpunkte desselben, ich durchkreuzte es nur und daraus nahm sie vielleicht ab, daß ich excentrisch war.

So saß ich auch abgesondert von den Uebrigen, still und betrübt in mich versunken, unter einem Fliederbaum, der das von uns besuchte Bauernhäuschen beschattete. Vom Kaffee waren Milch= und Zuckerreste übrig geblieben, an denen auf dem Tische sich die Fliegen sättigten. Ich war erschöpft. Das Reifwerfen, Ballschlagen und Schwarzermannspielen, dacht' ich, ist eine Thorheit für einen Helden wie du, der sich einbildet, das Jahrhundert erwarte ihn! Was würden die Stoiker, meine altdeutschen Freunde, sagen, wenn sie mich hier mit Weibern Versteckens spielen sähen? In diesem Augenblicke stand Seraphine vor mir. Sie hatte den Muth einen Mann anzureden, der sie vernachlässigte. Ich sehe sie noch, wie sie sich an den Fliederbaum lehnte, die Hände zurückgeschlagen, ganz nachlässig, siegreich sogar auf mich herabblickend, fein lächelnd, plötzlich doch eine Erscheinung geworden, die mir auffiel. Wir sprachen allerdings nur von Halsweh, (sie klagte darüber) von isländischem Moos, wollenen Strümpfen; aber ihre soliden Bemerkungen zogen mich an, mehr noch, als einige Stellen aus Tiedge's Urania, die sie neulich auf dem Kirchhofe citirt hatte. Ihr ungezwungenes Benehmen umstrickte mich, und ich hatte sie am Arme, als wir alle aufbrachen und die Wägen uns nachkommen ließen, um durch einen Wald ein nahe gelegenes Dörfchen aufzusuchen. In einer Herberge angelangt, setzten wir uns zu Tisch, da es dunkelte. Ich blieb an Seraphinens Seite. Sie war inzwischen weich und klagend geworden, ihre Stimme

zitterte, sie vergoß Thränen. Ich verstand sie nicht. Mir wurd' es ungewiß im Geiste; denn die Situation war zu widersprechend. Vor uns auf dem Tische ein Stück Landkäse, und neben mir ein poetisches Wesen, das mit seinem Schmerze rang. Seraphine blieb mir die Antworten auf meine dringenden Fragen schuldig. Doch hört' ich wohl, daß eine Stiefmutter und unwürdige Behandlung im Vaterhause Quell der Leiden war.

Als wir nach Hause fuhren, hatte Seraphine ihren Sitz durch Zufall vor mir. Das Wetter war schön, die Gesellschaft heiter, sie aber sprach nicht. In der Stadt mußte irgendwo Feuer ausgebrochen sein; denn ein lichterloher Schein glänzte am dunkeln Himmel. Nun fuhr Alles wild durcheinander, man berechnete, wo das Feuer sein könnte. Daran, daß auch hier Seraphine ruhig blieb, sah ich ihren Schmerz, ihre üble Lage, der ich mit ritterlichem Edelmuthe abhelfen wollte. Als wir nach Hause kamen und ich mich später im Bette wälzte, zogen chevalereske Gedanken durch meinen brennenden Kopf. Am frühen Morgen saß ich schon am Schreibtisch und entwarf an Seraphine ein glühendes Gemälde des Interesses, welches ihr Schicksal mir eingeflößt hätte. Ich beschwor sie, aufrichtig gegen mich in Schilderung ihrer Leiden zu sein. Von Liebe sprach ich nicht, desto mehr aber von einem unerhörten Kreuzzuge für ihr Leben, für ihr kleines Haupt, das so fromm und duldsam wäre und unmöglich Jemanden kränken könnte!

Noch seh' ich mich, wie ich an die Thür des Musikdirektors klopfte, der unsere Stimmen und unsere Spazierfahrten leitete. Besorgt gab ich dem Manne das Billet für Seraphine. Mit verdächtigem Blicke wurde ich gemessen, und

ich Achtzehnjähriger hielt den Blick nicht aus, sondern erröthete. Doch gewann ich zuletzt etwas über den strengen Mann und ging mit bester Hoffnung.

Am nächsten Tage frag' ich nach einer Antwort. Keine da. Es vergehen drei, vier Tage, ich höre nichts. Man lacht dich aus, schloß ich, über deinen Ritterdienst, du hast dir eine Blöße gegeben, God dam! Doch ermuthigte ich mich, in den nächsten Verein zu gehen, wo ich Seraphinen sahe. Sie hatte sich festlich gekleidet. Ihr Auge war verklärt, sie sang mit unbeschreiblichem Ausdruck das Solo in Rossini's Schweizer-Pastorale aus Wilhelm Tell. In Call's Quartett: Liebe wohnt in niedern Hütten, hörte man sie vor allen, so daß sie ganz allein den Sopran zu halten schien. Ich glaube, sie sang schon im Vertrauen auf meinen Schutz oder auf meine Liebe, wie sich denn auch schon bei mir beides verwechselt hatte.

Nach der Stunde trat ich in ihre Nähe. Sie sprach einige verwirrte Worte und drückte mir einen Zettel in die Hand, den ich beim Schimmer der ersten Laterne draußen aufriß. Sie vertröstete mich auf morgen, wo sie in einem öffentlichen Park, dem gewöhnlichen Rendezvous der Liebe, ungestört mit mir sprechen wollte. Wie dies nun Alles kam, weiß ich kaum noch. Wir umarmten uns in jenem Garten, beschützt von Hollunderhecken. Wir schwuren uns Treue, wir wechselten Ringe, wir hatten keine Geheimnisse mehr. Als wir schieden, sagte sie: „Arthur, morgen um sechs Uhr treffen wir uns auf dem *** Platze; dann führ' ich Dich zu meinem Vater!“

Diese letzten Worte waren ein Donnerschlag für mich. Wie? dacht' ich, sie will mich wie eine gemachte Beute in

ihr väterliches Haus schleppen? Diese Schwärmerei, welche mein Herz erquickt, soll mit einem bürgerlichen Act und mit einer väterlichen Prüfung meiner Zeugnisse endigen? Jesus, wohin hast du dich verirrt! Vormund wolltest du sein und bist Geliebter geworden!

Dabei fiel mir die Scene in den Hollunderhecken ein. Ich sahe, wie klug Seraphine auf eine Entscheidung gedrängt hatte und erinnerte mich, daß sie bei meinen Versicherungen, ihr beistehen zu wollen, einmal nach dem andern fragte: „Wie wollen Sie das aber anfangen, ohne mich zu compromittiren?"

Mein Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich sagen soll, waren in dieser Lage meine Studien. Den ganzen Vormittag las ich, schrieb, excerpirte und lebte im Alterthum. Erst gegen Abend thaute mein Herz auf und dann war mir, ich gesteh' es mit Scham, jede Hingebung recht, die ich gerade finden konnte. So vergaß ich denn auch bald die gestrige Wehklage und traf auf der von Seraphine bezeichneten Stelle ein. Eine Viertelstunde hatte ich wohl gewartet, als sie kam und mich herzlich grüßte. Ich fragte: Was thust du hier? Sie erröthete und sagte dann: Ich lerne hier, wie man sich selbst Kleider zuschneidet. Wie sie das sagt, fällt ihr etwas aus dem Korbe auf die Erde. Ich hebe es auf: es ist ein Glas. Wie kommst du zu dem Glase? Ei, ich habe schlechte Augen, sagt sie kurz, nimmt meinen Arm und drückt ihn an ihr Herz. Ich sahe sie, ich hätte vergehen mögen. Sie war heute nicht schön, sie war nachlässig gekleidet, um mehre Jahre älter als ich, sonderbar wochentäglich und doch war sie meine Braut, allmächtiger Gott!

Wie sie mir nun so in einem seiden tafftnen geschmacklosen Hut, mit einem großen zwischen Grau und Gelb die Farbe suchenden Umschlagtuche am Arme hing, da wollt' ich mich gar nicht bequemen, ihrem Vater zu begegnen. Ich müßte mich erst sammeln, sagt' ich und bat um einen Umweg. Wir nahmen ihn, das Ufer des Flusses entlang, an welchem die in Rede stehende Universitätsstadt liegt, und mußten über verfaulende Späne auf Holzhöfen, die sich hier der Ausladungen wegen befanden, hinwegschreiten. Da begegneten mir nun mancherlei Freunde, welche geangelt hatten und schwere Netze trugen, in welchen gefangene silberne Fischchen mit rothen Flossen zappelten. Ich dachte an mein Schicksal, blickte kaum auf und stand endlich in der That vor meinem künftigen Schwiegervater.

Dies war ein dünnes, schmächtiges Männchen, in grauem Oberrock, das ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem Kopfe, die brennende Pfeife aber einstweilen aus Ehrerbietung in der Hand trug und mich mit dem liebenswürdigsten Ausdruck von Gutmüthigkeit begrüßte.

Sie sind, Sie wollen —

Ja, ich bin — ich will —. Ach, nicht die Verlegenheit raubte mir die Sprache, sondern eine Erscheinung, die ich hier nicht anzutreffen glaubte. Ich wußte, daß Seraphine eine Schwester hatte. Sie saß auch vor einem kleinen Nähtisch am Fenster und strickte. Es war Auguste.

Alle meine Bewegungen sind gelähmt. Mechanisch antwortete ich dem alten Manne, erzähl' ihm von meinen Verhältnissen, examinire Seraphinens Bruder, einen liebenswürdigen und gescheuten Knaben. Eine Idylle umwehte mich und meine Gefühle lösten sich in Wehmuth auf. Ein Hänf-

ling im Bauer, ein kleiner Bücherschrank, ein mißgestimmtes Spinett, worauf Seraphine klimperte, draußen dicht vorm Fenster und die Stube verdunkelnd eine Kirche, wo man gerade die Kanzel im Auge hatte, und unten ein Kirchhof, der auch zugleich der Garten des Pfarrers war. Alle Viertelstunden ertönte an der Kirche ein holländisches Glockenspiel mit Choralanklängen, und immer waren es dieselben Töne; eine melancholische Monotonie, und ich selbst, unruhig gedrängt von der Lust, meine Flügel in großartigen Regionen zu versuchen, ich selbst hier angeschmiedet an ein Wesen, das ich lieben sollte und an ein anderes, das mit feinem Lächeln am Fenster sitzt, von den schönsten Reizen überquillt, das ich anbete und von dem ich aufrichtige Glückwünsche zu meiner Verbindung hinnehmen muß. Der Gedanke: wie zugänglich ist hier Alles, wie leicht konnte Auguste in diesen Umgebungen und Verhältnissen errungen werden! — hielt mich zu Boden. Nur der Ruf: Seraphine ist Braut! dieser Ruf, den ich schon in allen Kämmerchen ihrer Freundinnen wiederhallen hörte, schreckte mich aus meinem Brüten auf. Sie ist Braut! Und Deine Braut!

Und bei allen diesen Leiden lag Seraphine in meinen Armen. Der Vater segnete uns, die holländischen Glocken spielten: Nun danket Alle Gott! Und endlich hieß es: wo nur Mutter bleibt! Seraphinens Lippen zuckten und mit elektrischer Gewalt schlug es in mein Herz, daß ich wußte, warum ich hier war. Ich fühlte mich nun stark, ihre Lage zu theilen. Der Vater war zum zweiten Male verheirathet und der letzte Rest seiner ersten Ehe war jener kleine Grabeshügel, nicht zwanzig Schritte von unsern Augen entfernt, wo seine erste Frau begraben lag, und Seraphine. Auguste

und Eduard waren aus der zweiten Ehe und hatten Seraphinen zurückdrängen müssen, nicht weil ihr Herz, sondern die Mutter es wollte. Seraphinens Erziehung war vernachlässigt; immer zurückgesetzt, immer des Hasses gegen ihre Stiefmutter beschuldigt, von der Rohheit mißhandelt und von der Schwäche ihres Vaters niemals in Schutz genommen, irrte sie, eine verlassene Waise, durch fremde Häuser. In einer entfernten Stadt schützten sie eine Zeitlang Verwandte, aber sei es, daß es an Liebe oder Geduld gebrach, Seraphine kam wieder zurück, blieb einige Tage im väterlichen Hause und mußte sich sogleich wieder vor der Brutalität flüchten. Weder ihre herrlichen Geschwister, die treuesten und zartesten Seelen, noch die Pflicht des Vaters vermochten sie vor dem Haß und der Intrigue einer zornigen Frau zu schützen. Denn es ist wahr, Seraphine hatte etwas, das reizen konnte. Die Entschiedenheit ihres Willens, welche sie durch frühes selbständiges Handeln gewonnen hatte, ließ sich von einer Frau mit wenig Begriffen nur als Tücke auslegen. Seraphine hatte dabei in der Sprache etwas Feines, Spitzes, Stechendes. Die Höhe ihrer durch eigene Anstrengung erworbenen Bildung trieb sie über ihre Familie und über ihre eigenen Verhältnisse hinaus und durch ein gewisses spöttisches Lächeln, welches gegen die Rohheit ihre einzige Waffe war, verdarb sie alle Aussöhnungen, wenn man auch im Begriff war, sie anzuknüpfen. Nach den erschütterndsten Scenen, welche das traurige Verhältniß schon allen Nachbarn mitgetheilt hatten, verließ Seraphine, wie auf der Flucht, das Haus und mußte Schutz suchen bei fremden Leuten in dienstbarer Abhängigkeit. Von all diesen Dingen mußte mein Herz mit tiefstem Mitleide erfüllt werden. Ich liebte

Seraphinen nicht; aber wenn ich an ihre Lage dachte, so fühlt' ich mich stark, sie wenigstens zu schützen.

Während ich diese Berechnung in mir durchging, tritt die Mutter ein. Sie ist etwas beleibt, aber für eine zwanzigjährige Ehe von ausnehmender Schönheit. Diese runden vollen Linien, dies gesunde Inkarnat, dies Weiß der Zähne und Schwarz der Augenbraunen waren das Urbild zu Augustens anmuthsvollen Zügen. Die Frau sieht mich nicht: sie will es nämlich nicht. Sie weiß recht gut wer ich bin, das ganze Haus weiß es schon, alle Nachbarn wissen's. Mit höhnischem Lächeln geht sie an mir vorüber.

Liebe Mutter — hier ist —

Sie schlägt ein lautes Gelächter auf und sagt: Ich weiß schon. Ihre Dienerin, mein Herr! Hier hab' ich ja doch nichts zu sagen. Damit schlug sie die Thür zu und ging hinaus.

Unvergeßlich ist mir das Lächeln ihres Mannes, das aus Schmerz, Scham und Verachtung zusammengesetzt und zu gleicher Zeit darauf eingerichtet war, daß es soviel sagen sollte, als: sie ist verrückt! Doch kehrte sie nach einiger Zeit wieder zurück, wahrscheinlich um mich zu beobachten. Sie verhielt sich auch ganz ruhig, wir merkten aber darauf nicht und eilten hinunter in den Kirchhof.

Ich athmete auf, als ich in freier Luft war und umarmte Seraphinen, an welche mich diese peinliche Situation wieder gekettet hatte. Sie war auch ungemein liebenswürdig jetzt. Ihr erstes Beginnen war sogleich, eine Art von Freundschaft zwischen mir und ihrer Schwester zu stiften. Wir mußten uns umarmen, ja ich durfte sie sogar küssen. Darauf füllte sich der stille Platz, den die Strahlen des eben aufgehenden

Mondes, wie sie lang und geheimnißvoll in die Kirchenfenster hineinschienen, nur noch melancholischer machten, mit jungen Mädchen aus der Nachbarschaft, die sich alle eingefunden hatten, um meine Person in rechten Augenschein zu nehmen. An Witz und Gewandtheit wurden sie wohl alle von Seraphinen übertroffen, deren Munterkeit so weit ging, daß ich hier am Grabe ihrer Mutter fast unheimlich davon berührt wurde. Dennoch schieden wir heiter und treu. Der Vater, der mir den Hut herunter brachte, um mir die Mühe zu ersparen, seiner Frau eine gute Nacht zu wünschen, entließ mich mit herzlichst gemeintem Handschlag.

Das war also der erste Tag dieser neuen Lebensepoche. Ihm folgten weitere, an Erfahrungen reiche, betrübte, freudige, ich hielt diesen Zustand zwei Wochen aus. Ich mußte das neue Terrain erst übersehen lernen, wissen, wer alles an meinem Schicksale Theil nahm, noch fing ich nicht an, über das Ereigniß zu reflectiren. Seraphinens Vater war Schulmeister und es machte mir große Freude, als er meine ihm dargebotene Unterstützung annahm. Ich schlug mich mit sieben- und achtjährigen Buben herum, und zwar im eigentlichen Sinne des Worts. Die Bibel wurde exponirt, im Kopf wurde gerechnet, lautirt und alles kam zuletzt doch nur darauf hinaus, daß es hieß: Herr Arthur, eine Geschichte erzählen! Nun kann man sich keinen schlechtern Lehrer denken, als den ich abgebe. Ich schlug in die Uebermüthigen mit Fäusten hinein, welches durchaus keine angeborne Heftigkeit, sondern Verstellung war, die mich, während ich den Bakel der Vergeltung schwang, immer zuerst zum Lachen zwang, während die Buben mit nicht minderer Verstellung schrieen, als wenn sie am Spieße stäken. Denn ich that ihnen nicht

wehe, weil ich die empfindsamen Stellen nicht kannte. Kurz man spielte gräulich mit dem jungen Studenten, so daß ich immer froh war, wenn es zwölf schlug und die Widerspenstigen mit abgeplärrtem Liede entlassen wurden: „Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen!“

Weil das tragische Pathos meines Verhältnisses zu Seraphinen noch nicht völlig ausgebrochen ist, so benutz' ich die sich vorbereitende, allmählige Gährung, um mehre Kreise zu skizziren, welchen ich mich damals mit meinem Mädchen anzuschließen pflegte. Da war zuerst eine Freundin der beiden Schwestern, welche Eveline hieß. Sie war die älteste Tochter einer Wittwe und hatte einen jungen Stutzer zum Anbeter, der aber ein gutes Herz besaß und sich in diesen für ihn neuen, unschuldigen Kreisen von einer in seinem Gemüthe eingerissenen Verwilderung heilen zu wollen schien. Die Wittwe bewohnte ein Häuschen, das ihr eigen gehörte. Eveline war eine Figur von kaum vier Fuß; doch spielte und sang sie vortrefflich zum Klavier. Ein gewisses Comfort war in der Wirthschaft sichtbar, man hatte angesehene Verwandte, man hatte sogar eine jüngste Tochter, welche Tänzerin am Theater werden sollte, kurz man war so wohlhabend, daß regelmäßig des Abends in einem gewissen Styl soupirt wurde. Hier saß ich oft auf dem Sopha, zuhörend den von Evelinen meisterhaft vorgetragenen Tönen des Beethovenschen Sehnsuchtswalzers. Seraphine summte das Lied still neben mir nach, Auguste saß drüben. Was in mir vorging hatte Seraphine zu ahnen begonnen. Mein Stillschweigen und meine an Augusten gerichteten Seufzer verstand sie und übermannt von ihrem Schmerze stürzte sie wohl oft an das Klavier, vertrieb Evelinen und sang: Leise rauscht es in den Bäumen,

das bekannte Ständchen an Louise, eine Composition, welche hinreißt, wenn sie mit heimlicher, zitternder Begleitung des Instrumentes, im Gesange schwebend gehalten, anschwellend und mit dem Worte: Dann gute Nacht! leise verklingend vorgetragen wird. Aber Seraphine rührte mich dennoch nie. Unbedingt, ich konnte sie nicht singen hören. Ich konnte diesen Schmelz nicht ertragen, den Seraphine in das Lied legte und der doch hinein gehörte, dies Bewußtsein, daß sie ergreifend sänge, diese, wie ich Grausamer dachte, absichtliche Koketterie mit einer Empfindung, für welche es in meiner Brust einmal an allen Gründen fehlte. Und ich verbarg dies auch nicht. Wir gingen dann still nach Hause und schieden mit Seufzern und die Leute, wo wir waren, beklagten mit Recht Seraphinens unglückliche Wahl. Nur Auguste war immer frisch, gesund, lachte und blühte wie eine thauige Rose.

Keine fünfzig Schritte von Seraphinens Wohnung versammelte sich ein anderer Kreis in einem ganz kleinen Zimmer, das kaum zum Umwenden so eng war. Es lag im dritten Stocke eines Hospitals, welches die arme Wittwe eines Leichenbitters bewohnte. Sie sehen, Julie, ich war in sehr demokratische Kreise gekommen! Diese gute, brave Leichenbitterfrau hatte vier blühende Töchter, eine war sogar bildschön zu nennen. Alle hatten sie ihre Beschäftigungen unter fremden Menschen, nur des Sonntags versammelten sie sich bei ihrer Mutter, wo es denn so viel zu lachen und sich zu freuen gab, daß die lieben Geschöpfe für eine ganze Woche daran genug hatten und des Lebens Last und Plage schon leichter ertragen konnten. Esprit besaßen sie Alle, eine natürliche Schalkheit, die sie weit über ihren Stand und ihre

Bildung emporzuheben schien. Gegen diese Naivetät stach Seraphine sowohl in ihrer grimassirten Lustigkeit wie in der blassen Mondscheinsstimmung ihrer Sentimentalität nur zu grell ab.

Von den vier Schwestern hieß die jüngste Lina und war die Verlobte eines Mannes, der für meine damalige Zeit von höchster Wichtigkeit wurde. Fritz Federer hatte ursprünglich das Handwerk seines Vaters gelernt; erschrecken Sie nicht, Julie! Er war Schuhmacher. Als aber sein Vater vom Dreibein in einen städtischen Posten avancirte, regte sich auch im Sohne der höhere Trieb. Im wörtlichsten Sinne fing er an, sein Pech zu beklagen. Höherer Bestimmung war der Treffliche inne geworden, ein Geist der Heiligung trieb ihn, wie Jakob Böhmen. Zum Priester war es schon zu spät, von der Mission unter Heiden hielt ihn seine Liebe zu Lina zurück, er entschloß sich zum Schulmeister, rang sich von seinem Vater los, beinah handgreiflich, und rettete sich in eine Elementarschule, wo er als Lehrer engagirt wurde. Fritz Federer ist eine der freundlichsten Erinnerungen, die in meinem Gedächtnisse leben. Ein kräftiger Körper, gesund, nur etwas blaß das Antlitz von schmaler Kost und emsigen Nachtwachen, eine so poetische Gestalt, daß sie Dichter zu einem Entwickelungsromane benutzen könnten. Er liebte die Wissenschaften, weil er sie wie eine Religion verehrte. Es war sein Cultus, immer mehr zu lernen, immer vollkommner, immer lückenloser in seinem Wissen, immer examinationsfähiger zu werden. Er studirte wie ein Eroberer. Und dazu kam ein so treues, edles Herz, daß ich, der eitle Student, ihn doch mit schwärmerischer Freundschaft umfing. An Jahren und Verstand, an Kenntniß der Welt und Lebensklug-

heit war er mir sogar überlegen, und dies bestimmte mich um so mehr, ihn zum Vertrauten meines unglücklichen Verhältnisses zu Seraphinen zu machen, wo er sich auch in den Kämpfen, welche nun bald beginnen werden, redlichst erprobt hat. Wo ist er jetzt? Wo sind meine Jugendfreunde, denen eine poetische Ader im Herzen schlug? Ach, ich ahne, sie sind alle Pietisten geworden!

Eine Meile vom Schauplatz dieser Verhältnisse entfernt, auf dem Lande, lag endlich die dritte Region, in welcher ich zu öfterm mich bewegte. Wenn die beiden Schwestern und ich dorthin auswanderten, so erwartete ich sie gewöhnlich an der Landstraße. Da war zuvörderst ein Judenkirchhof, wo ich hielt und durch das eiserne Gitter des Portals die hebräischen Inschriften zu lesen mich befleißigte, welche die halb stehenden, halb liegenden Leichensteine enthielten. Während ich über die frischen, weißgetünchten Wände des Grabhauses, über moderne Fabrikationen und den jüdischen Rationalismus philosophirte, über etwas, was mir damals so hohl und jetzt so ehrenwerth erscheint, klopften mir die beiden Mädchen auf die Schultern: Auguste, immer gleich in ihrer Stimmung, in lebhaften, farbigen Kleidern; Seraphine erst lächelnd, forschend, wie ich wohl gestimmt wäre, im Uebrigen aber immer kahl, fahl, monoton und aschgrau gekleidet, wie damals, als ich sie auf dem ***platze erwartete. Sie wollte Alles geistig fassen und verachtete jede Aeußerlichkeit. Es ermunterte mich Augustens Gegenwart, so daß wir tapfer vorwärts schritten, viel Wichtiges und Scherzhaftes durchsprachen und uns bald ermüdeten. An einem kleinen Graben, der die Wiesen bewässerte und an seinen Uferrändern mit Vergißmeinnicht besetzt war, pflegten wir uns dann eine

Weile im frischen Grase auszuruhen. Seraphine breitete ihr verhängnißvolles graues Umschlagetuch auf den Boden hin und schüttete Obst darauf aus, das sie am Thore erhandelt hatte. Da saßen wir drei Seelen denn ganz allein unter dem freien Himmel, der sich in unermeßlicher Weite blau über uns wölbte. Wir schienen so eng verschwistert, so harmonisch zusammenklingend und doch lagen die erschütterndsten Geheimnisse zwischen uns. Seraphine ahnte schon Alles. Sie schwieg eine Weile, legte dann eine Birne, die sie eben versuchen wollte, auf das Tuch nieder, ergriff meine und Augustens Hand und fügte sie in einander. Ganz erschrocken war ich und sagte zu Augusten: „Ja, haben wir uns denn erzürnt?" Auguste sprang aber auf und sagte sehr gleichgültig: „Jetzt müssen wir wohl gehen, es wird zu spät."

Nach einer darauf einsylbigen Wanderung kamen wir endlich in dem Dorfe an, wo das junge Liebespaar sich einer daselbst ansässigen Familie vorstellen sollte. Die Besitzung lag am äußersten Ende des Dorfes und bestand aus zwei Häusern, von denen jedes das Entgegengesetzteste, was sich denken läßt, umschloß. In dem einen etwas tiefer in den Garten hineingebauten Hause wohnte ein steinalter Geistlicher, dessen um zwanzig Jahre jüngere Gattin sich im Vorderhause bei ihrer Tochter und Enkelin aufhielt, deren Gatte und Vater ein ehrlicher Mann war, der die Landwirthschaft trieb.

Der alte Herr war in einem Landstädtchen Geistlicher gewesen, hatte darauf wegen zunehmender Altersschwäche seinen Dienst verlassen und wohnte nun bei seinem Schwiegersohne in einem artigen Zimmer, dessen Fenster von Weinlaub, türkischer Bohnenblüthe und orangegelber Kresse beschattet wa-

ren. Als ich eintrat, lüftete er sein schwarzes Käpplein und ich war wie auf Kohlen, denn man hatte mir gesagt, daß er schon kindisch wäre. Ich wüßte aber durchaus nicht. Es war ein eigensinniger Alter, der eine Welt verdammte, die sich ihm über Nacht geändert hatte. Sein erstes Wort war sogleich: „Sind wohl auch Mystiker?"

„Mystiker?" Ich bejahte damals das Prinzip und verneinte die Bezeichnung.

Da gab er mich schon auf, blickte gen Himmel und begann mit einer aus tiefster Seele quillenden Ueberzeugung von der rationellen Theologie des vorigen Jahrhunderts zu sprechen. Teller, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, Steinbart, waren die Apostel seines Glaubens und mit verklärten Zügen ergriff er meine Hand und drückte sie an sein Herz.

Dann stützte er sich auf meinen Arm und winkte, daß wir mit ihm hinausgingen in den Garten. Die Anlage war erst einige Jahre alt und noch etwas frei. Es fehlte an Bäumen; aber dafür dufteten alle Beete von den herrlichsten Blumen. In der Mitte kreuzten sich vier mit Buchsbaum besetzte Wege und trafen in einer riesenhaft angelegten Laube zusammen, welche durch ein rankendes Schlinggewächs von unten bis oben in eine gewölbte Kuppel grün umzogen war. Hier nahm nun der alte Mann sein Mützchen ab, faltete die Hände und sagte: „In diesem Tempel verehr' ich Gott. Flüsternde Blätter heben mit sanfter Musik die Seele zu ihm! Hier athm' ich, was da heißt Odem Gottes. Heilige Natur! du bist meine Religion. In jedem Lenze, wo du, Schlummernde! wieder aufwachst und das Veilchen am Bache, die Ceder auf dem Libanon dem Evangelium des erwärmenden Sonnenstrahls sich entgegen freut, wird der

Bund besiegelt, welchen der Himmel mit der Erde geschlossen hat.

Dem alten Manne rannen die Thränen von der Wange; ich ergriff seinen zitternden Arm und führte ihn hinweg. Zwar von der Wahrheit dieses Gefühls tief ergriffen, versteckte sich in meiner Seele doch etwas Feindseliges. Spekulative Netze hatten mich schon damals gefangen, ich glaubte über dem Greise zu stehen, der mit seiner Hingebung an die Natur mir nur erst auf der „untersten Stufe" des Gottesbewußtseins angelangt schien. Ich hielt dafür, daß er sich Heide nennen dürfte — und jetzt — wie ist Alles so anders! Jetzt könnt' ich den Kleidessaum jenes Propheten der Natur küssen, welcher damals still und zitternd an meinem Arm in das lärmende Vorderhaus schlich.

Die Gattin des Herrlichen nun war, für mich wenigstens, was man so zu nennen pflegt, eine unangenehme Prise. Sie nahm den Studenten forschend auf, und als sie merkte, daß er etwa reif genug wäre, um ihren Bildungsgrad zu verstehen, entwickelte sie ein Benehmen, welches zwischen der astronomisch-sentimentalen Poesie Tiedge's und dem malitiösen Welttone Goethe's die Mitte hielt. Sie ironisirte die gekochten Aepfel, welche wir zur Nacht nahmen; sie wollte mir den Beweis geben, daß sie sich diesmal nicht in ihrer Sphäre befinde. Auf ihren Mann, der mit ängstlicher Hast und zahnlosem Munde die weiche Speise verzehrte, blickte sie, wie ungefähr Prometheus auf den Felsen geblickt haben mag, an welchen er angeschmiedet war. Trotz der Goetherei dieser Frau. trotz ihrer pretiösen Bedeutsamkeit in Schicksal und Antheil, haßte sie Goethe. Seiner von ihr behaupteten Unsittlichkeit wegen verfolgte sie ihn das ganze ländliche Souper hindurch und

erzählte eine Geschichte aus Halle, wo eine Gattin ihrem Gatten, eine Mutter ihren Kindern untreu geworden wäre, weil sie die Leiden des jungen Werther gelesen. Und dabei erinnerte sie mich an die Gewohnheit, welche einige unserer jungen Kritiker angenommen haben, nämlich Goethe niemals ohne seinen Vornamen zu nennen, gleichsam als wollten sie ihm damit jenen idealen Schmelz, jenen Titanenmuth wiedergeben, welcher durch die Weimarer Ministerstelle etwas erstickt wurde. Nur schloß sie sich dabei mehr an die Allgemeine Deutsche Bibliothek an, und versah den Dichter immer mit seiner bürgerlichen Bezeichnung. Oder sollte man glauben, daß sie Herrn von Goethe persönlich kannte? Ach, es machte mir wenig Freude, daß Seraphine an dieser Frau hing, daß ihr drittes Wort immer die Predigerin war. Ihr vertraute sie alle ihre Geheimnisse an und fand dann bei ihr jenen mit weltkluger Miene gegebenen Trost, welchen sie in den Schriften der Henriette Hanke, in Witschel's Morgen- und Abendopfern und den Stunden der Andacht auch hätte finden können.

Als wir am späten Abend zum Dorf hinaus gingen, siehe da trat uns aus einer Heckenwand, welche des Dorfes Gränze bildete, Jemand entgegen, der auf uns gewartet hattet. Es war verabredet, daß wir Herrmann an dieser Stelle träfen. Wer war Herrmann? Herrmann hatte auf Schule und Universität das Recht, sich mein anderes Ich zu nennen. Seit jenem Augenblicke, wo er auf zwei Krücken in die Klasse schlich und uns als neuer Mitschüler empfohlen wurde, wo ich ihm aufpaßte und ihm meine Liebe, meine Wartung seiner körperlichen Mühsal anbot, waren wir unzertrennlich verbunden. Freilich gab es zahllose Differenzen zwischen uns, aber

hatten wir im Irdischen Zwistigkeiten, so begegneten wir uns wieder, da wir ganz gleiche Sympathien in uns trugen, im Aether unserer Ideale. Herrmann war der älteste Sohn eines Landpfarrers, der die Preußische Agende nicht annehmen wollte und daher immer auf dem Sprunge stand, mit Frau und zehn Kindern nach Amerika auszuwandern. Die Widersetzlichkeit gegen diesen tollkühnen Entschluß, den eine unnöthige Verzweiflung dictirt hatte, die unverabredete Anwaltschaft seiner bei diesen Excentricitäten schmerzlichst leidenden Mutter, beides hatte dem Sohn eine frühe Reife und Selbstständigkeit gegeben. Später erholte er sich von seiner Hüftenkrankheit, warf die Krücken weg und hinkte ein wenig, was mit seinem lebendigen Temperament sonderbar kontrastirte. Herrmann wollte Seraphinen sehen. Er sahe sie nun zum Erstenmale in einer Beleuchtung, wo sie sich am besten ausnahm, beim Mondschein. Er führte sie und verlor sich bald, wie es jungen Norddeutschen eigen ist, in ein zartgesponnenes Gespräch über Liebe, Gegenliebe, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Ich ging lautlos neben Augusten, und nur zuweilen rückten wir alle vier zusammen und sangen auf der stillen Landstraße: Es blinken drei freundliche Sterne! Dabei schienen unsere Blicke verklärt und doch bluteten die Herzen. Wer dies Concert jubelnder Stimmen hörte, ahnte wohl nicht, daß sie im Grunde ein trauriges und verzweifelndes Thema variirten. Als mein Freund und ich von den Mädchen schieden, war jener hingerissen durch Seraphinen. Ich schwieg und hatte es wahrlich zehnmal auf den Lippen, sie ihm abtreten zu wollen.

Die Opposition der Predigerin gegen Goethe im Sinne Pustkuchen's bringt mich darauf, einen Dichter zu nennen, der

damals für mich ein eigenes Studium wurde. Das war Bürger. Eines Tages bracht' ich seine mit einem Porträt gezierten Werke den beiden Schwestern. Seraphine, die Bildung genug besaß, um Bürger's Leben zu kennen, erblaßte als ich den Namen nannte. Ich sprach ohne Rückhalt mit feurigen Worten und leidenschaftlichen Mienen von den Leiden des Mannes, von Molly, als sie sich losreißen wollte, von seiner Liebe zur Schwester seiner Gattin. Hier zeigte ein Bild seine schmerzhaften Züge, diesen gutmüthigen frommen Glanz des Auges, dies schlichte Haar, das glatt gekämmt, ganz gegen die Sitte seiner Zeit vom Scheitel des unglücklichen Mannes hing! Als ich dies Alles ausdeutete und die Geschichte Bürger's erzählte, standen mir die Thränen in den Augen, so daß die Mädchen stumm zur Erde blickten und Seraphine seufzend ankündigte, wir würden heut zu Evelinen gehen.

Dies war der schmerzlichste Abend. Seraphine verlangte schon keine Zärtlichkeit mehr, sie war stolz genug, nichts haben zu wollen, was ich für sie nicht besaß. Allmälig bekam sie eine wunderbare Festigkeit und ich wußte nicht, was sie mit der glorienhaften Miene wollte, als hätte sie einen Triumph genossen. Nothwendig mußte in ihrer Seele etwas vorgegangen sein und noch denselben Abend erfuhr ich es. Sie drängte mich zu ihrer Schwester hin, warf ihr die bittendsten Mienen zu und kaum hörte ich das, was sie mir in's Ohr flüsterte. Eveline sang dabei das Lied: „Treu geliebt und still geschwiegen!“

Seraphine hatte auch in der That noch nichts gesprochen; denn die Stimme versagte ihr. Endlich hörte ich ohne daß sie weinte: „Arthur, sie wird dich lieben!“ Ich wende mich.

um. Nun erschrickt sie. Und warum erschrickt sie wohl? Ach, weil sie keine Thränen hat! denk' ich, weil sie eine Lust im Schmerze sucht, weil ihr diese Resignation eine leidende Folie gibt.

Und nun brach der ganze Rigorismus meiner Gefühle aus. Ich stieß sie, die mir ein so großes Opfer bringen wollte, von mir. Groß? Groß? Sie kostet es nichts, dacht' ich; sie schwelgt in dieser schmerzlichen Situation: Sie will mit dem Myrtenkranz sterben, wenn ich ihre Schwester heimführe, wenn alle Menschen sie als Märtyrerin ihrer Liebe anbeten werden und sagen: Schaut, schaut, was sie that! Sie opferte sich diesem Herzlosen!

Diese Scene bildete den Wendepunkt meines ganzen Verhältnisses zu Seraphinen. Hier durchkreuzten sich endlich alle Fäden, an welche damals die Psyche meines Lebens gefesselt war. Ich hatte mich durch meine Liebe nicht absorbiren lassen. Sie verpflichtete mich nicht. Nach den höchsten Gipfeln wissenschaftlicher und Welteinsicht ringend, war ich auch auf einem steten, dornigen und blutigen Hinaufklimmen begriffen. Alle Ideen, welche die Zeit erfüllten, fanden in meiner Brust ihren Wiederhall. In Liebe und Haß war ich leidenschaftlich. In der Politik tollkühn, in der Religion Phantast, in der Philosophie Schattenspieler, in der Moral ein Narr, gährte und siedete ich und mordete meine nächste Vergangenheit immer durch die nächstfolgende Zukunft. Seraphine war das Herz, das zwischen die Räder eines wildstürmenden Schöpfungs- und Zerstörungsdranges gerieth. In den Sitten das Philisterhafte hassend, in den Gefühlen jede Weichheit, die ich Egoismus nannte, brachte ich Alles, was mich auf meinen Wegen reizte, in Verbindung mit meinen idealen Sympathien.

Ich sahe in meinen Umgebungen nur falsche und lügnerische Manieren und fand darin Stoff für die Polemik vieler deutschen Autoren gegen die Tendenzen der Zeit. Mein Symbol war: Natur und Ehrlichkeit in der Politik, Natur und Leidenschaft in der Moral. Ein Herz, das liebt, liebt um jeden Preis, war meine Voraussetzung, und ein Herz, das entsagen kann, liebt nicht, meine Folgerung. Seraphine muß dich nicht opfern, Seraphine muß ihre Schwester hassen, da ich ihre Schwester liebte, Seraphine muß sich an meinen Besitz anklammern, selbst wenn ich sie an den Haaren schleifte, und — nun verwarf ich sie.

Mein erster heldenmüthiger Entschluß war, die Empfindungen für Augusten erfrieren zu lassen. In der Jugend, wo man von Illusionen lebt, kann man Alles. Es wurde freilich schwer! Zuweilen wurd' ich noch weich und die Eiskruste, die mein Herz umgab, thaute wieder auf: allmälig aber beschränkte sich meine Neigung zu Augusten auf eine Benutzung von gerade so viel guten Gelegenheiten, als sich darboten, um einmal ihre Hand, oder beim Spiele meine Lippen auf ihre Stirn drücken zu dürfen. Innere Regungen unterdrückt' ich mit stoischer Kraft: ich beobachtete nur die Feinheit ihrer Haut, weil auf ihr jede Berührung dieser Art immer ein Maal zurückließ, welches fünf Minuten brauchte, um sich zu verwischen. Das war noch romantische Liebe, Julie! Im Uebrigen ging ich darauf aus, Seraphinen jede Veranlassung zu ihren Tragödien zu nehmen. Ich überwand meine Gefühle, um den Stolz der ihrigen zu überwinden. Ich sagte ihr, an mir würde sie die Glorie der Entsagung nicht verdienen, weil ich gar nicht wüßte, wem zu Gunsten sie entsagen wollte. Mit gräßlichem Spotte folterte ich

die Arme, muthwillig zerriß ich die Cypressen, welche sie im Geist schon auf ihren Grabeshügel pflanzte. Böses Herz war dies nicht: ich glaubte nur im Auftrage des Richtigen zu handeln.

Jetzt war mir an Seraphinen Alles fatal. Mit meinem terroristischen Scalpell anatomirte ich ihre Seele, in der sich nichts mehr verbergen durfte. Wenn sie den Mond, wenn sie die Sterne anrief, ich nannte es Verbrechen. Wenn sie mir mit ihrer Witschelschen Glaube-, Liebe-, Hoffnungspoesie, mit ihrer Wilmsenschen, Spiekerschen Jungfrau beim Eintritt in die Welt kam, mit ihren Nachlässen Rosaliens und Serena's Brautmorgen, so wurd' ich unmuthig. Zahllose Briefe, die sie mir des Abends in die Hände drückte, las ich nicht. Aeußerlich waren wir noch ganz geruhig und erträglich: die Welt ahnete nichts; aber Seufzer, verzweiflungsvolle Blicke, oft ein nur hingeworfenes Wort drückten unser ruinirtes Verhältniß aus. Es entspann sich ein Briefwechsel, wo ich Wahnsinniger ihr Vorlesungen hielt über Unschuld und ächtes Gefühl, über deutsche Literatur und tausend heterogene Dinge, von denen ich vorgab, daß sie durch sie in mir beleidigt würden. Die Unglückliche antwortete darauf, mit Trümen, Gebeten, Gedichten, die mitunter durch eine originelle, fast immer symbolische oder mystische Idee ausgezeichnet waren. Ihr ganzes System verwarf ich und um so mehr, da sie Dichterin sein wollte und ich mir damals einbildete, daß Frauenzimmer nicht die Bestimmung hätten, zu schreiben. Ich muß mich hassen um diese Dinge!

Federer war meine Zuflucht. An seiner treuen Brust stöhnt' ich den Schmerz meines zerrissenen tollen Gemüths aus. Wie oft sagt' ich ihm: „Sieh, Fritz, Seraphine hat

Geist. Sie hat sogar Verstand und im Verstande Witz: Fremde ziehet sie Stunden lang auf und erträgt ein Gespräch, wo die feinsten Saiten klingen. Wenn ich mich aber hinreißen lasse und ihr meine Begriffe zu entwickeln beginne, dann bleibt sie in ihren Entgegnungen immer beim Trivialen, Angelernten, bei der Phrase sitzen. Ich weiß, sie sind freilich alle so, die sich vorzugsweise höher dünkenden weiblichen Naturen. Alle haben sie sich die gefühlvollen Gemeinplätze über Liebe, Religion und Leben zu eigen gemacht und fallen, wenn du aus des Gedankens tiefstem Borne schöpftest, dir in die Flanken mit ihrem schon Alles Gewußthaben. Fritz, sie verstehen dich gleich, wenn du noch gar nicht fertig bist, und wenn du sie reden lässest und frägst nun, was sie denn glaubten, daß du meintest, dann sagen sie gerade die Sätze, die du bekämpfst, die ausgedroschenen Strohkissen, auf welchen sich die egoistischen schönen Seelen ausruhen!"

Mein Freund suchte mich wohl zu trösten; aber ich fuhr fort: „Fritz, vergleiche deine Lina mit Seraphinen! Jene steht mit der Sonne auf: diese träumt bis neun Uhr im Bette, so daß ich der Mutter den Haß nicht verdenke. Jene duftet von der Frische, die des Morgens auf den Federn liegt. Seraphine — auf ihrer ganzen Erscheinung liegt eine solche Decke, wie sie sich auf dem Weine zu bilden pflegt, der steht. Alles, was sie spricht, ist überlegt, gut; aber in dem Sinne überlegt, daß sie auf die Wirkung lauscht. Ich versichere dich, Fritz, gerade die, welche immer mit ihrem Gefühle kokettiren, sind kalt. Seraphine? Glaubst Du daß sie eine Thräne vergoß, als sie meinen Besitz an Augusten abtreten und vor aller Welt sich mit neuem Glorienscheine umzaubern wollte? Nicht in dem Schmerze lebte sie dabei,

sondern in der Thatsache, die sie, objectiv, erfüllt, von Euch und Allen schon bewundert, vor sich sahe. Des Schreckens, der Furcht, des Mitleids glaubst du sie fähig? Nein, Fritz, gewohnt in ewiger Gefühlsschwelgerei zu leben, hat das Gefühl für sie schon das Plötzliche, Ueberraschende und Ergreifende verloren. Stumm und kalt bleibt sie bei fremdem Schmerz. Ach, ich bin hin, hin!"

Fritz zuckte die Achseln. An Hülfe dacht' ich nicht. Ich dachte nur an Trennung; denn dies Verhältniß war die Kette, die mich wie einen Verbrecher an den Klotz der Alltäglichkeit gefesselt hielt. Nur mit einem Schlage zurückzutreten wagt' ich nicht, weil ich es meiner Ehre schuldig zu sein glaubte, bis auf den letzten Athemzug auszuharren. Ich nahm Seraphinen jetzt hin, wie eine Aufgabe, die ich zu lösen, wie einen Notensatz, den mir der Himmel herunterzuspielen aufgetragen hatte. Protestation aber wollt' ich mir wenigstens vorbehalten, Protestation, die darin bestand, daß ich darauf studirte, Seraphinen zu quälen. Ich zeigte ihr alle Karten, mit denen ich spielte, offen. Wie oft erzählt' ich ihr nicht, daß ich dereinst ein Weib gewünscht hätte, das leicht, beweglich, zum Transporte geeignet wäre, eine Frau, die gleichsam mein Taschenmesser sein müßte, das sich zuklappen und einstecken ließe. Ich erzählte ihr das Goethesche Märchen von jenem Reisenden, der ein Kästchen bei sich getragen und in jedem Gasthofe geöffnet hätte; da wäre ein Wesen herausgestiegen, das sich vergrößerte zu Menschenlänge und nach traulichem Umgange wieder in das Kästchen zurückkehrte. Seraphine lächelte dazu; denn sie hoffte, sich nach meinem Systeme umbilden zu können. Zum Beispiel hatt' ich ihre affectirte Lustigkeit getadelt, weil sie sich damit vor-

drängte und den Leuten doch im Grunde nur Angst machte. Nun glaubte sie gerade das Rechte zu treffen, daß sie still und in sich zusammengekauert saß und die Scherze ihrer Freundinnen mit Molltönen accompagnirte, die nicht weniger schreiend von jenen disharmonirten. So wurde mir ihre Erscheinung immer unerquicklicher.

Der Winter nahte heran. Ich spann mich in meine idealistischen Gewebe ein und ertrug das Aeußere zur Noth, da ich innerlich an Leben und Frühling keinen Mangel litt. Im freudigen Kampfe rang ich mit Büchern und Menschen, um zu festen Ueberzeugungen zu gelangen. Den Niederschlag dieser Gährungen ließ ich Seraphinen, einen des Abends ermatteten Körper, der in seinen Nerven überall unsanft berührt wurde, einen Geist, der sich einbildete, der Zukunft vorzuarbeiten und der von dem, was der Augenblick brachte, immer abwesend war. Poesie wäre jetzt das gewesen, was mich hätte fesseln können; aber Seraphine entwickelte wenig davon, wenigstens nicht in meinem Sinne. Manches rührte mich. Sie ging oft im größten Schneegestöber, ein altes Tuch über den Kopf gezogen, und begleitete mich des Abends nach Hause. Wenn wir dann an dem Häuschen vorübergingen, wo Herrmann in einer Dachstube wohnte, und durch Licht die Fenster matt erleuchtet waren, so polterten wir die Treppe hinauf, sie dann in meinen Mantel gehüllt und die Nachbarn täuschend. Herrmann war immer erschrocken und rückte den Schemel an den laugewordenen Ofen. Seraphine aber durchstöberte bei dem matten Schimmer, den die Lampe an die Wände warf, Alles, was zu der tumultuarischen Wirthschaft eines jungen Studenten gehörte. Außerdem vernahm ich oft, wenn ich in meiner Wohnung des Abends ein-

sam studirte, ein leises Pochen an der Thür. Oeffnete ich dann, so huschte etwas die Stiege hinunter und unten fiel die Hausthür ins Schloß. Es war Seraphine, die mich nur grüßen wollte. In allem Excentrischen war sie bedeutend. Bei höherer Geistesbildung, glänzenderen Verhältnissen und bei einem so receptiven Manne, wie Goethe, hätte sie es bis zur Classicität Bettinens bringen können. Ich zweifle aber, ob sie mich damit beglückt hätte; denn ich litt schon genug an der tieferen Potenz dieser Originalitäten.

Mit den Weihnachten näherte sich endlich die Katastrophe. Selbst in dem, worin wir uns Freude machen wollten, kränkten wir uns.

Noch vergegenwärtig' ich mir lebhaft jene Scene, als Seraphine und ich in dem engen Hospitalstübchen saßen. Draußen knisterte der Frost: drinnen athmete der glühende Ofen. Eine spärliche Flamme aus zinnerner Lampe beleuchtete uns, die wir schweigend auf den Boden blickten.

Lina fragte mich, was ich wohl geschenkt haben möchte, ob ich einen Tragband oder ein Notizbuch vorzöge? Höflich, wie ich glaubte, antwortete ich: „Was erhält denn Fritz?" Sie sagte „ein Notizenbuch. „Nun ja," fiel ich ein, „das wäre mir auch lieber. Man kann es doch zeigen, man kann doch vor den Leuten ein wenig groß damit thun, man kann doch seinem Mädchen Complimente damit zuwenden. Ein Tragband? das sieht Niemand; ich möchte um Alles in der Welt kein Tragband haben!"

Seraphine stieß einen Schrei aus und ich begriff sie nicht. Keine Ahnung hatt' ich davon, daß sie sich etwa hinsetzen konnte des Nachts, die Arme mit blöden verweinten Augen, daß sie an Weihnachtsfreuden hätte denken, und mir ein Trag-

band stricken können. Ich tobte über diese empfindsamen Convulsionen, für die es keine sichtbaren Gründe gäbe, während Lina die Augen senkte und für zwei der unglücklichsten Geschöpfe still zu beten schien.

Mit dem Tage des Herrn flackerte der matte Schein unserer Liebe noch einmal etwas heller auf. Hören Sie Julie, wie Studenten lieben! Ich ging zu einem Schreiner und kaufte einen kleinen Nähtisch, und weil ich Niemanden an dem Feste finden konnte, der mir ihn getragen hätte, so nahm ich das Ding selbst auf den Kopf und watete damit durch den Schnee ohne Zwang zu meiner blassen Liebe hin. Auf der Straße hatte Alles Eile, Niemand beobachtete mich. Zuweilen stellt' ich meine Last nieder und kaufte Bänder, Spitzen, Lebkuchen, Wachsstöcke, Pfeifenrohre, einen Weihnachtsbaum, etwas Silberzeug und Theodor Körner's sämmtliche Werke, kurz ein ganzes Waarenmagazin, womit sich eine deutsche Familie beglücken läßt. So behangen und betrödelt kam ich denn an dem holländischen Glockenspiel an, um meine Siebensachen zu verbergen. Mein Herz pochte vor Freude; denn ich dachte nur an die strahlenden Gesichter, welche mir entgegenlachen würden, und es war mir als hätten an diesem Feste auch die Seelen neue Gewänder angelegt. Als Seraphine von den kleinen Wachslichtern an dem Baume geblendet, in meinen Armen lag, feierte ich mit ihr die herzlichste Aussöhnung. Jung und Alt stand rings um uns her und betrachtete die Bescheerung. Frohlockend nahm ich das Tragband, womit sich mir das neuliche Räthsel des Aufschreiens enthüllte und Auguste hatte mir ein Uhrenband von Perlen gehäckelt.

Bis über das neue Jahr hinaus dauerte diese wechselseitige Zufriedenheit. Da kamen aber bald die alten Zweifel

und Sorgen wieder und in mir um so heftiger, als Seraphine sich einzubilden schien, daß ich nur launisch gewesen und jetzt vollkommen wieder mit ihr zufrieden wäre. Die Correspondenzen, welche sie um jeden Preis wieder anknüpfen wollte, um mir ihr Herz zu zeigen, reizten mich heftig. Ihre sentimentalen Deklamationen waren mir unerträglich und ich hatte nicht unrecht, daß sie sich besser vorkommen wollte, indem sie schrieb, als indem sie sich so gab, wie sie die Natur geschaffen hatte. Die alten Wunden brachen wieder auf, ich flüchtete zu Fritz, der mir ein heroisches Mittel empfahl, nämlich mich zurückzuziehen.

Ich ergriff es zuletzt, da Umstände eintraten, die es milderten. In einem vornehmen Hause wurde eine Gesellschafterin gesucht und man wandte sich zu diesem Zwecke an Seraphinen. Die Familie sprach darüber hin und her, die Meinungen waren verschieden, bis ich den Ausschlag gab, daß sie die Aufforderung annehmen sollte. „Denn," sagt' ich vor Allen grad heraus, „Seraphine ist ohne Erfahrung und voller Eitelkeit. Mag dies ihre Prüfzeit werden! Briefwechsel findet zwischen uns nicht Statt; denn ihr Erbübel ist die Feder und die Phrase." Ueber diese Erklärung fehlt' es freilich an Erstaunen nicht; aber Seraphine, die immer noch dachte, meine Liebe gewonnen zu haben, unterzog sich freudig dieser Anordnung und ich trennte mich spät Abends von ihr, heftig erschüttert über einen Schritt, den ich thun mußte, um mein Leben zu retten.

Nun vergingen drei Monate, daß ich nichts mehr von Seraphinen vernahm. Der Eingang beim Vater stand mir immer offen, und ich benutzte ihn um meine Sehnsucht nach Augusten befriedigen zu können. Ich sprach nie über Sera-

phinen mit ihr, mit Niemanden, und Allen war der Bruch entschieden.

Da erhalt' ich eines Tages von Seraphinen ein Billet, worin sie mir ein kategorisches Entweder=Oder vorschlug und dabei ein Verhältniß berührte, das sich ihr für ihre Lebenszeit anböte und das sie auch annehmen würde, wenn ich in meiner Resignation verharrte. Eine solche Sprache kam mir unerwartet und zitternd vor Wuth lief ich zum Vater, bei dem ich kaum zu Worte kommen konnte. Er benutzte meine Verwirrung und setzte mir mit Ruhe dasjenige auseinander, was sich in dem herrschaftlichen Hause entsponnen hätte. Einer von der Umgebung des jungen Herrn vom Hause, ein schlanker schöngewachsener Mann, den man Philipp nannte, hatte eine glühende Neigung auf Seraphinen geworfen, mit der sie, wie es ihre Art war, nicht kurz abbrach, sondern witzig und geistreich spielte. Doch hielt sie diese Maske gegen eine energische Bewerbung nicht lange aus, sondern ward bestürmt und so in die Enge getrieben, daß sie endlich einen Entschluß fassen mußte. Und doch, sagte der Vater, verwundere er sich, daß sie es hätte thun können.

Es war auch nur verzweifelte Verstellung bei Seraphinen. Sie dachte nicht daran, den Bewerbungen Philipp's Gehör zu geben; aber, wie sie denn in praktischen Dingen immer auf das Verkehrteste gerieth, so glaubte sie sehr gescheut durch jene Alternative auf mich zu wirken und mich mit einem Schlage wieder für sich zu gewinnen. Als sie nun aber von mir die volle Zustimmung zu ihrem Entschlusse erhalten hatte, geberdete sie sich wie eine Rasende und gab Absichten zu erkennen, die nöthig machten, daß man sie bewachte. Sie wollte sich den Tod geben, wenn sie mich wenig=

stens nicht noch einmal spräche. Und dies Gespräch ihr zu bewilligen, ward ich nun von allen Seiten bestürmt.

Es war eine mondhelle Frühlingsnacht, die den vor der Stadt gelegenen Park mit magischem Helldunkel schmückte. Seraphine hing mir am Arme und schmiegte sich mit hinreißender Liebenswürdigkeit zu meinem Antlitz auf, das sich mit seinem resignirten Lächeln gar leicht dem Monde verrieth. Wirklich war ihr ganzes Wesen frischer und natürlicher geworden und sie behauptete, sich in allen Stücken zu ihrem Vortheil verändert zu haben. Ich nahm das Alles sehr einsylbig hin, fühlte mich jedoch unwillkürlich an sie gefesselt, als ich merkte, daß eine dunkle Gestalt im Schatten der Bäume uns nachschlich, und mir Seraphine erklärte, an der Jägermütze erkenne sie Philipp. Philipp war Forstmann. Der Muth, hier für mich selbst aufzutreten, ging auf Seraphinen mit einer Wirkung über, daß ich sie wenigstens in dieser Lage vertheidigt und für die meine erklärt hätte. Doch hielt sich der Mann in ziemlicher Entfernung, ob er uns gleich nachschlich, bis ich von Seraphinen Abschied nahm.

Damit schloß aber auch das Verhältniß; denn ich erklärte ohne Weiteres, daß man für die Liebe sich nicht erziehen könne und mein Lebensschiff in die hohe See gelichtet hätte. Sie verfiel in tiefe Betrübniß, schrieb noch einigemal und drückte sich zuletzt nur noch durch Blumen aus, die sie mir des Abends ins Fenster warf. Einige Monate später erfuhr ich, daß sie die Bewerbungen Philipp's annähme, ihm aber eine unerläßliche Bedingung gestellt hätte. Sie wollte nicht umsonst ihr Herz brechen machen, die Arme, sie wollte mit ihrer Liebe wenigstens etwas wirken. Philipp war katholisch und sie erklärte, ihm Gehör geben zu wollen, wenn

er protestantisch würde. Diese Idee hatte etwas, das ihr Inneres verklärte, ihren Stolz hob, sie hatte etwas von der Märtyrerschaft, nach welcher sie so begierig war. Der Gedanke, dem Himmel sich als Opfer zu bringen und der Wahrheit einen neuen Bekenner durch ihren eigenen Schmerz zuzuführen, beseelte sie und sie fing selbst an, ihren Katechumenen zu unterrichten und ihm die Lehrsätze des Protestantismus auseinander zu setzen. Er durfte sie vor dem öffentlichen Uebertritt kaum mit der Hand berühren. Sie war dabei mitten in einem Geschäfte, wovon sie glaubte, daß sie für so Etwas eigentlich geboren sei.

Doch das Alte vergaß sie nicht, wenigstens den Schwur nicht, den sie mir gegeben hatte, sich niemals zu verehelichen, und den sie um ihr Versprechen an Philipp zu erfüllen, von mir wieder einlösen mußte. Sie lud mich eines Nachmittags ein, sie in der väterlichen Wohnung zu besuchen. Ich kam und sah hier die mir schon ganz fremd gewordenen Umgebungen meiner Leiden wieder. Seraphine kam mir schluchzend entgegen, ganz schwarz gekleidet, im Haar sogar eine Agraffe vom schwarzem Crepp. Sie fühlte diesen Moment, wo wir auf ewig Abschied nehmen würden, tief und mich selbst drückte nicht weniger die Erinnerung des Vorangegangenen nieder, das still erlebt, ohne fernere Ansprüche hinter uns lag. Diese Scene wird mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Zwei Seelen, die sich nach langen Qualen, nach hundert vergeblichen Versuchen, sich auf immer zu verschmelzen, nun ruhig und reuevoll auseinander setzen und zum letztenmal umarmen, ohne Leidenschaft, ohne lauten Schmerz, daß der Eine nun dort, der Andere dahin wandern

müsse! Ich bedurfte der ganzen Umgebung und der kleinen komischen Züge, die sich noch in dies Bild mischen sollten, um in meiner Wehmuth nicht zu vergehen. Seraphine wollte mich nämlich wie einen Ehrengast bewirthen und regalirte mich mit einem Kaffee, von dem sie bedeutungsvoll und damit einen Blick auf altes Lamentiren eröffnend und lächelnd sagte, daß er ihr eignes Produkt wäre. Nun diese Prosa der Maschine, die nicht recht brennen und der Sahne, die nicht recht färben wollte, diese Thränen und dies Kaffeetrinken zusammengenommen — die Brust wollte mir zerspringen. Wir lachten und weinten, wir hatten gar keine Gewalt mehr über unsre Mienen, sondern die widersprechende Situation und das innere Vergehen vor Schmerz machten alle Fibern tremuliren, so daß wir gar nichts mehr zu stammeln wußten als: „Ach Gott, ach Gott!"

Ein Geräusch an der Thür störte uns. Philipp kam: ich schlich mich durch ein Seitenzimmer davon und seitdem hab' ich Seraphinen heute zum ersten Male wiedergesehen.

Arthur blickte nach dieser Beichte auf Julien, die ihn aus der Ecke des Wagens, aus der Dämmerung des Morgens, mit unheimlich glänzenden, gespenstischen Augen anstierte. Sie schien wie abwesend und hatte auch wenig von Arthur's Erzählung gehört.

Der junge Mann, zerknirscht von den Erinnerungen an seine frühere Jugend, und an Seraphine wie an einen Engel denkend, den er durch seine Ungeduld und Zerrissenheit um den Himmel betrogen hatte, warf einen verächtlichen Blick auf die kokette Frau, die jetzt gähnte und sich dehnte,

als hätte sie im tiefsten Schlaf gelegen. Er rief den Kutscher an und sprang zum Wagen hinaus, der inzwischen schon bei der Stadt angekommen war. Gelähmt in allen seinen Empfindungen, von Scham ergriffen, daß er einem so kalten Weibe die idyllischen Geheimnisse seines Lebens Preis gegeben hatte, hüllte er sich in seinen Mantel und warf sich, zu Hause angelangt, auf sein verspätetes Lager. Unter heißen Reuethränen über Seraphinen, die nur von dem Schwure, Julien auf immer verlassen zu wollen, erstickt wurden, schlief er ein, da eben die Sonne am Rande des östlichen Horizontes aufblitzte.

Zweites Buch.



Frau von Oppen, eine liebe, gute Frau, hatte selbst die Gefälligkeit, ihrem Sohne die Cravatte zuzuschnallen. Edmund wollte auf den Ball gehen, welchen heute die Freimaurer den Schwestern gaben, und wo auch männliche Verwandte und Uneingeweihte aller Art diesmal zugelassen wurden. Die Mutter betrachtete ihren Sohn mit dem ganzen Schmelze ihrer Zärtlichkeit und schien in Edmund's Mienen etwas lesen zu wollen, was ihr vielleicht Trost und Genugthuung geben sollte. Ihr ganzes Benehmen verrieth, daß sie gewisse Saiten im Gemüthe ihres Sohnes zu berühren sich scheute und mit ihren Besorglichkeiten ihm mehr zu= als abreden wollte.

„Nimm Dich nur in Acht, Edmund," sagte sie, „und tanze nicht mit Deiner gewohnten Leidenschaft! Sieh, wie Du keuchst, wenn Du Dich ein wenig beeilen willst! Ich fürchte noch immer für Deine Brust!"

„Ach, liebe Mutter" — verwies sie Edmund gutmüthig.

„Ja, hören willst Du nicht," fuhr die Treffliche fort; „der Medicinalrath muß durchaus Dich einmal mit dem Telescop —

„Stethoscop, Mutterchen!" verbesserte Edmund lachend.

„Ja, Du lachst! Edmund! Die Eltern haben dann die Sorge und ich überlebte die Stunde nicht, wo ich Dich" —

„Leih mir Deine Uhrkette!“ fiel Edmund ein, um nur das Gespräch aus dem Lazarethtone herauszubringen, „sie steht vortrefflich auf dem Sammtgilet.“

Die treue herzliche Frau von Oppen hastete fort und brachte das Erbetene, wofür Edmund dankte und sie dann bat, ihn doch zu lassen, es wäre noch nicht Zeit, auf den Ball zu gehen und es mache ihm eine unerträgliche Angst, wenn sie ihn immer so bedenklich ansähe. Die gute Mutter schlug die Augen nieder, wünschte ihm Heiterkeit und Erholung und verließ ihn mit besorgten Mienen.

Als Edmund allein war, richtete er alle seine Gedanken auf den Freimaurerball und Julie von Magnus, die er anbetete. Er setzte sich an den offenen Flügel und stürmte die leidenschaftlichsten Phantasien herunter, sprang dann wieder auf und ergriff einen kleinen Zettel, auf dem er einige Verse verzeichnet hatte, die er Julien zuflüstern wollte und welche auf die heutige Situation angepaßt waren. Er las:

Suchst Du wirklich, Dich behende
Unter exoter'schen Zeichen
In die innern Tempelwände
Salomonis einzuschleichen?

Fühlst Du solchen Wissensmangel,
Daß Du Dich als frommen Laien
In den mystischen Triangel
Eilest, walzend, einzuweihen?

Laß das Schurzfell, Kelle, Tiegel!
Komm und nimm von mir die Weihniß,
Unter eines Kusses Siegel
Philadelphisches Geheimniß!

Indem Edmund noch darüber nachsann, was er antworten sollte, wenn Julie sagen würde, daß sie, um sein Gedicht zu verstehen, das Conversationslexicon nicht zur Hand hätte, trat einer seiner Freunde ein und berichtete ihm zu schmerzlichster Ueberraschung, daß Julie bei den Freimaurern nicht erscheinen würde. Er kleidete das unter dem Wortspiel ein, der Sansfaçon fehle unter den Francmaçons.

Edmund hatte Julien seit mehren Tagen nicht gesehen und erschrack, als er erfuhr, daß sie auch eben so lange schon krank wäre. Leicht alterirt und excentrisch, wie er war, sank er auf das Sopha nieder und kam erst zur Ruhe, als ihn sein Freund mit der bösen Botschaft verlassen hatte. An den Ball dachte er nicht mehr. Ihm lag nur noch daran, zu wissen, was über seine Freundin gekommen wäre, und ob sie ihm eine so lange Vernachlässigung verzeihen könnte. Ohne jedoch den Plan gefaßt zu haben, sie in einer so späten Stunde noch zu besuchen, verließ er das Haus und stürmte unruhig und von seiner Theilnahme gefoltert in den Straßen einher.

Er war schon einigemal an dem Hotel des Ministers von Magnus vorübergegangen und wunderte sich, daß ein Reisewagen vor dem Portale stand, eine kleine Landkutsche aus der Provinz, die hartnäckig ihren Stand behauptete. Eine magische Gewalt ergriff ihn, und ohne festen Vorsatz das offne Haus betretend, war er in die innern Gemächer gedrungen, welche Julie bewohnte. Ihr Cabinet stand offen und da er Stimmen hörte, so scheute er sich nicht, näher zu treten. Das Zimmer war matt erleuchtet. Zwei junge Damen standen an dem Ruhebett, auf welchem Julie ausgestreckt lag. Sie bemerkte Edmund, der hereinzutreten zögerte, winkte ihm,

und konnte nicht begreifen, wie ihn das Wagniß seines Besuches so betroffen machen konnte. Edmund stand wie betäubt, als er die Begleiterin der jungen Tochter Juliens erkannt hatte. Er hatte nicht nöthig, daß ihm seine kranke Freundin erst den Namen Seraphinens nannte. Er legte die Hand über die Augen und vermied der jungen Erzieherin nicht weniger überraschte Blicke. Auch sie hatte im Gespräche gestockt, da sie Edmund eintreten sahe. Sie beendete schnell den Abschied, den sie eben nehmen wollte und zog Antonien mit sich fort, um draußen ihr glühendes Antlitz zu verbergen.

Edmund war auf einen Sessel niedergesunken und gab nicht eher Antwort auf Juliens fragenden Blick, (denn mit Worten grüßte sie ihn nicht,) bis nicht unten der Reisewagen sich in Bewegung gesetzt und sein Echo auf den Steinen der Straße verloren hatte. Ein Seufzer, der nur der Name Seraphinens war, durchschnitt seine Brust und lag so laut auf den stummen Lippen, daß ihn Julie unausgesprochen verstehen mußte.

„Wie kommt sie zu Ihnen?“ fragt' er.

Julie wollte den Namen hören und sagte: „Meine Tochter?“

„Nein, Seraphine — ich kenne sie — ich hab' ihr ein frisches und starkes Jahr meiner Jugend geopfert — —“

Julie fuhr entrüstet auf und rief: „Ist das erhört! Das junge Frauenzimmer befaßt sich mit der Erziehung, nachdem sie von allen meinen leichtsinnigen Freunden die ehemalige Vertraute war! Was hatten Sie denn mit ihr, Edmund?“

„Unglück!“ erwiederte er trocken. „Doch fürchten Sie für Antonien nichts. Ein so herb geprüftes Wesen, wie Seraphine, ist zur Erzieherin geboren. Das sind die besten

Lehrer, die aus den Trauerweiden, die sie über sich selbst pflanzten, ihre Ruthen schneiden. Mit ihrem Hunger sättigen sie, mit ihrer Blöße bekleiden sie."

„Was wissen Sie von Seraphinen?" fragte Julie, jetzt lachend.

„Ich," sagte Edmund, „weniger von ihr, als sie von mir. Ich denke mit Schrecken an jene Zeit zurück, wo ich in meinem Gefühlsleben dämmerte, das in mir keine feste Form und Gestaltung aufkommen ließ. Ich habe nur noch ein einziges Nachweh dieser Vergangenheit: das ist Scham und Reue. Auf meinen damals bald stürmenden, bald seichten und windstillen Wasserfluthen trieb Seraphine wie ein hilfloser Nachen hin und her. Wo ich mich bäumte, sie zu haschen, schleuderte ich sie fort: war ich still und sanft, so wollt' ich sie bewegt und sich bewegend sehen. Ich war unglücklich damals; dies die einzige Entschuldigung, wenn ich auch Seraphinen unglücklich machte. Die Strafe muß hier die Entschuldigung sein."

Julie schien von diesen unverständlichen Andeutungen doch aufgeregt. Nach einer kleinen Pause fragte sie Edmund, ob er aufrichtig sein könne.

Edmund war aufgestanden und schritt im Zimmer mit gebeugtem Haupte umher. Dann wandte er sich zu Julien, die ihr Gesicht der Lehne des Sophas zukehrte, und sagte aufrichtig genug: „Julie, was mich an Sie fesselt, ist Indifferentismus. Ich habe zu leben und zu lieben auf die eine Art versucht, und Sie füllen als Episode den Uebergang aus, bis ich es auf die andere Art versuche. Ich liebe Sie darum heißer, als ich je liebte und lieben werde; denn Sie besitzen nicht bloß die Trümmer des alten Fahrzeuges, sondern Sie

find auch der Strand, an welchem ich mein neues baue. Sie zeigen mir in dem Spiegel Ihrer wunderbaren Liebenswürdigkeit nicht bloß das Bild dessen, was ich bin, sondern auch dessen, was ich sein möchte. Sie beherrschen mich mit jedem Wimperschlage Ihres Auges, aber ich bete zu Gott, daß er mich bald von Ihnen erlösen möge."

Julie sagte darauf ganz leise: „Ich weiß das wohl, daß Ihr Alle, die Ihr mir Worte sagt, die einer Verheiratheten zu hören nicht geziemen, nur arme Gestrandete seid, Nackte, Hülfsbedürftige, so eben an irgend einem Verhältniß Gescheiterte. Ich nehm' Euch auf, warte, pflege Euch, ich lasse Eure Effekten sammeln, kleide Euch und bin getröstet, Euch zu sehen, wie Ihr bald wieder ein neues, hohes und stolzes Meer befahrt. Bei Ihnen, Edmund, sammel' ich nun gar alle Schläuche voll Wind und Phantasie, und fange Ihre zahllosen Grillen ein und binde Ihre Schwingen, daß Sie nicht zu früh sich wieder in alle Welt vergeuden und Feldzüge beginnen, ehe Sie Ihre Truppen alle an sich gezogen haben. Bei Gott! Erzähen Sie mir von Seraphinen!"

Edmund setzte sich ihr zu Häupten und begann, ohne durch einen ihrer im höchsten Grad erstaunten Blicke gestört zu werden:

„Ich hatte so eben in Heidelberg meine Studien beendet, als ich in die Residenz und zu meinen Eltern zurückkehrte. Meine damalige Stimmung war so wehmüthig, wie ich sie in dieser Stärke nie wieder empfunden habe. Mein Leben in Heidelberg war verronnen wie etwas, das nie dagewesen war. Mechanisch hatt' ich gedacht, gearbeitet, selbst mechanisch empfunden. Das rohe und gemüthlose Treiben der Verbindung, zu welcher ich gehörte, hatte mich angesteckt: Alles

war an mir formell und äußerlich geworden; jedes Gefühl erstickte die Cameraderie, keine Regung des Herzens durfte aufkommen, da Einer den Andern überbot, um das Endziel alles Studentenlebens zu erreichen, die göttliche Gleichgültigkeit. Guten Morgen, Herr Bruder! Die Pfeife im Mund, ein schlendernder Gang mit einem großen Pudel, Gleichgültgültigkeit in Wort und Gebärde: so ging das die schönsten, unwiederbringlichen Jahre hin! Ohne Bewußtsein macht' ich das Examen und that, wie die Andern auch. Der Gang wurde nachdenklich affektirt, ein Folioaktenstück lag unterm Arme und so ging ich, wie tief in Geschäften steckend, auf das Stadtgericht. Doch wurden mir diese Aeußerlichkeiten bald so widerwärtig, daß ich sie mit Männlichkeit von mir warf. Aber was half mir das? Ich hatte in meinem Innern keine Speicher angelegt, ich hatte keine Vorräthe für den Winter des Lebens gesammelt, Alles da drinnen im Herzen war leer und dumpf geworden: ich fürchtete mich, als wenn Mäuse durch die leeren Herzenskammern liefen. Da kam ich, von der Zukunft nicht gelockt, von der Gegenwart verlassen, auf meine Vergangenheit zurück, auf die ersten Frühlingsjahre, die ich so schwärmerisch verlebt hatte. Ich nahm Musik, Tanz, Malerei, ich nahm die Dichtkunst wieder auf, und trieb diese Dinge um so leidenschaftlicher, je mehr ich mich meines Universitätslebens schämte und die heraufziehende Periode bürgerlicher Gesetztheit fürchtete.

Nur ein receptiver Charakter bin ich. Ich habe keinen Trieb und keine Anlage, etwas zu erfinden. Ich lese lieber als ich schreibe; und wenn ich schreibe, so such' ich nur mich selbst mir näher zu bringen, nicht Andern mich mitzutheilen. All meine Anschauungen sind weiblich. Ich sehe im Dunkeln

besser, als bei hellem Lichte, und nehme dabei die negativsten, unbestimmtesten Gefühle als etwas, das eine Lebensgrundlage sein kann, als etwas, womit man bauen und schaffen kann. Ich bin mit keiner einzigen kritischen Fähigkeit ausgestattet. Das Rührendseinsollende, im Theater z. B., rührt mich und wenn es noch so sehr künstlerischer und psychologischer Motive entbehrt. Dem Unmittelbaren erliegt mein Herz. Die schlechtesten Opern ergreifen mich, wenn die Musik nur einigermaßen weich und schmelzend ist. Für Bellini gibt es keinen bessern Zuhörer, als mich. So in Allem.

Die Metamorphose, die mit mir vorging, war eine Rückkehr zu den ersten bewußten Anschauungen des reiferen Knaben. Ich kam mir besser vor, da ich doch nur schwächer wurde. Ich würde in eine allzublöde Weltansicht mich verflacht haben, wenn ich nicht Gelegenheit bekommen hätte, es schmerzlich durchzukosten, wohin der Illusionentaumel führt.

Bei meinen Eltern wohnend fiel mir eine junge Dame auf, die von ihnen mehr für die Gesellschaft, als für die Wirthschaft aufgenommen war. Sie kam mit gutem Humor in unser Haus und fand sich bald in den Ton und Charakter eines eximirten Wirthschaftswesens, der ihr nicht geläufig schien, zurecht. Ich fand an ihren schwächlich zarten Formen, noch mehr aber an ihrer feinen discantirten Stimme und der Bestimmtheit ihrer Antworten viel Gefallen, unterließ aber eine weitere Beobachtung, da ich wußte, Seraphine würde sich mit dem Förster unserer Waldungen verheirathen. Dies Bündniß wurde von den Eltern gern gesehen, weil Philipp, der Bräutigam, seiner Geliebten zu Gefallen die Religion zu ändern versprochen und dies wirklich durchgeführt hatte. Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Seraphine dem Tage

der Hochzeit mit Furcht entgegensah, daß sie sich überhaupt in einem Verhältnisse, das freilich für sie nicht zu passen schien, gedrückt fühlte. Ich nahm Philipp's Einladung, Zeuge der Verbindung zu sein, mit jener Gleichgültigkeit an, die so auffallend ist, wenn sie über einen unterminirten und gefährlichen Boden, ohne davon zu wissen, hinwegschreitet und sich gedankenlos an das begibt, was selber ohne Gedanken zu sein scheint. Ich ging in die Kirche, ohne zu ahnen, daß sich hier eine Katastrophe ereignen würde, welche meinen ganzen Menschen fesseln und in eine schmerzliche Reihefolge unglückseliger Situationen werfen sollte.

Die Zahl der Zeugen war durch die beiderseitigen Verwandten so stark, daß ich glaubte, wenn ich entfernt blieb, es unbemerkt bleiben zu können. Ich trat zur Kirche hinaus in einen engen grünen Raum, der von einer niedrigen Mauer umgeben früher als Kirchhof benutzt schien. Das Gras auf den Gräbern war verdorrt, die kleinen Hügel selbst schon waren abgetreten und dies gewiß von Leuten, welche die hier aufgespannten Seile benutzten, um Wäsche zu trocknen. Ich setzte mich auf einen dieser Hügel nieder, gedankenlos, während oben vom Thurm ein Glockenspiel ertönte und drinnen selbst die Orgel ein feierliches Präludium begann. Da öffnet sich die Thür der Kirche und Seraphine, im weißen bräutlichen Gewande mit dem Myrtenkranze im Haare, wankt leichenblaß, wie auf der Flucht aus der Kirche. Ich eil' ihr entgegen; nachfolgende Freundinnen fangen die Ohnmächtige auf; sie hatte meine Hand ergriffen und preßte sie mir so krampfhaft zusammen, daß ich nichts thun konnte, um ihr behülflich zu sein. Die Scene füllte sich, der Bräutigam war erstarrt, der Geistliche kam herbei und traf den richtigen und

schönen Ausweg, daß er sagte: „Ihr Gefühl hat sie über=mannt!“ Niemand glaubte wohl, daß dies die Ursache der Flucht war, man schwieg bestürzt über den wahrscheinlichen Grund, stimmte aber in den zarten Vorwand des Geistlichen ein, der eine Vertagung der heiligen Handlung beantragte und durch Zure=den dem bekümmerten Bräutigam die Verlegenheit ersparte, als sei er im Momente des Jawortes von seiner Verlobten ver=schmäht worden. Ich selbst nahm mich, als der Pfarrer ge=gangen war, der verwickelten Scene an und löste sie auf, in=dem ich Seraphinen zu ihren Eltern führen ließ, die dicht in der Nähe wohnten, alle Uebrigen aber und Philipp selbst beschied, die Leiden des jungen Mädchens durch allmälige Entfernung und Zerstreuung zu mildern.

Erst als man Seraphinen bei ihren Eltern auf ein Bett gelegt und von der spannenden Kleidung befreit hatte, trat mir der Vorgang recht lebhaft vor die Phantasie. Ich hörte, wie lieblos die Urtheile waren, welche über Seraphinen ge=fällt wurden. Man klagte ihre Empfindsamkeit, ihren aben=teuerlichen Hang, ihren Leichtsinn an; aber statt daß der Ta=del mich ergriffen hätte, entzündete er mich. Ich setzte mir aus der Menge von Wunderlichkeiten, die man über die Arme zu berichten hatte, das Bild einer reizenden Origina=lität zusammen, ich erhitzte mich noch mehr, als ich nach Hause zurückgekehrt den Eltern die auffallende Geschichte er=zählen mußte. Philipp hatte Abschied genommen und ließ sich aus Scham im Hause nicht mehr sehen. Er nahm den Vorgang von der richtigen Seite und sagte, als er ging, mit finsterer und bedenklicher Resignation, er wolle noch eine Zeitlang passen. Das Feld war nun rein, ich wollte es recognosciren und war täglich bei Seraphinen im Hause

ihrer Eltern, wo ich empfangen wurde, als etwas Vornehmes oder als die Herrschaft.

Meine sich immer mehr entwickelnde Neigung zu Seraphinen setzte sich aus zwei Faktoren zusammen: einmal daraus, daß ich in der That Außerordentliches an ihr entdeckte, sodann daraus, daß man dies hatte übersehen können. Was sie Großes besaß, erschien mir um so größer, je niedriger dies hatte gestellt werden sollen. Sie sagte mir bald, daß sie sich tief in einen Wahn verstrickt fühle, dessen lichte Momente nur dann einträfen, wenn ich sie besuchte. „Mein Leben," sprach sie zu mir mit einer schmerzlichen Melancholie, „mein Leben kann den Andern kein größeres Räthsel sein, als mir selbst. Was ich verschuldete, ist viel; aber was ich leiden mußte, steht dazu in keinem Verhältniß. Ich habe immer das gethan, was mir das Nächste und Natürlichste schien, und wenn es geprüft und untersucht wurde, so war es immer nicht viel mehr, als eitel Verbrechen."

„Sie haben die Kreise nicht," sagte ich zu ihr, „in denen Sie leben sollten." „Glauben Sie das nicht," entgegnete sie; „ich werde überall anstoßen, wo man nicht übereingekommen ist, mich wie eine Thörin zu behandeln und mir als einer Unverbesserlichen Alles nachzusehen. Das Anstößige liegt nicht in meinen Handlungen oder Worten, es liegt schon in den Bewegungen der Hand, im Ton der Stimme. Unter allen Vergebungen, die der Schwäche entgegenkommen, findet die meine keine; denn alle Welt glaubt, daß ich darin stark sein will, worin ich mich nur allzuschwach fühle."

Sollten von einer so mysteriösen und tiefsinnigen Sprache nicht meine innersten Nerven getroffen werden? Nachdenkend diesen mit rührender Sanftmuth gesprochenen Worten warf ich

allmälig alle Fesseln des alltälichen Momentes von mir und badete mich in einem Meere von Idealismus, wo ich mir selbst vorkam wie umspült von göttlicher Verjüngung. Es gibt eine andre Welt, dacht' ich, eine andre, hier mitten auf der irdischen Welt selbst, eine Welt, die unter unserm Leben liegt, wie unter einem Siebe. Nur Feines und Edles kann hindurch. Ich gewöhnte mich von allen meinen Umgebungen zu abstrahiren, ich wußte nicht mehr, was blau oder roth war, ich ging auf der Straße mit somnambülem, schwebendem Fuße; denn nichts von all dem Gewühl mit Wagen, Pferden und Fußgängern, nichts von dem, was man Essen und Trinken nannte, schien mir noch eines daran haftenden Blickes werth.

Eine Erörterung über die vereitelte Heirath wurde niemals angeknüpft. Unser Verhältniß, das sich immer fester zusammenzog, hatte keine Antecedentien gehabt. Wir waren uns beide neu, sie wenigstens mir, dem Schwärmenden. Sie sagte lächelnd zu mir: „Wir Menschen gedeihen wie die Spargeln. Man sticht uns jede neue angeschossene Blüthenkrone ab und wir schießen immer muthig fort, setzen immer auf's Neue wieder an, bis das Gärtnermesser des Schicksals endlich ermüdet ist und unser geringer noch übrig gebliebener Rest an Triebkraft Raum gewinnt, noch einen wuchernden Blick in die Welt zu werfen und dann zu sterben, nachdem wir diese letzte Freiheit, die Freiheit des Todes durch zurückgelassenen Samen für die Zukunft großmüthig erkauft haben."

So liebte Seraphine bildlich über ihre Lage zu reflektiren. Der Umgang mit mir reizte ihren Scharfsinn und ich dachte damals, daß vielleicht auch ihre Einbildungskraft von mir erfüllt wäre. Sie gewann ein großes Vertrauen zu mir, ent=

deckte mir die häusliche Lage in der sie sich befand und nahm, ohne es jedoch ausdrücklich zu sagen, meinen Beistand für ihre Zukunft in Anspruch. Aber ihren hoffnungslosen Blicken war ich längst vorangeeilt und mit meinen Eltern einig geworden, daß wir Seraphinen zu zwei alten Damen unserer Verwandtschaft, als eine jugendliche Gesellschafterin bringen wollten. Sie war es zufrieden und der fragende Blick, den sie bei dieser Mittheilung auf mich richtete, schien mir ausdrücken zu sollen, ob sie die Annahme dieses Verhältnisses durch den Verlust meines Umganges erkaufen müßte? Ich ergriff ihre Hand und sprach einige jener Phrasen, welche die Tradition der Verlegenheit eines so seligen Momentes als herkömmlich an die Hand gegeben hat. Ton und Auge mußten meine Betheurung heben.

Seraphine senkte nachdenklich ihr Haupt und schien sich auf einen Entschluß besinnen zu wollen, dann drückte sie meine Hand, welche die ihre längst ergriffen hatte und sagte: „Die Traube ist das Bild der Liebe. Unter allen Pflanzen und Affecten belaubt sie sich am spätesten und blühet. Ihre erste Probe, ihr erstes Leben ist die Erquickung welche sie, gereift zur schwellenden Beere, dem Durstigen gibt. Aber sie bewährt sich noch zum zweitenmale im krystallenen Glase, als Frucht der Kelterung und gebundener Geist gestillter Gährung. Hat die Traube erquickt, so stärkt der Wein; die Süße und Anmuth wird abgelöst vom Arom und dem Feuer.“

Sie sprach dies nachdenklich ohne aufzublicken. Ich dachte dem Sinne dieser Worte nach und wäre beinahe gestört worden, als ich sie auf ihr früheres Verhältniß zu Philipp bezog. Sie merkte dies und sagte: „Ich bin gegen die Männer gerechter als andere Frauen, denn ich fühle, daß ihre Be-

dürfnisse alle dieselben sind, und daß es nur an uns liegt, sie auf die richtige Weise zu befriedigen. Ich schäme mich, so sinnend und nachdenklich über ein Gefühl zu sprechen, das in milden Tropfen aus meinem geritzten Herzen rieseln sollte. Ist dies Liebe, was ich Ihnen weihen kann? ich denke zuviel darüber nach, ich weiß nicht mehr sichern Fuß zu fassen, ich kann nichts sagen was so sanft wäre, wie irgend eines der Worte, die Sie zu mir gesprochen."

Eine Verlegenheit, die mich selbst beängstete, drückte Alles was sie in dieser Situation sprach. Sie wollte mir nicht wehe thun, sie liebte mich nicht, sie drückte aber meine Hand an ihre Augen die so glühend waren, daß die feuchten Thränen darin verlöscht schienen. Sie war eben im Begriff gewesen, das elterliche Haus wieder zu verlassen; ein Wagen stand vor der Thür, sie litt, daß ich sie umarmte so lange wir allein waren, nahm dann schnellen Abschied von ihrer Familie und stieg ein, um zu den beiden alten Tanten zu fahren.

Es waren dies zwei ledig gebliebene reiche Geschwister, bei welchen Seraphine jetzt schalten sollte; sie machten ein Haus, sahen viele Gäste, aber trotz dieses Umganges hatten sie sich eine so wunderliche Lebensweise angeeignet, daß ein Besuch, den man bei ihnen machte, immer etwas Belästigendes war. Man denke sich die größte Sauberkeit in einem weitläufigen, pedantisch angeordneten Haushalte, viel Glas und Porzellan, viel Teppiche und Vogelbauer, und zwischen diesen zerbrechlichen und lärmenden Verhältnissen zwei wunderliche weibliche Wesen, beide von bejahrtem Alter, die Eine ausgezeichnet durch ihre Originalität, die Andere durch ihre Nachahmung. Was die Jüngste that, war immer sanguini-

scher und närrischer Einfall; die Aelteste setzte ihren Pedantismus darein, Alles so zu machen, wie Lenchen es gemacht hatte: so zu gehen, so zu sprechen, so zu urtheilen. Das Komische war, daß beide Schwestern, trotz ihres unabänderlichen Einheitstriebes, doch immer im lebhaftesten Widerspruch gegeneinander standen; denn Lenchen war so unruhiger Natur, daß Sannchen oft den Athem verlor, ihr nachzukommen. Hatte diese kaum angefangen, das zu thun, was jene gewollt hatte, so wollte Lenchen schon wieder etwas Anderes. Sannchen bestand dann darauf, daß es vor fünf Minuten ja so oder so geheißen hätte, daß sie absolut darnach handeln wolle, worauf vor fünf Minuten die Uhr gewiesen hätte, und Lenchen schrie, daß sie ein unglückliches Wesen wäre, weil ihre Schwester ihr Nichts zu Willen thäte und immer nicht nur n a ch, sondern auch a u f ihrem eigenen Kopfe ginge. Aus Liebe lagen sie fortwährend im Streit. Womit sie sich zu Gefallen leben wollten, dadurch erbitterten sie sich.

Ich wäre gern öfter zu den beiden wunderlichen Tanten gegangen, wenn sie in ihrer Umgebung nicht etwas gehabt hätten, wogegen ich idiosynkrasire. Auf den Teppichen nämlich, womit das ganze Haus belegt war, schlich und schmiegte sich eine ganze Colonie von Katzen: vier, fünf große Angorakater von bewunderungswürdiger Schönheit als Vieh genommen, aber widerwärtig durch und durch, nicht bloß durch sich selbst, sondern eben so sehr durch die Art, wie sie gehalten wurden. Diese großen Kater lebten nicht etwa von in Milch eingeweichtem Weißbrode, geschweige von Ratten oder Mäusen; sie nahmen nichts und bekamen auch nichts, als die herrlichsten gekochten Fische. Eine Magd war eigens nur für diese

Kater bestellt; sie war fast den ganzen Tag damit beschäftigt, aus dem gekochten Fischfleische die Gräten zu zupfen, denn diese verwöhnten Thiere ließen den schönsten Hecht stehen, wenn sie eine Gräte darin fanden. Diese Magd mußte ferner für ein großes Familienbett sorgen, auf welchem die Lieblinge der Herrschaft übernachteten und ihr Mittagsschläfchen hielten, womit noch gar nicht gesagt war, daß sich diejenigen weiblichen Personen von der Bedienung des Hauses eines tüchtigen Legates im dereinstigen Testamente gewiß machen konnten, welche die Kater mit in ihr Bett nahmen und des Morgens den beiden Tanten erzählten, wie angenehme nächtliche Träume die Thiere neben ihnen gehabt zu haben schienen.

In diese Welt wurde nun Seraphine versetzt. Zwei confuse alte Jungfern, vier bis fünf Angorakater, eine Menge schreiender Papageien und eben so viel Singvögel aus den Buchenhainen, eine servile und verschrobene Dienerschaft, sehr viel Glanz, viel Unterhaltung und gemischte Gesellschaft. Erst als sie da war, sah ich ein, wie wenig sie hieher paßte. Ich dachte, wo findet hier die sanfte Schwärmerin einen Ruhepatz, ihren Gedanken nachzuhängen; wie kann ihr irgend etwas zusagen von all diesen wahnsinningen Formalitäten, diesen Bewegungen, deren grausenerregenden Eindruck man abnehmen konnte, wenn man sich einen Augenblick vorgestellt hätte, daß sie von Worten nicht begleitet gewesen wären? Ehe sich Seraphine nicht eingerichtet hatte, besuchte ich sie nicht in ihrem neuen Wirkungskreise; ich mußte mich überwinden einige Tage zu warten, wie schwer es mir auch ankam, bei meiner täglich gesteigerten Neigung.

Ich theile keine Erfindung, sondern einen wirklich erlebten Roman mit. Ich will meine Erzählung nicht so einrichten

wie es der Dichter thut, der mit plötzlichen Schlägen die Aufmerksamkeit des Hörers überrascht und sich auch hütet das Unerwartete allmälig erwarten zu lassen. Warum wurde ich so unglücklich durch meine Liebe zu Seraphinen? Weil wir uns mißverstanden und uns, statt nach der Eingebung unsrer Herzen, nach einem Systeme behandelten. Ich war freier von Schuld, denn ich verstellte mich nicht; ich bot ihr mein ganzes Herz, ohne Rückhalt und Schutz, das zarte weiche Fleisch meiner Liebe, ohne die deckende Haut, meine innerste Blüthe, ohne die grünen, schuppigen, spitzigen Blätter, von welchen die Rosenknospe umschlossen ist. Ich hatte mich nicht durch mich selbst, sondern durch die erste Begegnung mit Seraphinen befestiget in jenem Glauben an eine Welt, die ohne Scheu ihre zarten Fäden und Gefühle in das Treiben des Tages spinnt; ich glaubte, man könne sich hinsetzen des Nachts in einer stillen Laube, beschienen vom Monde, umduftet von der Nachtviole, und sich schmiegen Herz an Herz und lächeln über eine Welt, die uns nicht kennt, die wir nicht kennen und die da Nacht ist gegen *unsre* Sonne! Alle meine Empfindungen waren damals ein Traum, als schifft' ich auf einem kleinen, von Bergen rings umschlossenen See, im Dämmerschein, ich allein mit meiner Liebe kosend, verschränkt, Mährchen und Sagen uns zuflüsternd, das Wasser durch unsre Finger gleiten lassend, verfangen in Schilf und Lilien mit großen Kelchen, und uns nichts davon zu brechen wechselseitig vor der Nixe warnend.

Aus allen diesen Täuschungen trieb mich diejenige heraus, die mich in sie eingeführt hatte. Seraphine hatte Wesen, Ton, die Farbe und den Duft einer Schwärmerin und Alles was sie hinfort that und sagte, trumpfte doch so absichtlich

diese Voraussetzung nieder, daß ich mich gelähmt fühlte in Allem was mich an das Leben fesselte. Diese Zartheit, diese Melancholie, dies Schicksal das bestimmt schien nur auf die Entsagung zu wirken, stürzte sich durch ein Raisonnement, das mir niemals klar geworden ist, gerade auf das Gegentheil. Sie lächeln, Julie? Alles Zarte und Empfindsame zu beleidigen, der Widerspruch ihrer selbst zu sein, machte sich Seraphine zur Aufgabe. Sie trug den Kopf hoch, realisirte, praktisirte, kurz sie that, als läge auf ihren blassen Wangen das Roth eines Mädchens vom Lande, als sei die Welt ein lachender Apfel und die Menschheit nur dazu bestimmt, ihn mit wässerndem Munde zu schälen. Seraphine that, als stünden rings die Dinge in der Welt mit überhangenden Fruchtzweigen, als sei alles verborgene Geistige dem Auge mit glänzend lockender Deutlichkeit zugewandt. Es war recht gut daß sie sagte, man müsse sich in die Dinge fügen; aber ein ihrem Wesen ganz widersprechender Optimismus ließ sie die Dinge weit vorzüglicher sehen, als unsre Wünsche. Ihr Leben wurde ein Widerspruch und ich habe nie erfahren können, welches der leitende Gedanke dieser Inkonsequenzen gewesen ist.

Wir sprachen von der Liebe. Wir waren allein in einem dämmernden Zimmer bei den alten Tanten, die nicht zu Hause waren. Wir hatten das Licht, das man uns bringen wollte, zurückgewiesen und saßen in sanftes Gespräch vertieft. Alles was sie bisher gesprochen hatte, befruchtete, wie milder Regen, die Saat meiner Gedanken; doch wollten wir endlich von allen unsern Ideenposten ein Facit ziehen und das Wesen unsrer Liebe selbst zergliedern. Hier zerschlug sie wie durch ein Hagelwetter, was doch durch sie gediehen war. Sie sagte:

„Würd' ich wohl Dich Edmund glücklich machen können, wenn ich, mich hineindrängend in den Mittelpunkt Deines Lebens, auch von diesem aus den Umkreis meiner Liebe zöge? Du würdest bald ermatten, wenn ich mit all meinem Athem all Deine Seele wie ein Segel aufblähen wollte, Dein Lebensschiff flöge davon und müßte im Taumel des allzu günstigen Windes bald an einer Klippe zerschellen. Ihr jungen Männer dieser Zeit klimmt unaufhaltsam, Ihr habt keine Heimath, wohin wollt Ihr uns aufnehmen? Genug, wenn Ihr ermüdet vom vergeblichen Suchen Eurer Ideale in das abendfeuchte Gras sinket und die Liebe dann zu Euch heranspringt, und Euch die Augen zuhaltend frägt, rathe wer's ist?

Ich widersprach dieser Auslegung dessen was ich von ihr wollte; ich sagte: „Liebe soll keinen Theil des Lebens bilden, sondern sich in Alles einschleichen, was am Manne sein Leben ist. Du willst durch Deine Neigung nur überraschen und Dich zuweilen nur deshalb vergessen machen, um immer wieder lebhaft in's Gedächtniß zurückzufallen. Du nimmst die Liebe nicht als einen Zustand, sondern als eine Thätigkeit."

Seraphine besann sich eine Weile mit Augen, die nicht zugegen zu sein schienen, sondern aus der Ferne etwas abstrahirten. Dann wandte sie sich mir lächelnd zu, umarmte mich und erwiederte: „Sei unbesorgt Edmund, wenn du mich brauchst werd' ich da sein; aber ich weiß schon, die Männer brauchen uns selten. Sie dürfen nicht ahnen, daß wir selbst ein eignes Leben haben und einer ähnlichen Entwickelung unterworfen sind, die sie an sich selbst so emphatisch ihren Bildungsproceß nennen. Wir sollen den Männern Früchte bieten, deren Wachsthum aber in uns selbst verschließen. Du willst mich immer um Dich haben! Wenn ich

mich nun wie Epheu an Dich hinaufrankte, an Deine Wünsche und Hoffnungen, an alle einzelne Pulsschläge und Tagesstationen, welch' eine Last würde Dir die leichte Schlingpflanze werden! Euer Wesen ist schwer zu ergründen. Ich setze mich den Stürmen Deines Genius nicht aus, denn wie leicht würdest Du mich verachten, wenn ich Dir nicht helfen kann. Bist Du sanft, so spiegl' ich mich in Deinen Wellen; gewitterst Du, so will ich in der Ferne stehen und still für Deine Seele beten."

Diese Worte waren so lieb und zart gesprochen, daß ich mit Unwillen mich nicht über sie zu äußern wagte. Ich begriff die Ideenassociation nicht, welche Seraphinens Reden zu Grunde lag. Es war nicht die unmittelbare Eingebung ihres Gemüths, sondern die Frucht eines schweren, im Momente sichtbar werdenden Nachdenkens, fast als suchte sie Etwas besser zu machen, was sie früher verdorben hatte. Hatte sie schon geliebt? War sie unglücklich gewesen? War sie nicht verstanden worden? Ich schwieg, von den unbehaglichsten Gefühlen übermannt, und entfernte mich zuletzt mit gereizter Resignation, als ich vollends sah mit welcher Zärtlichkeit Seraphine die im Dunkeln herangeschlichenen großen Angorakater streicheln konnte.

Meine Familie wendete gegen das Verhältniß nichts ein. Diese guten Leute hatten, wenn ich etwas ganz Anderes sein könnte als ich bin, mich ein gutes Theil verzogen. Sie widerstanden keinem meiner heftigen, unverständigen Wünsche, da ihnen ein Arzt gesagt hatte, daß deren Nichtbefriedigung auf meine Neigung zum Blutsturze wirken könnte. Sie hatten noch alle alten Begriffe von Mesalliance und linker Hand, aber so oft mir die Nase blutete, schlug ich alle ihre Vor-

urtheile in die Flucht und setzte durch, was ich wollte. Meine Mutter trug eine große Neigung zu Seraphinen und gewöhnte sich allmälig daran, sie künftig ihre Tochter zu nennen. Die lebhafteste Beförderung dieser Verbindung waren, ohnehin bürgerlichen Ursprungs, die alten Tanten; denn Seraphine hatte sich zu meinem Entsetzen in deren Naturell so hineingedacht, daß man sie für die Dritte des altjüngferlichen Bundes hätte halten mögen. Seraphine hütete sich wohl, durch ihren Verstand die komischen Mißverständnisse zwischen den beiden Schwestern beizulegen, denn sie sah wohl ein, daß Beide sich in diesen tumultuarischen und ewig gereizten Stimmungen wohlbefanden. Die Mißstimmung war der Sauerteig dieser schwesterlichen Liebe geworden, ohne welche sie nicht locker aufging. Seraphine ging auf alle Ideen dieser eigensinnigen Frauen ein und trug sich so wie sie. Mit den lärmenden Papageien, mit einem in blaue Livree mit Goldtressen gekleideten Affen, schloß sie innige Freundschaft; sie nahm die Kater in specielle Obhut. Kurz, Sannchen und Lenchen fingen an sie wie ein Wesen höherer Art zu verehren. Je mehr sie mir Seraphinen anpriesen, desto unglücklicher ward ich; Alles was sie schön fanden, waren in meinen Augen Sommersprossen.

Die Kreise, die sich um die lärmende Wirthschaft der Tanten versammelten, waren die buntesten, die man sich denken kann. Die Schwestern gingen nie in Gesellschaft, aber alle Tage hatten sie selbst welche. Künstler, Gelehrte, Militairs, Staatmänner, selbst des ersten Ranges, besuchten mit weiblichem Anhange die Salons der Schwestern. In die Wunderlichkeiten fügte man sich bald. Man sah darüber hinweg, daß Lenchen und Sannchen oft mitten in einem ihrer

glänzenden Zirkel sich mißverstanden und in heftige Wechselreden geriethen. Lenchen hatte früher das Haus verkauft, in welchem sie geboren war und das Beide früher bewohnt hatten, ein werthvolles aber altes Gerüst, zu dem sich ein vortheilhafter Käufer gefunden hatte. Sannchen, immer im Eifer, ihrer Schwester zu Willen zu leben, schilderte den Schmerz, den Lenchen diese Veräußerung gekostet hätte, und wie sie untröstlich darüber wäre, die Stätte ihrer Geburt in fremder Hand zu wissen. Lenchen sah sie groß an, und fragte sie mit Entschiedenheit, was sie damit sagen wollte? Sannchen erschrickt, denn sie weiß nicht was sie verbrochen hat. Die Eine schmählt, daß es der Andern wahrscheinlich in der neuen Wohnung nicht gefalle; die Andere, daß es ihr in der alten in der That weit besser gefallen hätte. Der Zank entstand aus einem Compliment, und endete so, daß Sannchen unaufhörlich ausrief: „Ja, und es war auch besser dort, und Du bist da geboren, Du bist mir mehr werth als die Bequemlichkeit, und ich will doch sehen wer mich verhindern will, etwas auf meine Schwester zu geben!" Und wie sie dies sprach, warfen sich Beide die wüthendsten Blicke zu — aus Liebe!

Die ganze Gesellschaft brach in Lachen aus. Nur Seraphine that, als wenn es sich mit der Logik der alten Damen richtig verhielte. Sie that bestürzt und unglücklich, wodurch sie den Schwestern insofern schmeichelte, als sie doch einsah, daß es sich in dem Streit um etwas handelte, was wenigstens soviel Grund hatte, daß es einen Andern besorgt machen konnte. Ich blickte still vor mich hin und beklagte die Richtung, die Seraphine genommen hatte. Sie war nicht mehr naiv, nicht mehr jugendlich und poetisch, sie philosophirte; immerhin!

Wenn sie nur nicht geglaubt hätte, daß mein Herz dieser Philosophie bedurfte.

„Wie ist es Dir möglich, Seraphine,“ sagt' ich ihr als wir allein waren, „an allen diesen Thorheiten so hastigen und gewissenhaften Antheil zu nehmen?“ „Ich wundere mich selbst darüber,“ antwortete sie; „aber die Konfusion dieses Hauses macht einen wohlthätigen Eindruck auf mich. In meinem Herzen zittern viele Zweifel, und in diesem Strudel von Thorheit vergess' ich sie. Zuletzt mußt Du auch nicht ungerecht sein, und Dir nicht eine Welt einbilden wollen, die dem Möglichen und Wirklichen widerspricht. Die beiden Schwestern sind für mich der lebhafteste Eindruck des irdischen Treibens, der Zwecklosigkeit und des Zufalls, die uns hienieden verfolgen; sie betrügen sich wechselseitig um jeden Athemzug, und spielen sich die Stunden aus der Hand, so leichtsinnig, daß sie niemals wissen wo die Sonne steht. Oft, wenn es Mittag ist, klingelt Lenchen nach Thee, Sannchen bringt ihn; es schlägt Eins, Lenchen erkennt ihren Irrthum und überhäuft die allzu nachgiebige Schwester mit Vorwürfen, die auf Niemand anders passen, als auf sie selbst. Lenchen hatte neulich ein großes Stück Seidenzeug gekauft. Eine Freundin geht unten vorüber; sie ruft ihr nach, demonstrirt ihr aus dem ersten Stock die Vortrefflichkeit des Gekauften, und rollt, um die Auseinandersetzung desto besser zu geben, das Stück von oben auf die Straße hinunter, damit die Frau die Güte und die Farbe unten probire. Die Leute auf der Straße stehen still, und Sannchen bricht in Vorwürfe aus, nicht daß man hier der Welt ein thörichtes Spektakel gibt, sondern daß man sich die Frau da unten zur Feindin macht, weil man durch das Herabrollen des seidenen Zeuges

das Unangenehme ihres Besuches auszudrücken scheine. So stritten sie sich den ganzen Tag um ihre perversen und extremen Meinungen, während das an der Sache allein Unpassende weder von der Einen noch von der Andern empfunden wurde. Soll ich mich nun dazwischen werfen und ihnen über ihre Irrthümer die Augen öffnen? Man muß sich in die Menschen schicken! Ich sehe das ruhig mit an und freue mich der Gewöhnung, auch über das Komische mich allmälig des Lachens enthalten zu können."

Inzwischen näherte sich der Tag, wo ich mit Seraphinen förmlich versprochen werden sollte. Eltern und Freunde waren davon überzeugt, daß mir eine häusliche Befestigung fehlte, um meiner praktischen Indolenz ein Ende zu machen. Seraphine war mit ganzer Seele bei dieser in der That stattfindenden Handlung zugegen. Ich selbst aber wußte nicht mehr, wie mir geschah. Dies Verhältniß hatte einen so großen Anlauf genommen und endete mit einer schleichenden trübseligen Bewegung. Keine der Berechnungen, die ich über den Charakter meiner Geliebten machte, traf noch zu. Sie war noch weder mein Werkzeug, noch mein Geschöpf, sondern nur noch meine Lehrerin. Mit weltkluger Enthaltsamkeit fuhr sie über meine Träume hin, lächelte zu meiner Schwärmerei und warnte mich, dem nachzugeben, dem sie sich entzog. Ich wußte, daß sie früher Musik getrieben und gesungen hatte. Ich sehnte mich darnach, einen einzigen melodisch gemessenen Ton aus einem Munde, dem so viel zarte und feine Worte entquollen, zu vernehmen; aber sie schlug keine Taste an, sie sang keine Note. Ich beschwor sie, mir die Gründe ihres Schweigens zu sagen. Ich schilderte ihr die Wonnen der Musik, von der ich behauptete und noch

glaube, daß sie die Sprache der Engel ist. Sie nahm dies Alles ungläubig auf und erwiederte: „Ich werde mich nie wieder mit der Musik befassen; denn das, was sie ausdrücken soll, kann man nur dem eigenen Gemüthe entlehnen, und wer verbürgt Dir, daß ich die richtigen Saiten treffe?"

„Seraphine!" rief ich entrüstet, „hat dies Alles Zusammenhang? Welchen Grübeleien gibst Du Dich hin! Ich verstehe nicht ein einziges Deiner Worte, und weiß nicht, welch räthselhafte Beziehung alle deine Gedanken haben. Die Liebe erhöht die Musik, wie sie Alles verklärt, was ohne sie nur Mechanismus, oder doch nur ein Leben ohne Gemüth und Seele ist. Wie ich die Natur nur verstehe an Deiner Hand, so auch alles Andere, womit die Kunst des Menschen die Natur nachzuahmen, zu ergänzen und zu übertreffen sucht."

Seraphine besann sich eine Weile, ehe sie antwortete: und als sie sprach, war es wieder kein tröstender Gedanke, der die Fäden ihrer Worte regierte. „Du weißt es nicht Edmuud," sagte sie, „wie Du bist, wie ihr Alle seid oder doch werden könnt. Glaube mir, Musik wird uns eher hindern als verbinden. Du kannst mein Gefühl wahrlich nicht ertragen, wenn ich es so in das leere Nichts einer erträumten, dies oder jenes Gefühl weckenden Situation hinaussinge. Ich lege etwas hinein, was Dir nicht gefällt. Ich bin unerträglich, wenn ich die Himmelsleiter des Gesanges besteige und an den Sprossen prüfe, ob sie mich wohl tragen werden. Sei nur nachgiebig gegen mich und vertraue meinen Gründen, meiner Selbstkenntniß; ich habe das Alles erlebt, ich bilde mir's nicht ein."

Als sie dies sprach, zitterte ihre Stimme. Sie langte nach mir und drückte mich an ihr Herz, um über meinen

Schultern ihre Thränen zu verbergen. „Was ist Dir, Seraphine?“ Ich will sie zurückdrängen, um ihre Augen zu sehen; sie drängt sich aber fester an mich, um sie hinter mir zu verbergen. Ich ertrag' es eine Weile, und lege sie dann sanft auf einen Sessel nieder, kniee zu ihren Füßen, und bitte mit tiefster Inbrunst; „Was quälst Du mich, Mädchen? Warum keine Klarheit zwischen uns? Du vernichtest mich durch die Widersprüche Deines Lebens; daß Du lachst und weinst, daß Du Alles bist unter einer Gestalt und wieder nichts unter hunderten, die Du zu gleicher Zeit annehmen kannst? O gib mir den Faden, der mich aus diesem Labyrinthe und auf jene sichere Warte führe, von wo ich Dich in allen Deinen Wegen zu gleicher Zeit überschauen und ich beseligt ausrufen kann: O Gott, dies alles ist mein!“

Seraphine entzog sich meiner Begeisterung nicht. Sie war selig von dem Momente ergriffen; aber in ihrer Reflexion schien etwas vorzugehen, was den Ausbruch ihrer Empfindungen hinderte. Ihr glänzender Blick ruhte fragend und zweifelnd auf meinem Antlitze. Sie besann sich auf etwas, das abwesend war und drückte krampfhaft meine Hand. Wir waren seither einverstandener; doch hatte dies Glück keine lange Dauer.

„Wenn ich Dir untreu würde,“ sagte sie bald darauf zu mir, stockte aber, da sie sich versprochen hatte. „Ich wollte sagen,“ fuhr sie fort: „Wenn Du mir untreu würdest, und ich Dich durch Resignation glücklich machen könnte, würdest Du sie zugeben?“

Ich verstand aufrichtig nicht, was sie sagen wollte. „Zugeben, daß Du resignirst? fragte ich. „Zugeben, wenn es in meinem treulosen Interesse läge, Dich zu verlassen?“

Wenn Du meine Schwester liebtest," sagte sie, „und ich träte Deine Hand an sie ab, würdest Du die meine segnen oder fluchen?"

„Ich glaube," sagte ich, „ich würde sehr glücklich sein, Deiner ledig zu werden."

Als ich dies gesagt hatte, schien sie betroffen und versank in ein tiefes Nachdenken. „Aber würdest Du es nicht für unnatürlich halten," fragte sie mich, „wenn ich in Güte das abgebe, was ich so herzlich liebe, und diejenige beschenke, welche doch meine größte Feindin ist? Das Vorwaltende in der Liebe soll doch der Besitz bleiben."

Ich verneinte dies. „Auf keinen Fall, Seraphine; die Liebe ist Verlust, Entäußerung; die Liebe ist dann am reichsten, wenn sie Alles verschenkt hat."

„Das ist wunderlich," sagte sie nach einigem Nachdenken, schwieg wieder eine Weile und fuhr fort: „Aber ich glaube Dir nicht. Du bist sanft und nachgiebig in Deinen Ideen, aber verliere nur was Dir gehört, und Du wirst schnell aufbrausen. Ihr würdet es am liebsten haben, wenn zwei Herzen zu gleicher Zeit an euch hingen. Gern besäßet ihr das eine, möchtet aber auch das andere nicht aufgeben. Und dies ist noch nicht einmal Alles; Du würdest Dich, wenn ich zu dem schmerzlichen Opfer entschlossen wäre, mit Verwunderung nach mir umzusehen, auf mich zukommen und sagen: Ei wie leicht wird Dir das! Und würdest das so oft sagen, bis Du Deine neue Liebe vergessen hast und an der alten noch so viel Interesse wieder gewinnst, daß Du für ihren schnellen Entschluß sie quältest und sie aus Rache, daß sie einen Augenblick nur glauben konnte ohne Dich seyn zu können, beinahe tödtetest!"

„Das sind mir neue Lehren," mußt' ich antworten. „Wo ich liebe, ist mir Liebe ein Bedürfniß; und ich werde Jeden achten, der mir die Befriedigung desselben erleichtert. Hab' ich das Bedürfniß Dir untreu zu sein, so könntest Du mir kein lästigeres Geschenk machen, als durch Deine ewige und unwandelbare Treue."

„Nein, Du Guter," sagte sie und reichte mir die Hand; „Du standest noch nicht im Feuer. Sei nur erst mitten drin, zwischen dem Plus und Minus Deiner gemüthlichen Besitzthümer; Du hältst die Probe der Großmuth nicht aus. Warum liebst Du denn eigentlich? Hast Du Dir darüber Rechenschaft gegeben?"

„Wunderliche Fage!" sagt' ich, ärgerlich über diese kalte Dialektik.

„Nicht so wunderlich, Edmund," fiel sie ein. „Du liebst nur, weil Du weißt, daß Du geliebt wirst. Daß unter den Tausenden, die sich herzen und küssen und behaupten, für einander geboren zu sein und es auch sind, Du noch ein Wesen findest, das ihr Träumen und Denken, all ihre Zukunft und Hoffnung auf Dich bezogen zu haben scheint, das Dich erwartete, Deiner bedurfte und Jedes an Dir anerkennt, jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Absichtliche, jede Stärke und Schwäche; das ist der Zauber, der Dich fesselt und Dich wie durch eine optische Täuschung glauben läßt, der Trieb käme aus Dir, aus Deiner Sehnsucht, aus deiner Wahl."

„Und wenn dieser Dein Irrthum richtig wäre?" fiel ich ein.

„Er ist richtig, und auch seine Folge ist richtig," behauptete sie. „Der Gedanke der Trennung ist das Bindende in der Liebe. Zu besitzen, ist Nichts; aber zu verlieren, ist Alles. Du weißt, daß ich Dich liebe, und kannst deshalb

nicht von mir lassen. Schon die Vergangenheit kettet. Wir liebten uns, wir saßen hier, wir wandelten dort, wir lachten in einer Weinlaube, weinten unter einer Trauerweide; daß dies Alles war, kann nicht ausgelöscht werden. Wir können nicht so gefühllos und boshaft sein und sagen, daß dies Alles nicht war, daß wir nichts erlebt hätten, wovor wir, wenn wir es nicht fortsetzten, erröthen müßten. Und dann die große Frage: Ist es möglich? Nämlich: kann der Himmel einfallen? Konnte das Lüge sein, was noch vor acht Tagen eine so selige Wahrheit war? Mit einem Worte: Nicht, kannst Du in mir zu Grunde gehen? sondern, kann ich es in Dir? Ich, der so und so Geartete in Dir, Dein Spiegel; ich, der Inhalt in Dir, dem Gefäße? Siehst Du! Das ist es Alles: Egoismus!"

Ich war heftig erzürnt über diese leidenschaftliche und gehässige Deduktion. Ich griff nach meinem Hut und lief davon, und gab doch gleich einen Beweis, daß die Liebe Egoismus ist. Denn als sie mir nicht nachkam, mir nicht nachrief, war ich untröstlich; nicht daß es geschah durch mich, sondern daß es geschehen konnte durch sie. Sie hält mich nicht zurück, sie läßt mich toben, ohne daß sie zeigt, daß es sie schmerzt. Sie kann das Gefühl der Leerheit, die nun in uns waltet, überwinden; sie hat soviel Inhalt in sich selbst, daß ich sagen kann: Es ist Nichts! Ich hielt es nicht aus, sondern lief wieder zurück und quälte sie, mir doch den Schmerz zu erleichtern, der mir das Herz abdrückte und nicht so zu thun, als wenn er ihr Nichts wäre! Sie lächelte und umarmte mich, zuerst formell, allmälig mit Wärme. Wir gingen zur Gesellschaft in den Saal, wo ich vor lauter Betrübniß mich keines klaren Momentes bemeistern konnte.

Wär' ich ein Mann des Willens und schnell wirkender Energie, so hätt' ich nach dem Gefühl meiner Lage auch zu handeln den Muth gehabt. Daß unsere Mißstimmung unlöslich war, sah ich wohl ein; aber wie sollt' ich es anfangen Seraphinen, die mich liebte, zu verlassen? Sie ahnte meine Absicht, und ward darüber ängstlich. Sie setzte sich in Bewegung, wie ich deutlich sah, die Conflikte zu hintertreiben, aber die Mittel, die sie wählte, gossen nur Oel in's Feuer. Sie war gesetzt, bis zum Pedantismus. Sie trug sich mit einer Sorgfalt, die immer zu fragen schien: Gefall' ich dir so? Sie griff überall die Sentimentalität an, auf welche sie täglich das Gespräch brachte, und erinnerte mich an jene weiblichen Wesen, die sich über ihren Mangel an Empfindsamkeit brüsten und den Mond und die Sterne, diese treuen Wächter der Liebe, bewitzeln können. O ich sehne mich nicht nach jenem ewigen Naß des vorigen Jahrhunderts; aber einige Tropfen glänzender, verklärter Feuchtigkeit thäten diesen matten Seelen wahrlich Noth! Seraphine hatte Freundinnen, die sich aus der Aufbewahrung von Freundschafts- und Liebesreliquien ein heiliges Geschäft machten; die in ihren Schreibpulten für jedes werthe Herz ein eigenes Fach hielten, wo mit rother Seide umflochten dessen Korrespondenz lag. Sie hatte Freundinnen, die sich Blumen auftrockneten, die man ihnen schenkte, und einen Frühlingsstrauß so viel Tage in frisches Wasser setzten, bis er unwiederbringlich verwelkt war. Diese Alle mußten den Stachel ihres Spottes empfinden; wie sie auch eine Menge von neueren Dichtern und religiösen poetischen Erweckern bekrittelte, deren Leier freilich etwas monoton klingen mag, die aber in empfänglichen Herzen immer eine gewisse heimliche Gluth und

eine unter der Asche glimmende Rührung anschüren. Seraphine konnte eine lange Kritik über die Stunden der Andacht hersagen, worin sie dieses Buch als eine Erfindung des eleganten Modechristenthums schilderte, und wahrlich sie vergaß dabei, daß diese Betrachtungen einer gewissen Bildungsklasse der Gesellschaft eine fortwährende Anreizung zum Blicke nach Oben sind und sie zu einer sanften Tugendliebe verklären.

In meiner Verzweiflung griff ich nach einem Mittel, das mich den Ideen Seraphinen's näher bringen sollte. Ich glaubte noch, daß es uns nur an Verständigung fehlte, und schlug ihr deshalb ein Tagebuch und eine tägliche Correspondenz vor. Aber als ich nur das Wort ausgesprochen hatte, sagte sie mit schneidender Kälte: „Wir sind ja in einer Stadt, wir sehen uns ja!"

Dieß verwundete mich so heftig, daß ich an das Fenster lief und Luft schöpfen mußte. Sie kam mir nach und sagte begütigend: „Gewiß lieber Edmund, es ist nicht gut, daß wir uns schreiben. Im Tagebuche liebäugelt die Eitelkeit mit sich selbst, und selbst wenn wir uns Vorwürfe machen und mit Schärfe unsre Fehler rügen, so können wir schon daraus genug Eitelkeit saugen, daß wir da so gerecht gegen uns sind, und so rücksichtslos prüfen und auf eine so ehrenvolle Weise uns zu bessern suchen! Die Liebe vollends erlischt bei einem nutzlosen Briefwechsel. Man spricht sich in mehr hinein, als man verantworten kann; man gefällt sich in überlieferten Betheurungen und malt sich Welten aus, die nicht existiren und unsre Blicke kalt werden lassen, wenn wir uns in der matten Wirklichkeit begegnen. Nimm Dich in Acht, Edmund, daß unsre Liebe keine Liebe auf dem Papiere wird."

„Desto leichter kann man sie zerreißen," sagt' ich mürrisch.

„Sei nicht ungerecht," suchte sie mich zu beruhigen. „Du willst es gut, aber ich versichere Dich, daß ich es noch besser will. Könnt' ich auch Deinen Briefen, Du würdest nicht lange den meinigen trauen. Denn ich habe nicht die Festigkeit des Styls, die Dir zu Gebote steht. Ich muß viel Fremdes borgen, um mich auszudrücken, und muß ihm meine Empfindungen unterlegen. Ich würde viel Phrase in meine Ergüsse mischen und es nicht verdienen, daß Du mich deshalb hassen lerntest. Laß uns aufrichtig gegen einander sein, mittheilsam im Gespräch. Von Mund zu Mund kommen wir eher zurecht, als durch eine Schwärmerei, die wir uns versiegelt und verstohlen in die Hände drücken."

Sie mochte Recht haben, ich gestand es ihr auch zu; aber ich versprach mir nicht viel von dem weiteren Verlaufe unseres Verhältnisses. Eine abenteuerliche Scene kam mir zu Hülfe, um mich von all meinem Unglück zu befreien. Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen in einem Phaëthon mit Seraphinen in den nahen Wald zu fahren. Sie ließ sich ungern dorthin führen und gestand mir endlich die Ursache ihrer Beklommenheit. So oft sie allein wäre oder in einer abgelegenen Gegend, sagte sie, würde sie an Philipp erinnert. Es war das Erstemal, daß dieser Name zwischen uns genannt wurde. Ich hatte an dem bisherigen Stillschweigen über dieß Verhältniß ein heiliges Wahrzeichen haben wollen, daß ich Seraphinen so lange lieben wollte, bis ich sie zum Erstenmale den Namen jenes Mannes aussprechen hörte. Jetzt that sie es, und das zusammenrinnende Blut machte mir eine Empfindung, beklommen zugleich und doch angenehm. Es war mir, als hätte sich Seraphine in diesem Augenblicke um

Etwas bei mir gebracht; als hätte sie etwa ein ihr anvertrautes Unterpfand so gut wie veruntreut. Sie erschrak über das Lächeln, mit welchem ich Philipp's Namen und die Nachricht aufnahm, daß er seiner ungefähren Frau seit einiger Zeit Briefe schicke und ihr mit einer eigenmächtigen Besitzergreifung ihres untreuen Willens drohe. „Was schreibt er denn sonst?" fragt' ich.

Sie sagte: „Philipp dringt auf mein Versprechen wegen des Religionswechsels. Gewiß dereinst im Jenseits die Hölle zu gewinnen, wollt' er sich hier wenigstens" —

Ich ergänzte die Stockende: „den Himmel nicht entgehen lassen?"

Am Tage nach dieser Eröffnung fuhr ich mit Seraphinen in den Wald. Es ist ein herrlicher, schattiger Aufenthalt, den ich am liebsten habe, wenn ich ihn mit meinen Pferden durch ganz schmale, kaum fahrbare Wege durchstreife. Ich fahre selbst und habe nur einen Hund bei mir, der durch das vom letzten Herbst übriggebliebene Laub raschelt und Schnecken und Käfer anbellt, die er darin aufstöbert. Wie ich so mitten im dichtesten Walde fahre, hör' ich in der Ferne ein gellendes Pfeifen. Mein Hund horcht auf und läuft, als sich das Pfeifen wiederholt, spornstreichs in den Wald. „Das muß Philipp sein," sagt' ich ruhig; „der Hund kennt ihn und ist an ihn gewöhnt. Sollte der Jäger etwas Böses im Schilde führen, so bin ich doch begierig, für wen sich das Thier entscheiden wird."

Seraphine beschwor mich umzukehren. Sie sah aber wohl ein, daß das Umwenden hier unmöglich war. Ich wußte, daß wir bald an die Landstraße kommen mußten und gedachte, in dem daran gelegenen Hause des mir bekannten Försters

das Dach zu besteigen, auf welchem eine runde Platte, zur Uebersicht in den Wald, angebracht war. Ich wollte mich nach meinem Hunde umsehen. Wir gelangten auch glücklich zur Wohnung des Försters; ich befestigte die Zügel der Pferde, hieß Seraphinen einen Augenblick warten, und kletterte auf die kleine Warte hinauf. Wie ich oben war, sah ich Philipp mit dem Hunde ganz in der Nähe. Der Hund umwedelt und liebkoset ihn, und Philipp, mechanisch des schuldigen Respektes eingedenk, greift nach dem Hute um zu grüßen. Ich will Seraphinen nicht allein lassen, gehe von der Platte, und höre wie ich hinuntersteige einen lebhaften Peitschenknall und fröhliches Hundegebell. Ich stürze die Treppe hinunter, bin unten, und sehe, daß Seraphine von Philipp in dem Phaëthon gewaltsam davon geführt ist. An ein Nachkommen war nicht zu denken; ja hätte ich ein Pferd gehabt, ich würd' es nicht gethan haben; denn Seraphine hatte nicht Hilfe gerufen, sie wandte sich nur mit zum Tod erschrockener Geberde nach mir um. Da ich wußte, daß Philipp ehrlich war, machten mir Pferde und Wagen keine Sorge.

Unvergeßlich wird mir die Stimmung bleiben, als ich mich hier so verlassen und einsam erblickte. Ich rannte durch das Gebüsch und warf mich, übermannt von meinem Schmerze, auf die weiche Decke des hier frischen, dort verdorrten Grases hin. So im Nu, so geheimnißvoll, ein Faden abgeschnitten, der sich zu meiner Qual bis ewig fortzuspinnen gedroht hatte und der nun, da er zerriß, mich doch die bittersten Thränen kostete. Ich beklagte nicht mein Geschick, sondern nur meine Thorheit, die es herbeigeführt hatte. Ich suchte Trost in einer Fülle von Vorwürfen, in der ich meinen verlassenen

und vereinsamten Schmerz zu ersticken suchte. Ich hatte sie geliebt, wie ein Weib, wie ein Narr. Ich hatte ein Wesen von mir gestoßen, das die Erfahrung des Lebens kannte und von einer Saat reicher und schöner Gedanken befruchtet war. Meine Neigung war unnütz; die ihre war Samen gewesen, der nicht gedeihen konnte, da wir beide die natürliche Ordnung des Mannes und Weibes umgekehrt hatten. Ich sah ein, daß, meinen Ansprüchen nachzuleben, für einen so starken Willen Entkräftung gewesen wäre, daß ich mich zu ihr hätte emporheben, statt sie zu mir herunterziehen sollen. Ich hatte sie so gequält und sie so irre gemacht an mir, an sich selbst und an dem Glauben über die Dinge dieser und jener Welt, daß sie nicht anders konnte, als sich in den rohen Willen eines Mannes fügen, der meerestief unter dem hellen schönen Spiegel ihres Auges und ihres Geistes stand. Ich weiß nicht, wie ich aus dem Wald gekommen bin, und habe heut zum Erstenmale Seraphinen wieder gesehen.

Edmund hatte diese Geständnisse gesprochen, indem er die beiden Arme und das Haupt auf die Seitenlehne des Ruhebettes legte, auf welchem ihm Julie zuhörte. Jetzt blickte er wie aus einem Traum erwachend auf, sah die Lichter alle heruntergebrannt, das Zimmer schaurig düster und hörte auf dem Tische nur eine kleine Uhr ihre ängstlichen Schläge messen. Er näherte sich Julien, sah ihr in's Gesicht, und fand sie in tiefen Schlaf gesunken. Die Brust wollte ihm zerspringen vor klopfender Herzensangst. Er besann sich eine Weile, was er thun sollte, ergriff aber bald seinen Hut und schlich leise auf den Zehen aus dem Zimmer, durch die matt

erleuchteten Gänge und Treppen bis zur Hausthür, die ihm ein schlaftrunkener Portier öffnete. Auf der Straße war Alles still. Die Laternen wollten eben auslöschen, und nur in der Ferne hörte er den hallenden Gleichtritt der Patrouillen. Um Alles kürzer und bald Ruhe zu haben, stieg er in sein im untern Stock gelegenes Fenster ein und warf sich, angekleidet wie er war und erschöpft, auf seine nächtliche Lagerstatt.

Drittes Buch.



Arthur und Edmund, Ihr beiden Wendekreise, durch welche meine Jugendsonne geschritten, ich sah Euch wieder! Ich erblickte Dich, Arthur, mit Deinem stürmenden Drange, Hohes zu denken und zu thun, Dich, Edmund, Du weiches zartes Gebild, schöner als Arthur, aber kein Granit, wie der! Wir standen uns stumm gegenüber, unsre gesenkten Augenwimpern beschatteten zwei Geheimnisse, die doch, ach! in Euern Seelen noch nicht ganz verklungen sind? So zu stehen in einer Gegenwart, die ihre Pflichten, ihre Wirklichkeit hat, der wir mit Theilnahme angehören, und so plötzlich in die Vergangenheit zurückversetzt in Etwas, das nicht blos Erinnerung ist, sondern lebendige Täuschung mit sausender Wahrheit, mit sprechenden Pflichten und uns wohlbekannten weinenden Schmerzen — Es ist ein Gefühl, klar genug, aber nicht klar zu machen. Und nun Beide, die Ihr von einander nichts wisset, und ich dazwischen stehend, Jedem von Euch ein Ganzes, mir selbst aber zersplittert, vielleicht so wie Kieselsteine sich zerschlagen lassen, daß alle Theile die Form des Ganzen tragen. Oder habt Ihr Ahnung von einander?

Ich umschlang Euch Beide einst mit so inniger Liebe, daß Ihr mir nur ein Name waret, ein Ziel, ein Höchstes! Ich habe nie aufhören können, in Edmund Arthur zu lieben,

und in dem Bilde, wo es Arthur's Erscheinung nicht bedurfte, um es in meiner Seele wieder aufzufrischen, fehlt nicht einer der sanften Züge, die Edmund gehören. Eure Namen sind nur veränderte Zeiten, veränderte Entschlüsse, sind nur eines Mannes Bezeichnung, während der Zwiespalt und die Zweiheit nur in mir liegen. Ich war die doppelte Person, die heute Arthur, morgen Edmund hieß, die eine einzige hohe Gottheit durch zwei entgegengesetzte Opfer ehren wollte!

Schmerzliche Täuschung! Ich hatte geglaubt, daß wie Arthur und Edmund in der Liebe für mich nur Eines waren, sie auch die Natur als Zwillingsbrüder geschaffen und mit gleichen Gaben und Ansprüchen ausgestattet hätte. Was ich aber sahe, war, daß sie sich alle gleichen in dem Maße von Theilnahme, deren ihr Herz bedarf, daß aber die Mittel und Formen ihnen das einzuflößen, was der Durst nach ihnen ist, die Liebe der Geliebten, die verschiedensten sind. Zu weich gegen Arthur, glaubte ich gegen Edmund hart sein zu müssen; und dessen Arthur bedurfte, war dasjenige, was Edmund bei mir am liebsten preisgegeben hätte. Wodurch ich sie beglücken wollte, dadurch verdarb ich sie. Wer ist unglücklicher, als ein Weib das liebt und nicht weiß, ob diese entsetzlichen Männer es gern hell oder dunkel, lieber blau als roth, lieber süß als salzig haben?

Ich will die wenigen Augenblicke, die ich vom Umgange mit meinen Zöglingen sparen kann, ich will die stille Stunde der Nacht der Erinnerung widmen und mir die Welt, die mir durch Personen wie Arthur und Edmund nur versinnlicht werden kann, mit liebendem Andenken auf das Papier zeichnen. Es war nur stilles Leben das mich seither umgab, aber es pulsete mächtiger als wär' ich im Strudel des großen Lebens

geschwommen, wo man über dem Eifer kleine Sandbänke und Zielpunkte zu erreichen, die Abwechselungen der schwimmenden Fahrt selbst vergißt und nur dumpfes brausendes Wasser im Ohre fühlt. Die unvergeßlichsten Momente sind die kleinen und unscheinbaren des Genusses, sind jene stillen Träumereien auf einer Bank, die sich an ein Weingeländer lehnt, sind jene Augenblicke, wo uns zuweilen ist, als dränge nur eine Note, kaum ein halber Takt einer göttlichen Sphärenmusik, welche durch das Weltall tönt, an unser betroffenes Ohr. Wenn ich an einem See stehe und blicke den schwarzen Spiegel entlang, so zuckt dort unten ein silberner Strahl. War's ein Sonnenblick, oder ein Fisch, der die glänzenden Flossen schüttelte? Der leuchtende Punkt ist unvergeßlich, und so blitzen durch die Nacht der Vergangenheit erinnerungsfrische Punkte, spielende Floßfedern, aber bleibende! So weiß ich, wie ich als Kind vor unserm Hause stand und eines Abends die Wolken anstaunte, die sich in verworrenen Schichten an dem dunkeln Himmel thürmten. Also dort hinten wohnt Gott? Ein heiliger Abend, den ich nicht beschreiben kann, den ich nur unvergeßlich fühle. Oder jener Regenbogen, der noch immer mit seinen Farben vor meinen Augen prangt, als man mir sagte, an den beiden Enden wo er die Erde berührte, läge ein Haufen Goldes! Ich glaubte der Sage, doch fiel es mir nicht ein ihren Werth zu prüfen, etwa, indem ich drüben in des Nachbars Garten gestiegen wäre, wo sich die leuchtende Wölbung mit dem einen Flügel zur Erde niederzulassen schien. Und so zahllose, stille Momente! Ein Weihnachtsmorgen, wo ich nur mit meinen Zehen auf eine schwache Eisdecke drückte, die sich in der heiligen Nacht über einen kleinen Pfuhl vor dem Hause gezogen

hatte: Was ist dies nun? Eine unbedeutende Erfahrung, eine Fußzehe, ein wenig Eis und ich vergeff' es nicht; ich muß immer darauf zurückkommen, wenn man mich fragt, ob ich aus meiner Kindheit mich wohl noch irgend eines Momentes entsinnen könnte.

Als ich mich von Edmund trennte, war es auch ein solcher Ruhepunkt, wo ich Nichts erlebte und doch Alles auf einmal zusammenkam, so daß ich öfter an diesen denken werde als an jenen, wo mir der Athem und das Bewußtsein ausging, an die Zeiten Arthur's und Edmund's. Es ist eine Periode der Besinnung und des Nachdenkens, die ich mir redlich aufzeichnen will. Euch ruf' ich an, ihr stillen Schauer der Nacht, zu wachen über mir, und mein Herz zu durchzittern, daß ich Wahrheit rede vor Gott!

Als ich, im Wagen sitzend, Edmund oben auf der Warte des Jägerhauses sahe, wurde dicht in der Nähe mein Name gerufen. Ich wende mich um und erblicke Philipp, der sich mit kaltblütiger Entschlossenheit auf den vordern Sitz des Wagens schwingt, die Zügel ergreift und mit mir davonfährt. Die plötzliche Erscheinung hatte meinen Willen so gelähmt, daß ich nicht wagte mich umzusehen, ja es war mir als zwänge mich eine dämonische Macht vorwärts zu blicken, und Edmund und die ganze Welt, die hinter mir lag, auf ewig zu vergessen. Die Eile, mit der Philipp durch den Wald jagte, ließ mich zu keiner Besinnung kommen; ich erschöpfte meine Kraft, und durch Nichts so sehr, als durch das Erstaunen, daß ich so fügsam sein konnte, daß ich schwieg und die Oberherrschaft des Mannes vor mir, wie durch einen Instinkt, anerkennen mußte. Ich hielt dies wechselseitige Stillschweigen nicht aus. Philipp war schon mehre Stunden

gefahren, und noch immer wandt' er sich nicht nach mir zurück oder gab mir eine Erklärung über sein Vorhaben. Sie von ihm zu fordern, war ich unfähig. Eine unerklärliche Gewalt zwang mich, ihm Gehorsam zu leisten. Statt zu zürnen oder nur um Aufklärung zu bitten, wandt' ich mich zuerst an ihn, legte meine Hand auf seine Schulter und stieg, da er auf Nichts achtete, vorn auf seinen Sitz und sagte, als wär' es meine Pflicht ihm entgegenzukommen und ihn zu besänftigen: „Hier gehör' ich her!" Da er noch schwieg und mich nur mit einem prüfenden Blicke betrachtete, so konnt' ich nicht anders, als freundlich gegen ihn sein und ihn, nur um ein Wort zu erobern, mit Versicherungen meiner Anhänglichkeit überhäufen. „Was ist Dir Philipp? Du sprichst Nichs, ich habe wahrlich Unrecht gegen Dich." War ich ihm nicht vom Altar entflohen?

Seine Antwort fing mit den Pferden an. Er sagte, daß sie nicht weiter könnten, wir es aber müßten. In einem kleinen Dorfe, das ganz nahe gelegen sei, woll' er das Fuhrwerk an den Eigenthümer zurückstellen, wir selbst aber müßten noch eine Strecke zu Fuß gehen, bis wir übernachten könnten.

Dies Alles sprach Philipp mit einer Zartheit und Zurückhaltung, die mir an ihm wohlbekannt war, und die mich immer zu ihm gezogen hatte, weil sie eine mangelhafte Bildung leicht vergessen machen konnte.

Als wir darauf Arm in Arm durch den schon finstern Wald gingen, sprach er nicht ein Wort von der Untreue, die ich an ihm mit so leichtem Herzen begangen hätte, sondern sagte: „Du weißt, Seraphine, daß wir durch ein höheres Band verknüpft sind, als Menschen und Priester es weben können. Ich bin durch Dich in eine zweifelhafte Stellung zur Ewigkeit gekommen; Du selbst hast ein viel zu reines

Gewissen, als daß Du Dich jemals in Deinem Leben auf die Dauer wirst mir entziehen können: Ich lasse Dich in den Kreisen, wohin Dich der Zufall oder der Trieb meiner los zu werden, führen mag, aber ich bin gewiß, daß wenn Du auch keine Sehnsucht hast zu mir zurückzukehren, Du doch niemals widerstreben wirst, wenn ich Dich hole. Du kannst in jene Welt nicht zurück, aus der ich Dich eben genommen habe, und um es mit einem Worte zu sagen, ich bedarf Deiner."

Er eröffnete mir hierauf, daß ihn seine Seele um Alles bekümmere. Wir wollten freundschaftlich mit einander wohnen, er würde Alles achten, was ich ihm nicht freiwillig bieten würde, und von mir nur ermunternden Zuspruches gewärtig sein. Ich vergaß schnell die Vergleichung meiner jetzigen und früheren Lage, und ging mit Vorliebe auf religiöse Gespräche ein, welche ihm die liebsten waren. So gelangten wir im tiefsten Dunkel, nur vom Wilde zuweilen aufgeschreckt, das sich aus dem Gebüsch vernehmlich machte, zuweilen von einem fallenden Schusse, wo Philipp immer stillstand und etwas vor sich hin sprach, in eine dicht von Bäumen umschlossene einsame Wohnung, die sich durch ein einziges Licht schon aus weiter Ferne den Wanderern angekündigt hatte. Ein paar Hunde fuhren auf, schwiegen aber, da sie Philipp's Stimme hörten. Wir traten in das kleine Haus ein und begaben uns in das Zimmer, von wo das Licht durch die Fenster gefallen war. In einem Lehnsessel schnarchte eine alte Frau, die noch den Faden des Spinnrockens, der vor vor ihr stand, in der Hand hielt und durch eine ihr von der Nase auf den Schoos gefallene Brille verrieth, daß sie in einem auf dem Tische liegenden Buche gelesen hatte oder lesen wollte. Philipp rüttelte sie wach und brauchte dabei ziemlich derbe

Ausdrücke, die seinem feinen Wesen sonst fremd waren, verlangte eine Lagerstatt für mich, Nachtessen für uns Beide, und schien mir so ziemlich zu Hause zu sein, da man selbst wenn man bezahlt, schwerlich so entschieden fordern konnte. Die Alte setzte sich in Bewegung, ließ uns allein und kam erst nach einer langen Weile mit klappernden Tellern und Gläsern zurück. Auch Philipp ließ mich einigemal allein während wir aßen; er stand mit vollem Munde auf und ging zur Alten hinaus, mit der er bald sehr laut über die geringfügige Mahlzeit tobte, bald wieder flüsterte, was mir recht unheimlich vorkam. Ich fragte ihn, was dies für ein Haus wäre, und er sagte mir, wie verwundert über Etwas das sich von selbst verstünde: Ein Wirthshaus. Ich dachte an keine böse Absicht, und folgte ruhig in den ersten Stock, wo mir die Alte in einem Kämmerchen ein nothdürftiges Lager hergerichtet hatte. Da Alles um mich her ganz still war, so schlief ich vor Ermüdung bald ein.

Kaum mocht' ich jedoch eine Stunde geschlafen haben, als ich erwachte. Ich fuhr auf, als hätte mich etwas geweckt, das sich erhorchen ließe. Aber ich hörte lange nichts. Erst als ich wieder einzuschlafen versuchte, vernahm ich ein nicht weit entferntes Gespräch, an welchem bald mehr, bald weniger Personen Theil nahmen. Wie von brennenden Fackeln fielen in meinen engen Schlafraum zuweilen vom Hofe her helle Lichtstreifen, die mir an der Wand bald den kleinen Spiegel, bald ein Muttergottesbildchen zeigten. Die Neugier trieb mich aus dem Bette, ich sah in den Hof, wo mehre Männer bei Laternenschein von Gegenständen, die sie sich wechselseitig von den Schultern nahmen, einen kleinen Haufen thürmten, den sie dann wieder in Keller und Speicher ab-

trugen. Ich sahe bald, daß es todte Rehe und andere Waldthiere waren. Für ein Haus in dieser Lage, schien mir dies nichts Neues; selbst daß Philipp dabei beschäftigt war, fiel mir nicht auf; ich kehrte in mein Bett zurück, und schlief bis zum frühen Morgen.

Wie ich erwachte, konnt' ich von meinem Bett aus in den Hof sehen, wo Philipp mit den Augen mein Fenster fixirte und mein Herunterkommen zu erwarten schien. Ich kleidete mich schnell an, bekam im Hausflur sehr freundliche Morgengrüße von ihm und der Alten, und setzte mich in ein kleines wunderliches Fuhrwerk, das nur aus einem Kasten über zwei Rädern bestand und von drei großen Hunden gezogen wurde. Philipp selbst ging nebenher und sagte: „So lange wir im Walde sind, Seraphine, geht es recht gut, die Thiere halten schon ein paar Stunden aus, kehren dann auf ihre eigene Gefahr wieder nach Haus zurück, und wir sehen dann schon zu, wie wir weiter fortkommen."

Arthur hat immer gesagt: Du bist leichtsinnig! Und jetzt sahe ich wohl, daß er Recht hatte; denn ich war vergnügt über unsern Aufzug und scherzte mit Laune über meine Lage, von der ich keine Vorstellung hatte. Am Ende des Waldes sagte Philipp den Hunden Etwas in's Ohr, worauf die Thiere wie toll den Weg zurückliefen. Als ich darüber lachte, sagte Philipp, dies hätte er von einem alten Norwegischen Jäger gelernt, der 1814 mit Carl Johann in Deutschland gewesen wäre. Die Lappländer machten es so mit ihren Rennthieren; und überhaupt fügte Philipp mit seinem dumpfen Aberglauben hinzu: „Es gibt wunderbare Dinge in der Welt." Ich griff dieß sogleich auf und begann unsere geistlichen Gespräche fortzusetzen. Es war ein feier-

licher Sonntagsmorgen der uns umwehte, indem wir so traulich durch die schwellenden, überreifen Saatfelder wandelten. Die Lerche wirbelte in der Luft; Philipp holte mir Kornblumen, die ich zu einem Kranze wand, die Glocken läuteten aus den Dörfern, die etwas tiefer im Thalgrunde lagen, geputzte Kirchgänger grüßten uns, indem sie eilfertig schritten, um in die Messe zu kommen. Dieß anmuthige Wandeln dauerte bis Mittag. Dann miethete Philipp in dem Dorfe, wo wir aßen, einen Leiterwagen, den die Leute ungern hergaben, weil es morgen in die Erndte ging. Das Exemplar, das wir bekamen, war kläglich genug. Ein Brett wurde in die Quere gelegt und an den beiden Seiten angebunden; ein Kissen von geschnittenem Stroh war in Ansehung des ganzen Gestells schon ein ausschweifender Luxus. Wir lachten jedoch mit Zufriedenheit über Alles was uns begegnete; Philipp rauchte seine Pfeife und ich sang, seit langer Zeit zum Erstenmale, der fröhlichen Menschen mich freuend, die in den Wirthshäusern, wo wir hinkamen, bei Musik und Tanz die kurze Blüthe feierten, welche zuweilen auch von den Disteln ihres Daseins getrieben wird. Gegen Sonnenuntergang kamen wir endlich in dem Städtchen an, wo Philipp seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und ich die heilige Verpflichtung zu haben glaubte, hinfort ruhig und mit Ergebung in mein Schicksal zu bleiben. Man fährt über ein kleines Wasser, ehe man in die Stadt kommt, d. h. es war eine Brücke da, aber die Hitze hatte den Bach ausgetrocknet. So dacht' ich von mir selbst. „Sei nur immer eine Passage für die Menschheit," sagt' ich still in mich hinein; „ein Uebergang, eine Hilfs- und Rettungsbrücke für die Deinen. Jetzt hast Du keinen Strom, Philipp ist nur ein schmaler

Streifen Wassers, und unvergleichbar jenem stürmenden Bergkatarakten Arthur, und jenem murmelnden mit Blumen besetzten Wiesenbache, dem armen Edmund! Und wenn du Nichts wirkest, Seraphine, denke nur immer, daß du es wolltest, daß du dastehest mit ausgebreiteten Armen, strebend und anbietend, eine Mühle, die immer im vollen rauschenden Gange ist, wenn für die Menschheit auch nicht einmal so viel Körner, als auf eine Aehre gehen, zwischen die umrollenden Steine fallen!"

Das Häuschen, in welchem ich hinfort wohnen sollte und mußte, gehörte Philipp's Mutter und war zugleich auch von seinem Bruder bewohnt. Wir waren so schnell vor demselben angekommen, daß mich Philipp kaum noch bedeuten konnte, man wüßte hier Nichts von seinem Religionswechsel; man glaubte auch von mir nur, daß ich durch irgend eine herrschaftliche Veranlassung seiner Obhut anvertraut wäre. Die alte Mutter steckte ihr Köpfchen aus dem Fenster, lachte und nickte, ohne aber auch nur einen Schritt uns entgegen zu thun. Ich sahe bald, daß sie vor Alter etwas beschränkt war und daß man sie dahin treiben mußte, wohin man sie haben wollte. Sie sagte immer, sie wolle Alles thun und daß es gleich fertig sein würde; wenn man aber nachsahe, so hatte sie noch gar nicht angefangen. Sie stand mir minutenlang gegenüber, die Hände über den obern Leib gefaltet, und betrachtete mich mit wohlgefälligem Beifallnicken, ohne daß sie wahrscheinlich wußte, worüber sie bei mir denn eigentlich zufrieden sein durfte. Ich sagte ihr: „Mutterchen, Sie sind wohl schon in den Sechzigen?" Und Beifall nickend antwortete sie: „Ja, sie wird gleich da sein." Sie meinte nämlich eine Suppe, die übrigens noch nicht einmal auf dem Heerde stand. Als

ich ihr dieß bemerkte, lachte sie übermäßig und schickte sich an, auf Philipp's dringendes Verlangen einen Abendimbiß zuzubereiten. Er gab seine Befehle so laut, daß ich auf die Taubheit der alten Frau schließen mußte.

Die Lage des Häuschens war mitten in einer Straße, welche aus lauter kleinen Wohnungen mit runden und mit Blei befestigten Fensterscheiben bestand; aber sie hatte sich im Innern so gut geschmückt als es ging. Die Wand nach dem Hofe zu war mit einem üppigen Weinwuchs besetzt. Hof und Garten liefen in Eins. Vorn waren Beete angelegt, die reichliche Küchengewächse trugen, dann kam ein Brunnen, kamen ein paar Obstbäume, ein kleiner Pfuhl für Gänse und Enten und zuletzt eine Laube, welche sehr dicht bewachsen war, in welcher aber nicht die Liebe, sondern die Wirthschaft ihre Zuflucht gefunden hatte. Zuber und Eimer, der ganze Waschapparat stand an diesem anmuthigen Orte aufgeschichtet. Gränzen gegen das Gebiet der Nachbarn waren nirgends gezogen; das Augenmerk und die Ehrlichkeit waren der Zaun, der das eine Gebiet vom andern trennte. Ich nahm das Alles noch am selben Tage in Augenschein, und dachte sehr eifrig darüber nach, wie man wohl aus der herrlichen, mit sogenanntem wilden Wein überzogenen Waschküche wieder eine Laube, wenn auch nicht für die Liebe, doch für die Einsamkeit machen könnte.

Als ich in das Haus wieder zurückkam, war die Alte schon zu Bette gegangen, hatte den Feuerheerd, die Suppe und die Kartoffeln dem Zufall und dem Anbrande überlassen, und schien die neuen Ankömmlinge plötzlich wieder vergessen zu haben. Das Feuer loderte flackernd in den Schornstein empor, es zischte aus allen Töpfen; Philipp und ich wir

laufen Beide hin und sind um die Hälfte unserer Ladung betrogen. Philipp lärmte im Hause, richtete aber Nichts aus, sondern mußte froh sein, das Zimmer unverschlossen zu finden, welches künftig von mir sollte bewohnt werden. Es hatte die Aussicht in den Hof und Garten, und war gar anmuthig ausgestattet. Sehr viel Embleme des Katholicismus, ein kleiner porzellanener Kalvarienberg standen unter dem Spiegel auf der weißen Decke, welche auf einem Pfeilerschränkchen ausgebreitet war. Eine Menge wahrscheinlich im Würfelspiel auf Jahrmärkten gewonnener Gläser standen rings um die heilige Passion, ja es fehlte sogar nicht an einer Katze aus Gyps, die mit dem Kopfe hin und herwackelte. Es war eine herrliche Nacht, die Sonne war ohne Wolkengefolge untergegangen, die Sterne versenkten sich tief in den nächtlich blauen Himmel. Die Menge von Gärten, die sich hier alle übersehen ließen, lagen in ödem Schweigen da; zuweilen nur schrie eine Gans, die aus einem Traume auffuhr, oder es krähte ein Hahn, der sich in der Zeit verrechnet hatte, vorzeitig laut. Was ich schon Alles gewesen war, und wie nun dies Alles noch werden sollte! — Ich blickte mit einem erstaunten Lächeln in den dunkeln Nachthimmel, und flüsterte zu Gott, daß hienieden Alles auf sich beruhe und gleichgültig wäre, wenn man sich mit ihm nur unter vier Augen beisammen fühlen könnte. Wer konnte sich zwischen mich und den Himmel drängen?

Ich mochte kaum eine Stunde geschlafen haben, als ich von einem im Hause erhobenen Lärmen erwachte. Eine fluchende Stimme polterte die Treppe hinauf und benahm sich dabei so schwerfällig, daß ich auf einen Berauschten schließen mußte, der erst so spät aus dem Wirthshause heim

kam. Er mochte schon oben sein, als man einen starken Fall hörte. Ich wollte hinzuspringen, hörte aber bald jenes zufriedene Lachen, welches Menschen in dem vermutheten Zustande eigen ist. Eine Hand tastete an der Wand. Der Ankommende suchte fluchend seine Thür und schien endlich in sie hineinzustürzen, ohne daß ich hörte, daß sie wieder angelehnt wurde. Endlich war Alles still, und von der Müdigkeit überwältigt, schlief ich wieder ein.

Am frühen Morgen ward ich wieder durch Geräusch geweckt; aber auf eine weit angenehmere Art. Ein gut klingendes und wohlgestimmtes Klavier wurde kräftig angeschlagen, und ich traute meinem Ohre kaum, da die Akkorde aus jenem Zimmer zu kommen schienen, welches in der Nacht mit so vieler Ungewißheit gesucht wurde. Ich warf mich in ein Morgenkleid, öffnete das Fenster, in welches eben der erste Frühstrahl der aufgehenden Sonne fiel, lehnte mich hinaus und sog mit der freien frischen Luft der Natur eine Fülle von schmelzenden Tönen ein, welche aus einem nach dem Hofe zu geöffneten Fenster kamen. Es waren die reizendsten und schwierigsten Compositionen der klassischen Meister, welche hier von einer geübten Hand gespielt wurden. Eigene Phantasien lösten die Noten ab; im Anschlag erkannt' ich den fertigen Techniker, im Ausdruck aber, in der Modulation, in den Tempi eine mit dem tiefsten Wesen der Musik vertraute Meisterschaft. Der Spielende mußte ein Mann sein, was ich aus seinem häufigen Räuspern erkannte. Endlich schien er die Kehle rein zu haben, und begann mit einer tiefen und sonoren Baßstimme einige Arien zu singen, welche von dem geübtesten Sänger in der Residenz nicht besser vorgetragen werden konnten. Einige komische Stücke von Mozart,

von Cimarosa und älteren Italienern waren durch ächt theatralischen Humor ausgezeichnet. Ich kann das Gefühl nicht beschreiben, das ich bei diesen unscheinbaren Umgebungen über die Entdeckung eines musikalischen Genie's empfand.

Eine Magd, die erst diesen Morgen zugezogen war, wollte mir im Ankleiden behülflich sein. Philipp rief mich in das Wohnzimmer hinunter, wo die Alte schon mit vieler Behaglichkeit ihr Frühstück schlürfte. Sie nickte mir sehr freundlich zu, und gab mir, als ich mich schon gesetzt und mit Philipp gesprochen hatte, noch wie nachträglich, als etwas Vergessenes, die Hand. Alles was sie sprach, waren nur die Worte: „Ja, ja." Aber sie verstand diese beiden Silben so eigenthümlich im Tone zu variiren, daß mir, was sie sagte, immer wie eine sehr lange und ausführliche Rede vorkam. Ich fragte Philipp nach dem Virtuosen neben mir. Er sagte: „Das ist mein Bruder. Er versteht Musik, das muß man ihm lassen; er ist Organist in der Kirche!" Nach dem Störenfried von gestern Nacht fragt' ich nicht, denn ich war überzeugt, er wäre im Hause nur eingemiethet und hätte mit Philipp und seinem Bruder nichts weiter zu schaffen. Als ich darauf in den Garten ging, hört' ich den jungen Organisten noch immer mitten in seinen Studien. Er hörte auch die Hälfte des Vormittags nicht auf, kam nie an das Fenster, sondern spielte und sang abwechselnd mit einem unermüdlichen Eifer. Philipp holte mich darauf ab, einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Um der gaffenden Neugier zu entgehen, nahmen wir den kürzesten Weg. Wir waren bald draußen im Felde und schlugen unsern Weg rings um die offene Stadt ein. Hier gab es viel über kleine Gräben zu springen und durch tief gelegenes feuchtes Gras zu

schreiten. Da rings um die Stadt schon geerntet war, so hatte man eine weite Uebersicht der Ebene. Durch die Kartoffeln verkürzten wir uns die Umwege, zuweilen sehr scharf darob von einem Bürger angesehen, der mit Hut und Stock auf seinem Grundstück postirte und erst nach einigem Besinnen unser Grüßen erwiederte. Ich wurde müde genug, so daß wir uns auf eine Wiese mit rothen und weißen Kleeblumen niedersetzten. Ich suchte nach einem viergespaltenen Kleeblatt. Philipp half mir; aber es traf sich Nichts.

„Ich sehe wohl," begann jetzt Philipp, „daß ich recht thöricht gehandelt habe, Dich in diese abgeschiedene Welt zu versetzen. Du kannst vielleicht Freude an der Einsamkeit finden; das war auch mein Gedanke; aber jetzt seh ich erst, daß Du gar nicht einsam bist, sondern durch meine taube und schwache Mutter und manches Andere recht geplagt sein wirst. Sage mir nur, wie ich es nun mit Dir machen soll? Ob Du wieder zu andern Leuten gehen willst oder zu Deinen Eltern?

Ich antwortete ihm, daß es mir in der Lage recht wohl gefiele, und daß ich, wenn sie nicht so sonderbar wäre, sie wohl immer theilen möchte. Inzwischen aber blieb' ich noch gern hier, und wollte die Zeit benutzen, mich zu sammeln und nebenbei recht verständig zu werden.

Das schien Philipp zu erfreuen und er sagte, indem er die Luft in seinem Pfeifenrohr probirte und den Schwamm zurecht legte, um sich Feuer zu schlagen, mit leiser Stimme: „Wenn Du mir nur ein wenig gut sein könntest!" Ich wußte darauf vor Verlegenheit Nichts zu antworten, und fragte ihn blos, ob er denn noch immer hübsch kräftig an Luther glaubte?

„Ei," sagte er, indem er sich seine Pfeife anrauchte: „das ist ja Alles Schnickschnack! Ich mache mir keine Scrupel mehr; denn der Mensch ist immer besser, wenn er das zu übertreffen sucht, was er eigentlich durch die Natur schon ist! Wenn ich immer höre, daß so die Juden von ihrer Ehre sprechen und daß sie sich darum nicht können taufen lassen, so möcht' ich doch wissen, ob es nicht eine größere Schande ist, wenn man keinen freien Willen hat? Was sie mir angespritzt haben bei meiner Taufe, das kann wohl so ziemlich meine Ehre nicht sein, weil man mich wenig darnach gefragt hat. Was man ist, soll man durch sich selber sein; und ich gestehe Dir, ich komme mir groß vor unter diesem Volk, wo ich früher das Paternoster artig mitgemacht habe."

Als er dies sagte, zog eben ein Priester an uns vorüber, vor welchem das Hochheilige getragen wurde. Philipp war so sehr an die Reverenz gewöhnt, daß er aufsprang, seine Pfeife ins Gras warf und die Mütze zog. Er war über diese Inkonsequenz so beschämt, daß ich ihn nicht erst zu belächeln brauchte, sondern auf das dürre Gras verwies, welches von dem heißen Porzellankopfe ringsum versengte.

Nach Hause zurückgekehrt, ging ich erst, um meinen Hut abzulegen, auf mein Zimmer, und hörte, als ich darauf die Treppe wieder herunterstieg, einen so gräßlichen Lärm in dem Wohnzimmer, daß ich nicht hineinzugehen wagte. Auf den Tisch wurde mit entsetzlichen Flüchen gedonnert; Messer wurden unter das aufgesetzte Speisegeschirr geworfen. Endlich flog die Thür auf, und Philipp warf einen jungen Mann aus dem Zimmer hinaus. Wie mich dieser jähzornige Mensch erblickte, fragte er: „Was wollen Sie hier?" Ich konnte vor Schreck keine Antwort geben und suchte hinein zu Philipp zu kom=

men. Er schleuderte mich zurück, fiel aber selbst über die falsch berechnete Anwendung seiner Kräfte zu Boden und blieb einen Augenblick wie betäubt liegen. Philipp kam heraus und sagte: „Das ist mein Bruder, er wird vernünftig sein. Komm Ferdinand und setz' Dich zu Tisch'."

Der junge Mann that es schweigend, die Mutter saß schon und aß mit Heißhunger. Philipp sah zum Fenster hinaus, um seine Aufregung zu verbergen. Zu ihm zu gehen, hinderten mich in der That nur die stieren Blicke seines Bruders, dessen Verstand mit Riesenanstrengung zu kämpfen schien, um sich klar und nüchtern zu werden. Mit sehr hochtrabenden Worten tastete er allmälig nach Besinnung. Es war eine gräßliche Erscheinung für mich, die ich nicht unbedingt verachten konnte, da ich die musikalischen Genüsse vom heutigen Morgen nicht vergessen hatte. Endlich fand ich das Richtige, in welchem der Strom meiner Empfindung fort konnte. Die Wehmuth über einen so unglücklichen Kontrast des Genie's und des Charakters ergriff mich zu heftig; ich eilte auf mein Zimmer hinauf und badete mich in Thränen über einen so unerklärlichen Widerspruch.

Kurz nachher kam Philipp zu mir und suchte mir Aufklärung zu geben. „An diesen Menschen," sagte er mit der heftigsten Erbitterung, „haben Eltern und Verwandte die Blutstropfen ihrer Anstrengungen angewandt. Sie haben ihm Unterricht und Kenntnisse beigebracht, die weit über die Bildung seines innern Menschen hinüberragen. Sie hungerten, damit er bei den größten Meistern in der Musik zu Tische ging. Er kommt zurück als ein Matador auf allen Instrumenten. Er hat beim 19ten Linieninfanterieregimente drei

Jahre lang die erste Clarinette geblasen, hat alle Opern, wie sie nur in Berlin gegeben werden, auf Militärmusik übergeschrieben und alle Donnerstage in seiner frühern Garnisonsstadt öffentliche Konzerte gegeben, und nun ist ein solcher Teufelsgeist in ihn gefahren, daß er den ganzen Tag flucht und wirklich in allen Dingen ein rechter Uebelthäter ist. Hier hat er die Organistenstelle; die hat er wohl nehmen müssen, da er von den Soldaten fort mußte wegen schlechter Streiche; es ist eine Schande für eine ganze Gemeinde eigentlich, daß sie, um Gott zu loben, sich gleichsam vom Satan selbst dazu aufspielen läßt; aber die Menschen sind hier in ihn vernarrt, in seine großen Redensarten, in seine musikalischen Kunststücke. Nur der Pfarrer durchschaut ihn und hat ihm heute angekündigt, daß in acht Tagen sein Gottesdienst zu Ende geht, und er Register und Blasebalg dann an einen jungen, frommen und gesitteten Menschen abzutreten hat, der aus dem katholischen Landschullehrerseminar bis dahin eintreffen wird. Jetzt wüthet der Taugenichts und will den Pfarrer sammt dem Seminaristen umbringen. Er will die Orgel verderben, kurz man kann nicht sicher sein, was für Spitzbübereien von ihm ausgehen. Aber ich paff' ihm auf die Schliche, und sollt' ich ihn über den Haufen schießen, ich will ihm schon die Raison halten."

Philipp brannte im Gesicht, als er dies sagte und ging mit einer drohenden Gebärde, als wenn ich Schuld daran trüge, zur Thür hinaus. Ich zitterte vor Furcht, als der Lärm schon wieder begann und damit endete, daß Philipp seinen Bruder zum Hause hinauswarf. Ich sah darauf den ganzen Tag und den Abend keinen von Beiden mehr, zerstreute mich durch die Abfassung einiger Briefe und ging zu

Bett mit der Absicht, am nächsten Tage auf meine Abreise zu bringen.

Den kommenden Morgen verschönte wieder eine himmlische Musik, die aus dem Fenster des Organisten kam. Es war jetzt nicht mehr die Fertigkeit, welche mich anzog, sondern die göttliche Empfindung, welche das Spiel beseelte. Jedes einzelne Musikstück war zu gleicher Zeit ein durchdachtes Kunstwerk und zugleich Naturlaut der bald jubelte bald weinte, bald hoffte bald verzweifelte und fast möchte man sagen, die Gedanken des Componisten selbst zu überflügeln schien. Ich eilte hinunter in den Garten, wo zwar nur sehr wenig Schatten war, ich aber die Töne, die von oben kamen, voller und reiner vernehmen konnte. Ich setzte mich in der Laube auf einem umgekehrten Eimer nieder und richtete unverwandt meine Augen dem bezaubernden Fenster zu. Wie ich so eine Weile geschaut und über das Finale einer Beethoven'schen Sonate alle irdische Sehkraft verloren hatte, trat Ferdinand an das offene Fenster und grüßte mich mit einem Lächeln, dessen Vertraulichkeit ich übersah. Erst als er sprach, besann ich mich. Die Entfernung war nicht so groß, daß ich ihn nicht hätte verstehen sollen. Er fragte mich: „Von wem war dies?" Ich rief: „Von Beethoven." Er nickte mit begeistertem Lächeln. „Verstehen Sie Beethoven'sche Musik?" fuhr er fort.

„Ich verstehe sie wohl," sagte ich von meinem umgestülpten Eimer, „aber ich kann sie nicht erklären."

„Sie müssen nur immer auf den Baß sehen," rief er von Oben herunter. „Bei der neuern Musik, besonders der französischen, können die Componisten nicht hoch genug hinauf-

kommen; die Violinisten tasten da immer hinter dem Brette hinauf, als wenn da bei den quitschenden Tönen die Herrlichkeit läge; und bei Beethoven werden Sie finden, er kann nie tief genug hinunter. All seine Gedanken reißt er in den Baß hinab und möchte gern noch einen Ton finden, der da unten ganz im tiefsten Abgrunde, wie das tausendjährige Greisenwort des alten Saturn, brummte."

Als ich erstaunt schwieg, fuhr er, sich behaglich zum Fenster hinauslehnend, fort: „Ja, ich versichere Sie, Beethoven'sche Musik will studirt sein. Man vergleicht Beethoven mit Jean Paul. Allein das will Nichts sagen; denn wie herrlich auch die Bilder dieses Dichters und seine humoristischen Abwechslungen sind, so läuft bei ihm doch Alles ziemlich bunt durch einander, so daß man nie recht weiß wo man ist. Auch sind Töne etwas Anderes als Worte und klappern nicht, wenn sie Uebergänge machen, so hölzern eben her wie diese. Man muß bei Beethoven immer davon ergriffen sein, daß seine Musik ein Ganzes ist, eine organische Selbstschöpfung, die trotz aller Freiheit des Gemüths und der Empfindung doch in ihrem Anfange schon die Nothwendigkeit ihres Endes besitzt. Das Herrliche dabei ist der Schein der Anarchie, ist jene Verwirrung und beinah möchte man sagen Geistesabwesenheit, welche zuweilen über Beethoven's musikalische Gedanken zu kommen scheinen. Aber das sind erst recht die magnetischen somnambülen Traumphantasien, welche sich wie unbewußt auf das Auge des göttlichen Sehers legen und durch welche sich das Thema zuerst leise und darauf mit aller Macht der Instrumentation hindurcharbeitet. Beethoven's Musik ist nicht plastisch. Fidelio begeistert durch den Werth der Musik; aber es fehlt ihm die dramatische Angemessenheit. Beethoven's Musikstücke

sind keine malerischen Repräsentationen, oder stellen sich in musikalischen Thatsachen zu gleicher Zeit dem Auge wie dem Ohre dar; sondern Beethoven's Musik ist träumerisches Ausspinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, eine Gebirgswanderung, mit all ihren erhabenen und anmuthigen Abwechslungen. Wir beginnen ohne viel Pomp und auf den Effekt berechnetes Raffinement, ganz einfach und eben, treten dann mitten in die Alpenpracht hinein, und klimmen auf und ab; jagen bald nach einem Vogel, bald verweilen wir an einem grünen Ranft, der mit Blumen besetzt ist, bald läutet monoton von der Matte herab das Glöckchen der weidenden Kuh; dann verengt sich das Thal, wir müssen steigen, und drängen uns durch die engsten Passagen hindurch. Wie wir so mühselig wandern und die innere Dialektik der Noten erschöpfen, spottet unserer ein Vogel der über uns wegfliegt, ruft uns ein Echo, oder läutet es weit, weit hinter den Bergen aus einer unsichtbaren Klosterkirche zur sonntägigen Frühmette. Endlich spalten sich die Felsen und lachender Sonnenschein gießt sich über ein wunderbares neuentdecktes Thal. Bemerken Sie wohl, daß man Beethoven nicht zu der vorzugsweise sentimentalen Manier rechnen kann. Er läßt alle Töne des Gemüthes walten, am liebsten die klagenden, und wie oft Gefühle, die vor Schmerz zum Himmel schreien. Allein er wird sich nie in der Wehmuth begraben. Sein Gedanke ist immer männlich und vertrauensvoll. Er entwindet sich mit Sanftmuth, nicht selten mit einem Scherze dem dämmernden Brüten und der Reflexion auf sich selbst. Er steigt wieder jubelnd wie die Lerche empor, und schließt die meisten Compositionen mit einer Heiterkeit, die versöhnt, mit einem Blicke, der lächeln kann, weil er überwunden hat."

Indem Ferdinand diese Worte sprach, hob sich seine Gestalt. Ich selbst stand wie festgebannt von dem Zauber eines Widerspruches, von dem ich in dem Momente kaum noch wußte, und sah den jungen Musiker mit großen Augen an. Plötzlich nahm er eine Lorgnette, und rief: „Da ist eine Spinne, die hat gemerkt daß wir von Musik sprechen. Spinnen sind die einzigen Musikkenner unter den Thieren; ich glaube die durch die Luft vibrirenden Töne machen ihren Nerven ein galvanisches Wohlbehagen. Dort, dort, auf Ihrem Kleide!"

Ich schrie vor dem garstigen Thiere; er aber schlug lachend das Fenster zu, und das unerwartete Gespräch war beendigt.

Als Philipp später neue Schmähungen über seinen Bruder häufte, mußt' ich mich ganz still verhalten, weil mir zur Bestätigung oder zum Widerspruche Muth und Ueberzeugung fehlten. Ich verzweifelte, mir die Möglichkeit zu erklären, wie in einem und demselben Herzen zwei so verschiedene Prinzipien walten konnten, denn die Musik war bei Ferdinand nicht etwas Erlerntes, sondern wirklich etwas aus dem Herzen Gebornes. Wie konnte man in den zartesten Saiten des Gemüthes so leicht berührt sein, und zu gleicher Zeit in sich eine so unermeßliche Rohheit aufkommen lassen! Ich dachte an Shakspeare's „gute Leute und schlechte Musikanten," und wandte diese Bezeichnung umgekehrt auf Ferdinand an, wo freilich der Scherz ein bitterer Ernst wurde.

Es war immer nur gegen Abend daß die Krisis ausbrach. In einem Wirthshause dominirte Ferdinand alle Gespräche. Er erzählte von allen möglichen Dingen in der Welt, und die Leute liebten ihn, weil er ein Tausendkünstler war und

dabei das große Wort führte. Seit einiger Zeit war der Pfarrer der Gegenstand seiner heftigsten Anklage. „Ich soll Ruhe geben; er will mich exkommunizіren," schrie er, wie ich es aus dem Wirthshause hören konnte, und verdrehte dabei das letzte Wort auf eine sehr komische Weise, da ihm schon der Gebrauch der Zunge schwierig geworden war. Ich kam mit Philipp von einem Abendspaziergange heim, und hatte vergebens gesucht seine Entschlossenheit gegen Ferdinand zu mildern. Er sagte: „Er ist gescheidter als sie alle hier in dem Nest. Er gibt mir auch Räthsel auf; aber ich werde mich nicht einschüchtern lassen. Ich wundere mich nur, woher der Pfarrer den Muth genommen hat, ihn von der Orgel zu treiben. Denn das bleibt schon richtig, nachmachen kann's ihm keiner."

In Ferdinand schien dieselbe Ueberzeugung, aber mit fanatischer Gluth zu lodern. Um seines Zornes ledig zu werden und vielleicht an die Ursache gar nicht zu denken, ergriff er das Mittel sich mit wahnsinnigem Getöse zu umgeben. Er zog gegen Mitternacht mit einer Rotte gegen das Haus seiner Mutter und warf, als ihn Niemand einlassen wollte, die Fenster ein. Philipp, kaum angekleidet, stürzte hinaus, ergriff den Taumelnden und richtete ihn im Jähzorn so grausam zu, daß er am Morgen verwundet auf der Straße gefunden wurde. Furcht vor einer Untersuchung zwang Philipp wohl, sich schnell seiner anzunehmen. Er trug Ferdinand auf sein Zimmer, und ich kann wohl sagen, daß diese Summe von Brutalität an dem einen Bruder wie an dem Andern, mich mit so heftigem Abscheu erfüllte, daß ich gesonnen war mein Heil in der Flucht zu suchen. Doch was mich fesselte, war, als sich Ferdinand bald erholt hatte, sein

erneuertes Spiel. Mich zog jedoch diesmal nicht die Klarheit und die Seele desselben an, sie tauchte auch nirgend auf, sondern in wilden phantastischen Fugen stürmte seine Hand in den Tasten und brachte Notenanakoluthen zusammen, wo das Gräßliche bald komisch, das Komische wieder grauenerregend war. So ging dies den ganzen Vormittag in einer Weise fort, wo alle kräftigen, aber bösen Geister aus Ferdinand's Seele herauszuwüthen schienen; wo sich die Töne mit jenen Alpenmassen vergleichen ließen, auf welchen die verwegenen Titanen den Sitz der Götter stürmen wollten. Die klagenden Akkorde, welche zuweilen durch das satanische Gewühl hindurchdrangen, machten den entsetzlichsten Eindruck. Es schienen verdammte Seelen zu sein, die in der siedenden Höllengluth stöhnten und ächzten; oder jene Schmerzenslaute, die, wie man sagt, mit der höchsten Raserei des Sinnengenusses verbunden sein sollen. Das währte bis gegen Mittag, wo sich Ferdinand in dem nachlässigsten Anzuge aus dem Hause fortschlich. „Wenn er heute etwas Böses thut," sagte Philipp, „so thut er es gegen den Pfarrer; der ist aber glücklicher Weise verreist. Es ist sein letzter Organistentag."

Als die Dämmerung einbrach und die Bewohner der Stadt durch die engen Straßen schlenderten, und sich zuweilen unter Lindenbäumen niederließen, von welchen hier und da ein Haus beschattet war; da waren zuletzt alle an der Pfarrkirche festgebannt, in welcher so tief nach Sonnenuntergang noch die Orgel gespielt wurde. Zum letzten Mal von Ferdinand. Die verschlossene Thür verhinderte den Eintritt; der Küster sagte, daß der Organist und der Balgentreter hinter sich zugeschlossen hätten. Man horchte den Tönen, die aus dem stattlich gewölbten Gebäude kamen. Die Or-

gel wurde angeschlagen, aber wahrlich nicht zu Ehren Gottes! Eine feindselige Macht schien in das Heiligthum des Herrn gedrungen; der Teufel selbst war es, welcher den Himmel verhöhnte. Diese Melodien waren ein Ausfluß der unheiligsten Gesinnung. Sie waren riesig und genial gedacht, aber sie hatten Bestimmungen, welche nach Unten, nicht nach Oben zeigten. Die höchsten Register an dem heiligen Instrumente, nur angeschlagen, wenn man die Freudigkeit des Gottvertrauens in ihren höchsten Jubel ausbrechen lassen wollte, diese Register waren stets in zitternder, lockender Bewegung, tändelten, scherzten und lachten in die Wölbung der Kirche hinein. Die heiligsten Gesänge, die noch aus des heiligen Ambrosius Zeiten herstammten, wurden karrikirt, in's Lächerliche gezogen und mit weltlichen, aus Opern gerissenen Tönen verunreinigt. Das mächtige brausende Instrument mußte allen Einfällen und Kapriolen dieses ruchlosen Talentes nachspringen, mußte tanzen und pfeifen, mußte trillern und cadenziren; die heilige Orgel, die sonst nur betet, und mit den rauschenden Fittigen ihrer gewaltigen Töne die gläubige verklärte Seele zum Himmel hebt!

Ich hörte dies mit Schrecken, als ich vorüberging und floh von der Kirchenmauer fort, an welcher es mir wurde als glühte der Boden unter mir, als fielen die Chöre der Unterirdischen in jenen lächerlichen Spott ein, der drinnen den Altar, das Cruzifix, die heilige Monstranz und die Bilder der Apostel und Märtyrer mit Gottlosigkeit bespritzte. Aber von den Bürgern, ihren Frauen und Töchtern ahnte Niemand diese Entheiligung. Der Teufel kitzelte ihnen die Füße, so daß sie zu springen und zu tanzen anfingen, und so laut jauchzten, wie auf der Kirchweihe, wenn sie beim Walzen

die Absätze aneinander schlagen. Das währte bis tief in die Nacht hinein. Das Orgelspiel drinnen wurde plötzlich matter und matter, erhob sich dann noch einmal, und ahmte ein höllisches erschütterndes Gelächter nach; worauf Alles schwieg. Die ganze Stadt war in Jubel gekommen. Niemand verfolgte einen kleinen Lampenschimmer, der durch die Fenster der Kirche fiel; Niemand kümmerte sich darum, wie der Organist mit seinem gewiß schuldlosen Balgentreter die Kirche verließ.

Ach, und dieser Spott des Heiligsten währte, da der Pfarrer verreist war, vier volle Tage, und wiederholte sich jeden Abend bei Untergang der Sonne und sann auf Mittel und Wege, das Bizarrste und Gemeinste aus den Registern der Orgel hervorzuziehen. „Ich will die Orgel verderben," hatte Ferdinand gesagt; Philipp fürchtete dies, ahnte aber nicht was sein Bruder damit gemeint hatte; und jetzt war er auf einige Tage verreist, so daß ich ihm keinen Aufschluß geben konnte. Ferdinand ging darauf aus, die Stadt zu verzaubern und seinem Nachfolger ein so entheiligtes Instrument zu hinterlassen, daß von nun an kein Ton mehr zum Herzen dringen, sondern sich der Gesang des Gottesdienstes in eitel Sinnenlust und Narretei verwandeln sollte. Man sah ihn den ganzen Tag nicht. Wenn der Balgentreter in die Kirche kam und hinter sich zuschloß, wie ihm befohlen war, so fand er Ferdinand schon immer auf dem Platze, mit Notenpapier und Bleistift, und die tollsten Notensprünge punktirend. Dann begann das Toben drinnen und draußen; der spielte, diese jubelten, und was man höchstens sagte, war: „Ein närrischer Kerl! Schade um ihn! Den hätten sie auch recht gut dran lassen können!" Ein wilder, beleibter Metzger

rief aus: „Hurrah, Geistlich und Weltlich!“ Ein Anderer rief: „Daß dich, Klingelbeutel und Granaten!“

Diese Höhe hatte das Treiben an einem Samstag Abend erreicht. Am nächsten Morgen, ganz in der Frühe, fuhr der Pfarrer mit seinem neuen Cantor und Organisten, den er selbst aus dem Seminar abgeholt hatte, den kleinen Hügel hinauf, auf welchem die Stadt lag. Es war ein frischer, herrlicher Herbstmorgen. Die Luft roch nach lauter reifen rothwangigen Aepfeln. Der Pfarrer war im Ornat, weil er sogleich in die Kirche gehen wollte um die Messe zu lesen und zu predigen. Ich konnte das kleine Bauernfuhrwerk von meinem Fenster aus wohl unterscheiden; zog mich auch schnell an und ging, obgleich mit Eifer an meinem Luther hängend, doch in die Messe, weil ich glaube, Jude, Katholik oder Lutheraner, es ist denn doch immer derselbe Gott!

Wie ich auf der Straße bin, da seh' ich keinen Menschen, der mit Andacht auf sein Gesangbuch blickte. Der Pfarrer kommt die Straße herauf; sie betrachten ihn Alle mit zweideutigen Mienen und wissen nicht mehr, wo ihnen der Schirm an der Mütze sitzt. Der Mann seufzt, da ich, die Ketzerin, ihn allein begrüße. Er segnet mich als er vorübergeht, und Niemand ist da der mich zu beneiden scheint. Das heilige Amt beginnt, man schwatzt und lacht über die Sitzstühle hinaus, winkt sich und reicht sich nicht einmal in ein Sacktuch eingehüllt die Tabaksdosen von einem Orte zum andern. Der heilige Orgelton scheint Alle lustig zu stimmen. Die Männer kratzen sich ganz wohlgemuth im Kopf und keine einzige Frau läßt ihre sonst so krähende Stimme ertönen. Ich weinte, als ich dies Alles sah, und fing sogar an für mich selbst zu zittern, da der Ton der Orgel etwas eigenthümlich Fremdes

und Spöttisches zu haben schien. Ich war beklommen, daß man mir meine Angst ansehen möchte, eilte aus der Kirche und flüchtete mich so weit, daß ich das Instrument nicht mehr hören konnte. Als es schwieg, kehrte ich zur Predigt zurück. Die ganze Gemeinde war zerstreut; Niemand blieb zum Abendmahl, und wie im Tumult leerte sich das Gotteshaus. Am Nachmittag ging Niemand hinein, die Leute zerstreuten sich auf die Dörfer, wo viel getanzt und geflucht wurde. Am Abend kam mitten in der Stadt Feuer aus. Die Leute sagten als sie herbeieilten, das hätte der Eigenthümer selbst angelegt, weil er sich nicht nur in Berlin, sondern auch in Paris versichert hätte. Man lachte und sagte: „Ei, nun wollen wir's bald Alle so machen!"

So begann und vermehrte sich die Verwilderung der Stadt. Die Arbeitsstunden wurden verkürzt und die Ausfälle in den dadurch verminderten Einnahmen mußten einige Juden decken, denen die Bürgerschaft bald mit Leib und Seele sich verpfändete. Wohin man blickte, wurden Possen getrieben. Ja es gab sogar alte Leute, welche auf dem Brummeisen spielten oder Nürnberger Mundharmoniken von vier Tönen, die einen Akkord machten, beim Holzspalten, beim Heueinfahren und beim Seifensieden, den ganzen Tag anhauchten. Der Leichtsinn wuchs und trug sich bald von den Sitten auf die Verhältnisse über. Die ehelichen Bande wurden locker; es wurde üblich, sich mehr um seine Schwägerin als um seine Frau zu bekümmern. Die Vettern besuchten ihre Basen, wenn sie wußten daß deren Männer im Felde waren und Kartoffeln gruben. Dem geistlichen Stande vollends wurde allmälig alle Achtung entzogen. Den Pfarr grüßte Niemand; oder wer es that, doch nur mit scheuem

Blick. Die Kirche war leer. Oder man verglich des Pfarrers Predigten mit seinem wahrlich untadelhaften Lebenswandel. Ja, es gab sogar Leute, welche das Abendmahl als ein Recht verlangten, weil der Pfarrer vom Staate besoldet wäre, und er es sich einmal unterstehen sollte, einem Einzigen in der Gemeinde den Leib Christi zu entziehen! Wenn er an Feiertagen seine Zuhörer des Morgens gebeten hatte, daß sie heilige Augenblicke würdig begehen, und an die Andachtsfeier nicht sogleich tobsüchtige Gelage reihen möchten, so verstanden sie dies nicht mehr, sondern jubelten in der Stadt, als wär' es wie sie sagten bei Christi Kindtauf eben so hergegangen. Namentlich richteten sie es so ein, daß der Pfarrer aus seinem Gärtchen die Verhöhnung seiner Bitten recht deutlich sehen konnte. Wurden nicht selbst Raketen geworfen? Das Schmerzlichste für ihn war, daß es sogar die Kinder unmittelbar nach der Firmelung nicht besser thaten, sondern truppweise schaarten sich Knaben und Mädchen zusammen, rückten auf irgend ein Wirthshaus und zechten mit um so größerer Befriedigung, da die Alten rings herum standen, und sich die Seiten halten mußten um sich nicht vor Lachen auszuschütten.

Und Ferdinand war es, der durch seine Zauberei diese Verblendung in die Gemüther geworfen hatte. Sein Nachfolger mühte sich vergebens ab, durch den Gesang auf sie zu wirken; denn selbst das Feierlichste klang ihnen auf der Orgel wie eine Clarinette, die in recht bei Bauern beliebter Weise einen Steiermärker Dudelwalzer heruntertrödelte. Gibt es etwas Fataleres als ein Bäuerlein, das vom Bock des Uebermuthes gestoßen wird? So albern sich zu nehmen, fingen sie in dem Städtchen Alle an. Einige, die vornehmer sein wollten, legten sich ein sogenanntes Schützenhaus an nnd ver-

einigten sich ordentlich mit Statuten zu einer Tabaksgesellschaft. Hier sah ich recht, wie komisch der deutsche Philister ist. Man trank fast nichts als Würzburger Wein; ein so entsetzliches Getränk, daß es nur in Naumburg geboren sein konnte. Ja sogar Champagner aus Grüneberger sogenanntem vaterländischen Weine, wurde auf den Würzburger als noch etwas Vorzüglichers gesetzt. Die Bäuche dieser Herren nahmen immer mehr zu; eine gewisse Tollheit quoll ihnen aus den Augen. Sie schnitten sich ihre langen Röcke kürzer, und schienen in Miene und Haltung sagen zu wollen: „Ja, da komme nur Einer zu uns, wir sind die rechten Kerle!" Sogar an Journallektüre fehlte es nicht, denn ganze Stöße von Abendzeitungen und Morgenblättern kamen von einem Buchbinder in der Nähe, der zehn Meilen in der Runde einen Lesezirkel etablirte. Doch hatte unsere kleine Stadt das Unglück, daß sie die Hefte immer erst ein Vierteljahr nach ihrem Erscheinen erhielt, so daß sie sich lächerlich machte, wenn sie eine längst veraltete Erscheinung für eine so eben mit der Botenfrau angekommene expresse Neuigkeit ausgab. Ein Tuchmacher war der geniale Rädelsführer des Schützenhauses. Er war der Mann, der die Literatur vertrat, und es wird mir unvergeßlich bleiben, wie mir derselbe in Gegenwart seines Gevatters, eines Gensdarmen, einen Enthusiasmus für Rotteck zu erkennen gab, der fast an das damals Verbotene streifte.

Hier auf dem Schützenhause hatte Ferdinand sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er wohnte hier, zechte, gab Konzerte und einen Tag um den andern Tanzmusik. Sein bewunderungswürdiges Spiel auf der Violine fand hier mitten in dem Dampf eines kleinen Tanzsaales nur wenig Anerken-

nung. Die Leute waren immer einverstanden, die Trompete für die Hauptsache zu erklären; doch kümmerte sich Ferdinand wenig darum; war doch das ganze aus fünf Mann bestehende Orchester sein Werk! Zuweilen kündigte er große musikalische Quodlibets an, Bauernhochzeiten, Schlachten bei Leipzig und Belleallianee, unzusammenhängende Zusammenhänge, Eisenbahnenrutscher, Runkelrübenwalzer und ähnliche Tollheiten, wie sie von Strauß in Wien aufgeführt wurden. Er hatte durch Musik die Stadt verdoben und sich gerächt. — Es war an einem Sonntage, wo ich ihm über die Vergeudung seines Talentes die ernstlichsten Vorwürfe machte. Er hatte nämlich angefangen, mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln, war oft in meine Wohnung gekommen wozu ihm die Abwesenheit Philipp's Raum ließ. Ich entsetzte mich erst vor ihm, da mich seine teuflische Verführung der Stadt mit zu tiefem Abscheu erfüllt hatte, aber er kannte die Seite, an welcher er mich überlisten konnte, die Musik. In der That veränderte sich, wenn er in meiner Nähe war, sein Wesen sichtbar. Ich schlug ihm schon nicht mehr ab, mich an seinen Arm zu hängen und in irgend ein Dorf oder das Schützenhaus mit ihm zu gehen. Ich trug ihm dann gewöhnlich einen Theil seiner Noten und tauschte Ansichten und Ideen mit ihm aus, die nicht kenntnißreicher und scharfblickender angeregt werden konnten. Er brachte mich mit großer Besorglichkeit in die besondere Obhut der Wirthin, und benutzte jede mögliche Pause, um sich nach mir umzusehen. Nur darüber ward er zornig, daß ich niemals das Ende seiner Tanzorgien abwarten und mit ihm, dem Erhitzten und Berauschten, heimkehren wollte. Noch immer vor Sonnenuntergang schickt' ich mich selbst zur Rückkehr an,

ganz allein mit Erstaunen und Wehmuth den wechselnden Contrasten meines unscheinbaren und doch so bewegten Lebens nachdenkend.

An jenem Sonntage nun hatte sich Ferdinand schon früh über das Maß hinaus in Worten und Begierden gesteigert. Er kam, als eben der staubige Saal gekehrt und mit Wasser gespritzt wurde, zu mir hinunter, wo ich ihm vorwarf, daß er sein Pfund schlecht vergrübe, und wahrlich ein wenig mehr sein könnte, als ein bloßer Dorffiedler. Ruhig antwortete er mir: „Das wissen Sie nicht, Seraphine! Eines Musikers Herz ist schwer zu ergründen. Jeder Künstler sehnt sich nach zwei Dingen, Auditorium und Schauspiel. Ich muß Handlanger, ein Orchester, ich muß Zuhörer haben. Ich kann meine Kollegen für ihre Bereitwilligkeit, meine bessern Compositionen des Vormittags mit mir durchzuspielen, nicht anders belohnen, als wenn ich des Nachmittags mit ihnen spiele. Zuletzt vergessen Sie auch nicht, daß in der Musik Alles auf den Charakter ankommt. Musikalische Phantasien sind recht gut; allein Alles, was spricht in der Musik, ist noch besser. Sprechende Musik ist Tanzmusik, Opernmusik. Jemehr sich die Musik dem Worte nähert, und doch selbst so unendlich verschieden vom Worte ist, desto belebender ist ihre Wirkung, während doch auch an der himmlischen Unendlichkeit ihres Wesens nichts verloren geht. Das Volk muß für gute Musik erzogen werden, und ich versichere Sie, der Zehnte weiß nicht was er will, wenn er sagt: „Mir gefällt diese oder jene Composition."

Ich gestand ihm, daß es mir so ginge, und ich darum auch so oft gegen die Musik Zweifel gehegt hätte, weil man ein Eingeweihter sein müßte, um sie zu verstehen.

„Glauben Sie das nicht," widersprach Ferdinand. „Für den Laien ist einmal die Berechnung der Musik, auf den Laien muß es ankommen. Das Gedicht wird erst Gedicht, wenn es der Hörer mit der Prosa des Lebens vergleicht. Für den Poeten selbst gibt es keine Poesie, weil er von der Poesie zehrt und sich nährt, weil die Poesie sein tägliches Brod ist. So ist es auch mit der Musik, von welcher es lächerlich wäre zu behaupten, daß sie bloßes Gefühl, und nicht eben auch Produkt des Gefühls wäre. Wie jedes Tonstück seine innere Regelung hat, eben so muß es etwas Fertiges und Objektives sein und muß dem Laien mit eben so viel Anregung gegenüber treten, wie ein Gedicht oder ein Marmorbild. Dasjenige aber, woran es uns eigentlich mangelt, ist die Erziehung zur Musik. Man putzt den Leuten nicht die Ohren rein. Sie haben über dem Trommelfell noch manche andere dicke Felle, welche ihnen in frühester Jugend aufgestochen werden sollten. Wäre ich Erzieher, so würd' ich bei den vorgetragenen Musikstücken immer darauf sehen, daß sie entweder Entschlüsse oder Gedankenreihen weckten. Jede Tonart ist auf eine eigene Seite des menschlichen Gemüthes berechnet. Durch eine kleine Verschiebung der Vorzeichnung wird aus dem Schmerze wilde Begier, aus der Begier Grausamkeit, aus der Grausamkeit Wahnsinn, aus dem Wahnsinne Weinen u. s. f. Auf das Errathen dieser Empfindungen käm' es an, um den Sinn für die Musik zu beleben. Ich würde eine Sonate vorspielen und dann fragen: Woran hast Du gedacht? Woran Du? Woran Du? Ich würde meine Schüler veranlassen, einer ihnen vorgespielten Composition Worte unterzulegen. Sie würden da bald lernen, wie toll es ist, wenn Rossini einen Walzer aufspielt, und dies die

Begleitung zu dem Röcheln eines Sterbenden sein soll. Ginge das mit Gewissenhaftigkeit so fort, wäre dies System, nämlich Volksunterricht und nicht etwa eine einzelne Logier'sche Methode, so würde sich die ungeheure Notensaat, mit welcher die Welt seit 40 Jahren überwuchert ist, verlieren, und es bald unmöglich sein, so viel Sachen zu componiren, die, um es kurz zu sagen, auf gar Nichts hinauskommen."

Ich fragte ob der Musiker auch einen Prüfstein hätte, eine Musik, die er nicht spielt, sogleich richtig beim bloßen Lesen der Noten zu prüfen? „Natürlich," antwortete er recht treuherzig. „Sie nehmen ein Gedicht, einen Aufsatz, einen gedruckten oder geschriebenen Aufsatz zur Hand, und sehen augenblicklich, daß da ein orthographischer Fehler ist, hier eine Interpunktion fehlt, hier ein schlechter Reim ist; Sie sehen auch bald, ob das Ganze wässerig oder feurig ist. Eben so in der Musik. Quinten und Octaven sind leicht erkannt, dummes Kindergeschnörkel ist von einer sichern Handschrift bald unterschieden. Manches ist auch sehr korrekt geschrieben, hat aber keinen Inhalt; Manches hat sogar einen guten Styl, aber die Gedanken fehlen. Manches Notenstück ist voll von genialen Einfällen, aber sie liegen dicht neben einander ohne Verbindung, ohne Klarheit; sie haben keinen Styl. Selten ist es, daß die Idee groß ist, das Wort angemessen, die Periode rund gebaut und der Duft, der auf dem Ganzen liegt, frisch und recht aus der unmittelbaren Anschauung dessen, was man sagen will, hergenommen. Zeigen Sie mir irgend ein Notenstück; ich sage Ihnen gleich, ob es von Schiller oder Goethe, von Wieland oder Clauren geschrieben ist."

Oben im Saale hatte es schon geklingelt. Er hatte kaum noch Zeit die letzten Worte auszusprechen, und ließ mich wäh-

rend des nächsten Tanzes allein. Der Garten, in dem ich saß, war voller Gäste, die sich um schwarze, vom Regen halb verfaulte Tische herumgesetzt hatten und aus ungeheuren Kannen den Kaffee tranken, den sie sich selbst gegen Bezahlung der Milch und des Holzes hier gekocht hatten. Obgleich mich oben der Tanz, hinten die fallenden Kegel störten, so fiel mir doch schmerzlich eine Zeit auf's Herz, wo ich jünger und lebensfroher als jetzt, in ähnlicher Lage gewaltet hatte. Mich überwältigte die Wehmuth der Erinnerung. Ich legte still mein Tuch zusammen und schickte mich zur Rückkehr an. Da stürmte Ferdinand von Oben herunter, umschlang und zog mich in das Gebüsch hin. Ich wehrte ihn zurück, mußte es mit der größten Anstrengung thun und weiß nicht, ob ich erschrak oder froh war, als in demselben Augenblicke Philipp über einen Graben sprang, der den Garten des Schützenhauses vom Felde trennte. Als mich Ferdinand los ließ, und seines Bruders ansichtig wurde, war sein Lachen aus Verlegenheit und Trotz so eigenthümlich gemischt, daß es komisch und schrecklich zu gleicher Zeit klang. Doch Philipp schien es nicht so nehmen zu wollen. Mein Sträuben hatte ihm Muth gegeben, und seine ganze Entrüstung niederkämpfend, drückte er seine geballte Faust an Ferdinand's Stirn und sagte kaum hörbar: „Ich bring' Dich um!" Als Ferdinand darüber lachet, konnt' ich im Nu alle Finger von Philipp's weit ausgeholter Hand auf seiner Wange sehen, Philipp gab sich einer Rohheit hin, die plebejisch war. Alle die im Garten waren, kamen herbei, der Wirth, der Tuchmacher, alle Mitglieder der Journalklubbs, der Gensdarme, und Niemand wagte der fürchterlichen Mißhandlung Einhalt zu thun, welcher hier der Liebling der Stadt ausgesetzt war. Ferdinand

schäumte vor Wuth und stöhnte aus seiner blutrünstigen Lage auf: „Nehmt ihn, nehmt ihn!" und raunte knirschend dem Gensdarmen zu ohne Sinn und Zusammenhang: „Wilddieb, Wilddieb!" Philipp, dies hörend, sprang auf's Neue gegen ihn ein, doch der Gensdarme hielt ihn fest, und bemächtigte sich seiner mit Hülfe der Uebrigen. Der Diener der Gerechtigkeit führte jetzt das große Wort, weil die Scene durch Ferdinand's Entdeckung eine andere geworden war, und rief einmal über das andere aus: „Was wird der Graf sagen, was wird der sagen!"

Alle Forsten in der Umgegend nämlich gehörten einem reichen Grafen, und da man Anzeigen genug hatte, daß der Wilddiebstahl in ihnen völlig organisirt war, so standen auf die Entdeckung eines Waldfrevlers so große Summen, daß der Gensdarme wahrscheinlich bei sich dachte: „Erstens zahlst du jetzt dein Pferd ab, was dir nur vorgeschossen ist. und für's Zweite kommen deine Zulagegelder in die Remontekasse, so daß du in einem Jahre nicht nur dein altes Pferd verkaufen kannst, sondern auch schon wieder ein neues hast!" Man arretirte Philipp.

Ich habe Philipp, wie seinen Bruder nur wiedergesehen auf kurze Augenblicke. Von dem Erstern erfuhr ich, daß ihn der Graf, der keine Patrimonialgerichtsbarkeit mehr besaß, der Landesbehörde ausgeliefert hatte. Ich erfuhr später sein trauriges Schicksal, daß er zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt war. Was hinter Philipp's Kommen und Gehen, hinter seinem langen Ausbleiben und nächtlichen Verkehren im Hofe gewesen war, sah ich nun wohl ein. Ob man gleich in seiner Behausung selbst kein Wild antraf, so wurde

er doch überführt, daß er dessen genug im Walde geschossen und durch den Handel damit sein Leben gefristet hatte. So eigenthümlich aber ist das Urtheil des Volkes, daß Niemand in Philipp's Handlungen ein Verbrechen, sondern nur darin daß es entdeckt wurde, ein Unglück finden wollte. Der alte Gerichtshalter in der Stadt, den ich oft über diese Sache sprach, sagte: „Nur das schlechte deutsche Recht setzt den Armen einer Strafe aus. Nach römischem Rechte wär' er frei, denn da heißt es: Alles Gethier auf dem Felde, in der Luft und dem Wasser ist Gemeingut und kann erlegt werden von Jedem der will. So waren die Alten, die unsterblichen Alten! Das nannten sie Völkerrecht."

Von der tiefsten Reue aber war Ferdinand ergriffen. Er wagte nicht mehr, sich meinem Anblicke auszusetzen. Er wurde der eifrigste Vertheidiger seines Bruders und bemühte sich seinen schlechten Angeberstreich dadurch zu verwischen, daß er vor Philipp's Schicksal gar keine Furcht zeigte, sondern behauptete, die ganze Sache würde auf einen kleinen Denkzettel hinauslaufen. Doch innerlich sah ich wohl, wie ihn Angst und Gewissen quälte. Es war mir rührend zu sehen, wie gierig er zuweilen einen Blick von mir zu erhaschen suchte, einen Blick, durch welchen er wünschen durfte, in den Bund besserer Seelen aufgenommen zu werden. Seither bewohnte er wieder sein kleines Kämmerchen im Hause der Mutter und musicirte mit seinem gewohnten Eifer. War ich im Garten, so sah ich ihn wohl oft durch die kleinen Gardinen seines Fensters blicken, oder stieg ich hinauf in mein Zimmer, so mußte er irgend eine Bewegung vornehmen, die ich hören sollte; er mußte die Thür aufklinken, oder drinnen etwas fallen lassen, weil es ihn peinigte, in meiner Nähe stumm

zu sein, oder weil er hoffte in sich selbst damit Etwas übertäuben zu können.

Für mich selbst war aber mein Entschluß bald gefaßt. Ich wollte um jeden Preis versuchen, ob man Philipp's Schicksal durch einen die Treue seines Charakters schildernden Einspruch nicht mildern könnte. Ich wollte überhaupt versuchen mich aus meiner ungeschickten Lage zu befreien, da wahrlich in der Welt nichts so ungeschickt sein kann, als eine Anordnung, die von niedrig gestellten Menschen ausgeht und mit der sie eine Lage wiedergeben zu können glauben, welche nur den in der Gesellschaft Begünstigten zu blühen pflegt. Ich trug all mein Gepäck zusammen, miethete mir ein kleines Fuhrwerk und entschloß mich, auf den Schauplatz meiner früheren Leiden und Freuden zurückzukehren. Ein Gesuch beim Minister für Philipp war dasjenige, was ich schon dramatisch in meinem Vorsatz ausführte. Von der alten Frau war es schwer Abschied zu nehmen. Sie lachte als ich kam und lachte als ich ging. Sie war so sehr von allen Begriffen verlassen, daß sie ohne Falsch mir sagen konnte, wie angenehm es ihr wäre, daß ich jetzt ihr Haus verließ. Sie that dabei, als erwiese sie mir einen Freundschaftsdienst. Ferdinand stand oben am Fenster und grüßte mit Weinen und leisem Kopfnicken, als ich eben meinen Wagen bestieg. Hier mein kleiner Koffer, dort eine zusammengedrückte Hutschachtel, nur einige leichte Silbermünze in der Tasche, hinter mir ein Bund Heu für das magere Pferd, ich selbst schwankend auf einem kleinen Brett, das nur über die beiden Lehnen der Kalesche übergelegt war, so fuhr ich früh Morgens einer Zukunft entgegen, die unerklärlicher und räthselhafter war als jemals. Am Ende der Stadt hatte der Kutscher seine

Peitsche in das Geschirr des Pferdes verhauen und mußte absteigen, um sie wieder loszubinden. Wir waren am Schulhause der Stadt, wo die liebe Jugend eben das Lied sang: „Wir Kinder, wir schmecken der Freuden recht viel.“ Sie hatten zu tief angefangen und erhoben nun, da sie keine Brust mehr hatten, um die tiefen Noten hervorzubringen, ihren Gesang um die Oktave höher, welches in Elementarschulen eine oft vorkommende komische Erscheinung ist. Mir trieb aber diese Erinnerung an das Haus meines Vaters heiße Thränen aus. Ich hüllte mich in ein altes graues Umschlagetuch, welches ich auf der Reise (ungesehen von Arthur!) wohl tragen durfte. Der Pfarrer lustwandelte durch das Feld und grüßte mich mit einem herzlichen Blicke. Später sahe ich auch den jungen Seminaristen, der Philipp's Bruder vertreten hatte und der sehr kränklich war. Er saß auf einem Steine, einen Krug Mineralwasser vor sich, den er zuweilen an den Mund setzte. Gerechter Gott! Ist dies deine Welt? Lernt man so das Menschenleben kennen? Hier Schmerz, dort Reue; hier Furcht, dort Siechthum! Tausend kranke Empfindungen und noch kränkere Ideen! Und dazwischen bellt ein Hund, schüttelt sich das Laub einer Pappel; dazwischen drängt sich die zinnerne, eiserne, steingutne, hölzerne, heilige Alltäglichkeit!

In der Residenz angekommen, besaß ich gerade noch soviel, um den Träger bezahlen zu können, der mir meine Sachen in eine finstere und abgelegene Kammer eines Hinterhauses schaffte; denn Vater und Mutter aufzusuchen, die Geschwister anzusprechen, dessen war ich in meinem Elende nicht fähig. Ich suchte mir weibliche Arbeiten zu verschaffen und gewann damit soviel als ich zu meinem Unterhalte brauchte.

Weißt Du, Arthur, daß ich ein kleines verlorenes Stübchen in dem Hofe des Hauses bewohnte, wo Du nach vorn hinaus Deine glänzenden Zimmer aufgeschlagen hattest? Ich erfuhr dies, als mich ein Mädchen an der Hausthür bat, ihr die Adresse eines sauber geschriebenen Briefes, den sie in der Hand hielt, vorzulesen; sie war an Dich gerichtet und lautete auf die Wohnung, die wir zusammen hatten. Wie geizte ich danach, Dich einmal zu erblicken! Aber Du schwärmtest Tag und Nacht. Licht hab' ich an Deinem Fenster nie gesehen, aber es wohl noch gewagt wie ehemals, wenn es offen stand, Dir eine todte herbstliche Aster hineinzuwerfen!

Von meiner Absicht, den Minister zu besuchen, kam ich nicht ab. Ich ließ mich eines Morgens bei ihm melden und wurde sehr eingeschüchtert als ich sah, daß er einen Besuch vor mir annahm, ohne die Thür zu schließen. Ich fand nämlich im Vorzimmer einen jungen Mann, dessen stark ausgeprägte jüdische Physiognomie mir besonders auffiel. Er schien, indem er auf den Abgang eines noch im Zimmer des Ministers befindlichen Besuches wartete, sehr in Gedanken vertieft, musterte mechanisch die rings ausgehängten Gemälde und schien auf mich kein besonderes Augenmerk zu haben. Der Fremde hatte einen ganz gelben Teint, entweder schwarze oder tiefbraune Augen, und war bis ins Wilde mit pechdunkelm Haar und Backenbarte bewachsen.

Seine Kleidung verrieth zu gleicher Zeit geniale Nachlässigkeit und nicht weniger beabsichtigte Eleganz. Seine Haltung war gebückt, indem aber gleichsam seine Augen dem Kopfe um einige Fuß voraus waren, so thätig lugten sie in die Weite hinaus. Weiße Glacéhandschuhe streifte er, um Falten zu vertilgen, über die Finger und riß sie dabei ent-

zwei, worüber ich lachen mußte. Er sah mich an und schien mich fragen zu wollen: was ich lachen könnte? Sogar durch den Blick war es mir als schimmerte die jüdische Geberde hindurch. In dem Augenblicke aber öffnete sich die Thür, der junge Mann schlüpfte hinein, wollte sie wieder zumachen, wurde aber daran verhindert durch Jemand, der sagte: „Ich weiß bereits, was Sie mir zu sagen haben, und fürchte, daß Sie es für ein Geheimniß halten; erlauben Sie also, daß ich die Thür offen lasse!"

Hiedurch konnt' ich ein Gespräch mit anhören, das ohngefähr folgendermaßen geführt wurde.

„Woher kommen Sie jetzt?"

„Aus Halle, Ew. Excellenz."

„Und Sie wünschen?"

„Vergessenheit für Etwas, das mich selber reut."

„Sie bereuen, weil Sie sich die Folgen nicht gedacht hatten?"

„Gewiß nicht. Ich bereue, weil ich einige Partien von der Welt noch nicht kannte."

„Statt daß Sie die Welt kennen müßten, um Autor zu sein, scheinen Sie Autor sein zu wollen, um die Welt kennen zu lernen?"

„Erfahrungen werden auf verschiedenem Wege gesammelt, es kommt nur darauf an, ob sie ernsthaft sind."

„Ich zweifle an Ihrem Ernste. In Ihrer Schrift wenigstens springen Sie vom Pathetischen zum Komischen sehr leicht über. Es sind nicht die Grundsätze, die uns daran mißfielen, sondern die wunderlichen Lichter, die Sie darauf gesetzt hatten. Solche Grundsätze wie die Ihrigen zerplatzen bald. Sie, mein Lieber, sind nichts als ein Mann des

Styles, und schreiben deshalb gegen uns, weil der Angriff immer angenehmer zu lesen ist, als die Vertheidigung."

„Sie beurtheilen eine Zeitrichtung, und indem Sie mich ihr einverleiben, haben Sie Recht, ich aber auch nicht gänzlich Unrecht. Ich bin aus jener neuern Schule hervorgegangen, welche man mit dem Namen der Heine'schen bezeichnet. Glauben mir Ew. Excellenz, daß ich die Hohlheit derselben erkannt habe!"

„Sie wollen sagen, daß Sie jetzt die schlimmen Folgen derselben kennen."

„Ich will Beweise liefern, daß es nicht Furcht, sondern Ueberzeugung ist, die aus mir spricht."

„Sie wollen für uns schreiben?"

„Ist Ihnen das so neu, ist das so wenig?"

„Wir haben unter den Männern, welche sich mit Aufopferung und einem der menschlichen Natur angemessenen Ehrgeize in eine solide Staatscarrière warfen, Köpfe genug, welche eine Maßregel der Regierung oder ihr System, wenn sie ein solches hat, geschickt vertheidigen können. Ich glaube nicht, daß Vertheidigungen beim Publikum Anklang finden, wenn sie von einer Seite kommen, von welcher früher die Anklagen kamen. Dennoch setzen Sie sich, mein Lieber!"

„Ich kann nichts thun, als Ew. Excellenz auf die Lage der Dinge in Deutschland aufmerksam machen. Was die Regierung bedarf, ist kein einzelner Aufsatz, sondern eine ihr unausgesetzt gewidmete literarische Thätigkeit. Man hatte Männer dieser Art, welche sich den Kampf gegen die Revolution zur Lebensaufgabe machten. Wir hatten Gentz, Adam Müller, Pfeilschifter, wir haben noch Einige, welche Ihnen

bekannt sein werden. Glauben Sie, daß Männer dieser Art unter den jetzigen Umständen noch wirken können?"

„Gewiß nur wenig; denn der beste Kampf gegen die Revolution, der beste Ersatz der Garantien, welche die Revolution verlangt, sind weise berechnete Maßregeln, sind die begünstigten Fortschritte der Industrie und des Handels, sind die Beförderungen der Wissenschaft. Diese Thatsachen sprechen für sich selbst, und lassen uns jeder offiziellen Polemik, die immer etwas Mißliches ist, entbehren."

„Vollkommen wahr; aber selbst das Gute das man thut, darf in unserer Zeit nicht mehr nackt hingestellt werden. Sie können die Gesinnung des humansten Regenten vertreten, und werden dennoch, wenn Sie unsere Zeit in dem Sinne nämlich verstehen wollen, darauf bedacht sein müssen, dieser Gesinnung die richtigen Anknüpfungspunkte zu geben. Ihre weisen Maßregeln müssen nicht blos beglücken wollen, sondern auch sprechen können. Sie müssen sagen: Dazu sind wir da, dies oder jenes wollen wir setzen! Die Regierung bedarf keiner Apologie, aber sie bedarf einer Dialektik, die ihr vorarbeitet und dasjenige verknüpft, was sie von ihrem Systeme nur Vereinzeltes ausführen kann. Und dennoch möchten schwerlich die genannten Publizisten diese Dialektik besessen haben."

„Ich habe immer geglaubt, daß es in der Politik darauf ankommen muß, sich nicht blos der Theilnahme, sondern des Enthusiasmus zu versichern. Die Regierung hat eine Zeitlang mit dem Enthusiasmus gemeinsam gehandelt. Allein wohin wäre sie gerathen, wäre sie ihm gefolgt? Sie können sich wohl erklären, daß seither alle Exaltation ihr widerwärtig gewesen ist, und sie keine Verbindung so sehr von sich wies, als die mit der Literatur."

„Das ist ein Unglück, Excellenz! Sie müssen die Literatur wieder zu erobern suchen. Sie müssen es möglich machen, daß auch für das System des Widerstandes eine Begeisterung sich regt, und ich versichere Sie, daß im Lager der Opposition selbst eine Meuterei ausbrechen kann, welche die feindlichen Fahnen zu Ihren Füßen legt."

„Das ist mir nicht auffallend; denn was sahen wir denn? Junge Leute, die noch nicht in die Jahre gekommen sind, sich an regelmäßige Verhältnisse zu gewöhnen, deren Feder so lange von der Leidenschaft die Farben borgte, bis sie wieder hingehen müssen und auf's Neue studiren. Ich bin so sehr von der ächten Wissenschaftlichkeit eingenommen, daß sie auch dieser widerspenstigen Literatur, welcher Sie, mein Lieber, bisher angehört haben, einen neuen Stoß geben könnte, einen Stoß der zur Besinnung brächte, falls man nämlich die Herren für die Wissenschaft gewönne!"

„Um Vergebung; wer diese Dinge näher in Augenschein genommen hat, kommt darauf hinaus, daß man sich selbst auf einer Affektation ertappt. Ich habe als Student" —

„Sie sind Jude?"

„Allerdings. Ich habe als Student allerlei Studien die Kreuz und Quere getrieben. Ich disputirte über die neuste Philosophie, und kam leider durch die Eitelkeit, mich gedruckt sehen zu wollen, in die Sphäre einiger Lokaljournalisten hinein, welche, gleichfalls meines Glaubens, sich besonders mit der Theaterpolemik beschäftigten. Von da ging ich in eine durch ihre literarische Industrie berühmte Handelsstadt, und arbeitete für die Ideen, welche kurz nach der Julirevolution sich über Süddeutschland verbreitet hatten. Der buchhändlerische Spekulationsgeist machte meine liberalisirende Feder

flott. Ich schrieb ein Politisches Büchlein für die Deutschen, und gab darauf jene Bilder und Zustände heraus, deren Schicksal mich veranlaßt hat, mich zu besinnen und einen andern Weg einzuschlagen. Was man, um für die Regierung schreiben zu können, erfahren haben muß, das ist die Gedankenlosigkeit, mit der man als moderner Autor Niedriges und Hohes verknüpft, das ist die Affektation, in welche man sich hinaufschraubt, um so originell zu sein, als das Publikum von der Originalität einer neuen Schule verlangt."

„Sie können jetzt in der Mitte der zwanziger Jahre sein, mein Lieber, und sollten doch bisher zuweilen erröthet sein, wenn Sie für Etwas schrieben, wofür Sie nicht lebten."

„Sie urtheilen zu streng! In den Jahren wo ich mich befinde, überwiegt die Form. Der Inhalt ist gleichgültig und wird es um so mehr, je weniger er die Form begünstigt."

„Sie sind der Form mächtig. Ich kenne Ihre abspringende dem Zeitgeiste so zusagende Schreibart. Sie brauchen die rechten Bilder, sind süß und sauer wo es gerade am rechten Orte ist. Wenn an Ihnen Etwas Verbrechen ist, so sind es weniger die durch Ihre Excentrizität unschädlichen Ansichten, als Ihr Styl."

„Das ist es. Diesen müssen Sie erobern. Mit denselben Bildern, mit demselben Heinianismus humoristischer Sentimentalität müssen Sie das System vertheidigen lassen, welches früher mit jenen Mitteln angegriffen wurde. Wenn ich auch für die Andern dieses Genre's nicht gutsagen kann, so bin ich bereit, das Meinige zu thun."

„Sie kommen mir wie ein Soldat vor, der einen blauen Rock mit rothem Unterfutter bei dem einen Fürsten trägt,

und wenn er bei dem Andern dienen will, nichts zu thun hat, als seinen Rock umzukehren; dann hat er einen rothen Rock mit blauem Unterfutter. Sie stimmen mich zum Scherze, da Sie zu glauben scheinen, in Ihrer Feder läge das Schicksal der Welt."

„Ich weiß nicht, ob Sie als Vertreter gewisser Regierungsmaximen einen Mann so beiläufig betrachten dürfen, der sich anheischig macht, diese zu vertheidigen."

„Ich hindere Sie ja nicht. Sprechen Sie Ihre Ueberzeugungen aus!"

„Ich werde noch mehr thun als mich aussprechen. Ich werde danach streben eine Stellung zu gewinnen, wo ich einen unausgesetzten Kampf zu führen habe. Ich will vom Liberalismus beweisen, daß er die Menschheit in eine Rechnungsmaschine todter Begriffe verwandelt. Ich will versuchen, ob man nicht das historische Recht mit ein wenig mehr Poesie vertheidigen kann, als bisher das Vernunftrecht vertheidigt wurde. Es gibt in der Geschichte Nichts, was aus dürrem Sande hervorgewachsen wäre; sondern Alles was gedeihen will, muß seinen fetten historischen Boden haben. Man muß aber über diese Vertheidigung des Vernunftrechts noch hinausgehen auf die sogenannte neue Schule selbst, und muß deren Widersprüche aufdecken. Ich wenigstens will nachweisen, daß die neue Schule sogar den Liberalismus haßt, weil dieser in der That doch immer einige Dinge hat, die er der Kirche und dem Staate lassen will. Weit verwandter ist diese moderne Destruktion aller Verhältnisse mit einigen über der politischen und moralischen Versumpfung Frankreichs aufgeschossenen Wasserblumen sogenannter socialer Theorien, mit St. Simon, mit Fourier. Ja ich kann sogar nachweisen, daß

es darunter einige Köpfe gibt, welche recht gern zu einer Theokratie im Sinne Lamennais' ihre Stimme gäben. Dieses Chaos von Meinungen ist da; eine weiche knetbare Masse, die man bald spitz, bald rund, bald eckig formen muß, um ihr zu beweisen wie unhaltbar sie ist. Ich will dies thun. Ich will, da ich gewohnt bin, mich der Gedanken und Redeformen der neuen Schule zu bedienen, mein innerstes Eingeweide herauskehren und dasjenige was ich selbst nur denken kann, immer so hinstellen als dasjenige was man bekämpfen muß. Jede Partei hat etwas von Affektation, aber ich werde sie nur meinem Gegner zuschreiben; ich werde beweisen, daß er anders denkt als er schreibt, daß er sich von einer Ideenverbindung tyrannisiren läßt, die er gern abwürfe, wenn er den Muth dazu hätte, nämlich den Muth vor der Partei. Und dies Alles werd' ich in keinem größeren Werke thun, sondern in anonymen Zeitungsartikeln; werde mir wie ein Maulwurf bald hier bald dort Luft geben, und nicht in der Form des Angriffs, sondern in der des Ueberfalls und Hinterhalts. Vor allen Dingen gehört, um hier etwas Gediegenes zu erreichen, eine offizielle Maske dazu. Ich muß sagen können: Man geht damit um, man hat sich entschlossen, es ist im Werke! Wenn es auch nur heißen soll: Es ist wünschenswerth, es ist leicht möglich, es ist mein guter Rath! Besonders kommt es darauf an, einen festen Standpunkt über die auswärtige Politik zu behaupten. Man muß immer mit Schlachten bei Roßbach drohen; man muß sich nicht fürchten, eine förmliche Revolte aller auswärtigen Journale auszuhalten. Zuletzt muß man sich an die Ausdrücke gewöhnen, welche in den neueren Censuredicten vorkommen. Man muß von einem Buche, das etwas frei, etwas subjectiv, kurz etwas modern

geschrieben ist, sogleich sagen: Dies Buch ist in einem schlechten Geiste geschrieben! Es muß gar nicht darauf ankommen, diesen Geist zu analysiren, zu beweisen, warum der Geist eigentlich nicht schlecht, sondern nur unbrauchbar ist; sondern man muß aus einer Sache der Politik sogleich eine Sache der Moral machen. Eben so muß man sich an den Ausdruck falsche Lehren gewöhnen. Denn es ist zu weitläufig, nachzuweisen, daß sich diese oder jene Idee da oder dorthin verzweige. Man muß durchaus nicht thun als wenn irgend Etwas in Frage gestellt werden könne. Man muß das herrschende System die Wahrheit nennen, und ihre Widersprüche nicht mehr für Irrthümer, sondern geradezu für falsche Lehren ausgeben. Falsche Lehren, schlechter Geist, sind kategorische Ausdrücke, die Alles umfassen, was man an den Erscheinungen der Zeit in ihren einzelnen Mißlichkeiten und Bedenklichkeiten fest anatomiren müßte."

Nach einer Pause, während welcher ich nur das Kritzeln einer Feder hörte, hieß es: „geben Sie dies Billet bei der Kasse des Ministertums ab".

Der gelbe Israelit mit dem schwarzen Haar und dem krummen Rücken schoß an mir vorüber, und ängstlich folgt' ich dem Winke des Ministers in sein Zimmer. Der Mann war sehr erschöpft; seine lange hagere Gestalt streckte sich auf dem Sopha neben mir. Er schien abwesend und sagte ohne meine Bitte vielleicht gehört zu haben: „Es wird sich schon machen lassen." Als ich darauf fortfuhr, unterbrach er mich und sagte: „Meine Liebe, drücken Sie das Alles schriftlich in einer Bittschrift an den Fürsten aus, und wollen Sie sie mir dann anvertrauen, so denk' ich wohl, daß sich etwas wird machen lassen." Dabei erhob er sich; ich verließ

das Zimmer so still als ich hineingekommen war. Er lächelte mich wie ein Glückwünschender an, und dennoch mußt' ich auf der Treppe stehen bleiben, weil mir eine Ohnmacht über die ausgehaltene Spannung über die Augen zog. Ein ausbrechender Thränenstrom half mir, und selbst die kalte Herbstluft draußen hatte nicht Kraft und Gewalt genug, die Nässe auf meinen Wangen zu trocknen. Als ich nach Hause kam, warf ich mich erschöpft auf meinen einzigen hölzernen Stuhl, der in meinem Zimmer stand. Später that ich Alles was mir der Minister gerathen hatte. Es half aber nicht viel, da ich meine Bitte für Philipp weder als Gattin noch als Schwester, noch als verlobte Braut motiviren konnte. Es war unwiderruflich, daß er ein ganzes Jahr in Verhaft bleiben sollte. Ich kann wohl sagen, daß die Theilnahme für ihn nur eine eingeredete, keine empfundene war; doch soviel sah ich wohl, daß ich mir Hülfe schaffen mußte um nicht unterzugehen. Alle meine Empfindungen waren in einer gereizten Stimmung. Die Verwandten hatten mich aufgegeben. Die Schwester war auswärts verheirathet, der Bruder studirte auf einer fremden Universität, der Vater rang schon seit längerer Zeit mit dem Tode. Ich entschloß mich endlich ein Anerbieten anzunehmen, das auf meine Fähigkeiten berechnet schien. Ich wurde Erzieherin.

Viertes Buch.

Arthur harrte im Vorzimmer des Ministers. Der Chef wollte mit seinem jungen Sekretär ausfahren. Ein dringender Besuch schien den Ausbleibenden zurückzuhalten. Arthur ging voraus, lehnte sich auf das Geländer der Treppe, ging unten in der Hausflur auf und ab, trat endlich auf die Straße, wo die Pferde, ungeduldig wie er, schon seit einer langen Zeit stampften; Herr von Magnus, der Minister, ließ lange auf sich warten. Endlich eilte ein junger Mann aus dem Hause, den man wegen seines gelben Teints allgemein den Aegyptier nannte. Es währte nicht lange, so kam der Minister und stieg mit dem Harrenden ein. Wie sie um die nächste Ecke bogen, zog der Aegyptier noch einmal seinen Hut, drollig, gleichmüthig, die Hände in den Hosentaschen.

Ein freundlicher Park nahm das leichte Fuhrwerk auf, eine süße, milde Luft wehte den Fahrenden entgegen, der Minister wischte sich den Schweiß von der Stirn und antwortete noch immer nicht, ob ihn gleich Arthur gefragt hatte, ob denn seine Relationen mit dem conservativen Aegyptier in der That so eng wären, als man nach diesem Gespräche vermuthen möchte.

Das Rasseln des Wagens auf dem Steinpflaster mochte in der Stadt die Frage übertönt haben. Draußen wieder=

holte sie Arthur und erhielt die Antwort: „Mein Lieber, ich kann Ihnen wohl im Vertrauen gestehen, daß die heutige Art, regieren zu müssen, alle meine bisherigen Begriffe über Staatskunst verwirrt. Mein Trieb war auf einen allmäligen Fortschritt in nützlichen Reformen gerichtet, und ich überzeuge mich selbst, wie nothwendig es ist, daß die Staatsmaschine mit allen Kräften, die ihr zu Gebote stehen, gehemmt wird, daß ein absoluter Stillstand der natürlichen Bewegung und des selbst sich entwickelnden Organismus eintreten muß, damit man wenigstens den Augenblick behauptet und sein überliefertes Besitzthum rettet."

Arthur hatte längst seine jugendliche Schwärmerei aufgegeben und sie mit einem Indifferentismus vertauscht, der, wenn er dazu kam seine Meinung zu sagen, am liebsten die Meinung — des Gouvernements sagte. Arthur hoffte Beförderung. Er sagte auch deshalb: „Wer an der äußersten Grenze steht und die meiste Macht hat, parlamentirt gern oder bescheidet sich, nur einen Theil von ihr zu gebrauchen. Wellington wird niemals einem so reinen Torysmus folgen, als wozu ihm diejenigen seiner Partei rathen, die hinter ihm stehen und keine Verantwortlichkeit tragen."

„Nein, mein Lieber," entgegnete Herr von Magnus; „es ist nicht Scheu, die mir meine Stellung unbehaglich macht, sondern eine wirkliche Ueberzeugung. Mit welchen Begriffen bin ich in die politische Carrière eingetreten? Mit Begriffen der Freiheit und des Kampfes gegen fremdländische Usurpation. Meine Studien fallen in eine Zeit, wo die Staatswissenschaft zum ersten Male in eine Berührung mit den Institutionen Englands kam, in eine Zeit, wo man sich mit Edmund Burke von der französischen Revolution zwar ab-

wandte, aber dafür auch die englische Staatsraison, die Vorzüge einer auf gesellschaftlichen Vertrag gegründeten Verfassung in seine polischen Vorstellungen einsog. Ich bin mit dem Enthusiasmus groß geworden, den die Werke Adam Smith's erregten und habe mit Entschlossenheit an dem Kampfe Theil genommen, welchen das System des großen Schotten mit dem Egoismus, mit der feudalistischen Verdächtigung, mit dem Fanatismus der theoretischen Physiokraten und den Querelen der kleinen praktischen Gutsbesitzer führen mußte; erlauben Sie mir, zu sagen, daß alle diese Elemente meiner politischen Bildung demokratischer Natur waren. Das Reizende der englischen Verfassung ist jetzt ihr aristokratisches Prinzip geworden, damals war es die populäre Grundlage derselben, welche die strebenden Köpfe begeisterte. Die Thatsachen, welche außerdem von der damaligen Geschichte gesetzt wurden, waren nicht so gestaltet, daß man auf diesen künftigen Zwiespalt hätte aufmerksam gemacht werden können. Das neuernde Prinzip war das der Regierung; Gouverniren hieß damals aufräumen, Mißbräuche tilgen, Einheit schaffen, erziehen, beleben, erzeugen; man hatte einen Fingerzeig für Alles, was man that, eine eben so geheime wie offenkundige große Idee, die Befreiung vom fremden Joche; die Idee realisirte sich, ein Brausen und Wehen entstand, daß es eine Lust war, an den öffentlichen Vorfällen Theil zu nehmen. Ich folgte dem Heere, ich warf mich oft mitten in die Gefahr; denn für mich begann nichts Neues, sondern meinen Hoffnungen wurde die Krone eines glorreichen Endes aufgesetzt. Von diesem Gedanken begann mein doppeltes Mißverhältniß zur Zeit. Die revolutionäre Tendenz unserer Zeit datirte von diesen Begebenheiten einen Anfang; ich sah

in ihnen nur ein Ende. So zerfiel ich eben so sehr mit diesen mir verhaßten Bestrebungen, wie ich aufrichtig zugeben muß, die entgegengesetzte Tendenz der neueren Politik noch bis zum gegenwärtigen Augenblick nicht verstanden zu haben."

Arthur kam in Verlegenheit. Es war bekannt, daß Herr von Magnus der Ausdruck der höchsten Gutmüthigkeit war, daß er mit seinem guten Herzen auch gern seine Stellung durchgehen ließ und daß man längst von ihm sagte, er befände sich nicht mehr auf seinem Platze. Die Unbehaglichkeit seiner Lage verleitete den braven Mann, mit wem er nur konnte, darüber zu sprechen. Es war eine ewige Verwunderung, aus welcher ihm herauszuhelfen er die Menschen anging. Arthur war ein Freund seines Hauses, ein beliebter Gesellschafter seiner Frau, gegen ihn legte er sich also am wenigsten Zwang an. Arthur erhielt ihn lebhaft durch seine Widersprüche. Er besann sich auch diesmal nicht, ihm offen zu sagen: „Der Charakter unserer Zeit hat sich merkwürdig umgestaltet. Das entfesselte Volk fing an, sich nicht mehr als den dritten oder vierten Stand zu betrachten, sondern es feierte überall seinen 17. Juni und machte sich zur Allgemeinheit, zum Plenum. Wo blieben die Interessen der Uebrigen? Alles das zu erfüllen, was die Menge verlangt, wäre in unserer Zeit nicht einmal etwas Großes, sondern nur etwas Abenteuerliches."

„Aber um Gotteswillen," fiel Herr von Magnus mit Heftigkeit ein, „sagen Sie mir nur, durch wen man heutiges Tages etwas erzielen kann? Wer besitzt die Reichthümer, wer besitzt die Intelligenz, wer besitzt zuletzt die physische Gewalt, mit welcher sich die Staaten schützen sollen? Der Schwerpunkt aller politischen Existenz fällt in unsern Tagen auf die große Masse,

weil Reichthum, Intelligenz, ja selbst die adelige Prärogative der Ehre etwas Populäres und Allgemeines geworden sind. Wie kann man hoffen, unter diesen Umständen ein gleichmäßiges Aequilibrium von gleich berechtigten und gleich verpflichteten Gesellschaftsstufen herzustellen, wo Alles das, was der geringen Zahl des Adels ehemals dennoch das größere Gewicht gab, auf den Bürger und Bauer übergegangen ist? Sagen Sie mir um Alles in der Welt, wie wollen Sie Staaten von dem Papiere in's Leben rufen? Habt Ihr Reaktionäre nicht dieselben Träume, wie die Demagogen?"

„Erlauben mir Ew. Excellenz," entgegnete Arthur, „aufrichtig meine Meinung zu sagen. Hätte die Demagogie die Kraft, wie die Reaktion, sie würde vielleicht eben so wenig eine Thorheit sein, wie es diese ist. So lange aber die Reaktion noch über Mittel und Kräfte gebieten kann, wird sie dieselben zu zwei Absichten verwenden. Sie muß negativ und positiv verfahren. Sie muß jenen Neuerungstrieb zerstören, der in die Völkerschicksale leider durch die Regierungen selbst gekommen ist, sie muß zu gleicher Zeit nach irgend einem Schema dasjenige, was sie als Contre-Revolution zertrümmert, wieder aufbauen und überhaupt auf Positivitäten bringen."

„Recht gut!" bemerkte der Minister; „aber welch ein Schema ist zu diesem Zweck gezeichnet worden! Das ist nichts als eine sklavische Abstraktion von den veralteten Zuständen."

„Nein, eine freie Abstraktion; ein Schema, das eben so sehr der Geschichte wie dem Gedanken angehört."

„Ihre Gedanken denken nichts, als die Vergangenheit."

„Wir vertheidigen das Recht der Geschichte."

„Die Geschichte hat kein Recht gegen Diejenigen, welche täglich Geschichte machen."

„Der Fortschritt wird nicht geläugnet; allein woher die Materialien der Zukunft nehmen?“

„Nicht aus den alten Institutionen, sondern aus dem Urtheil über sie.“

„Das Urtheil schafft keine Welt, es sei denn Gottes Urtheil. Es muß Unterlagen, Bedingungen, es muß faktische Erleichterungen geben.“

„Sie wählen die rechten nicht! Die Gegenwart bietet dieselben Erleichterungen. Die Menschheit gewöhnt sich schneller an etwas Neues, als an die Nachahmung des Alten.“

„Das große Gesetz unserer Zeit ist die Freiheit. Die Thatsachen, auf welche wir dringen, sind eben so sehr Traditionen, wie Ergebnisse der Vernunft. Das ist der große Unterschied des Alten und Neuen, daß jenes gegeben war, dies genommen ist, jenes belastete, dies befreit: es sind dieselben Formen, aber sie werden in einem andern Lichte betrachtet. Das Erste ist die Tyrannei, das Zweite die Empörung, das Dritte aber die Versöhnung durch die Liebe und die Ueberzeugung.“

Der Minister schwieg, grüßte mehremal Vorübergehende, seufzte und fuhr fort: „Urtheilen Sie, wie Sie müssen; müßt Alle so! Ich kann es nicht und die Zeit mit ihren täglichen Erlebnissen wird meine Schwäche entschuldigen. Ich zittre, wenn ich den unaufhaltsamen Strom von Verneinungen überblicke, der über die Welt kommen kann. Die Vernunft zieht sich Gränzen, aber die Leidenschaft reißt sie alle ein. Die Vernunft weiß, daß sie Einiges bezweifeln darf, daß sie Manches wissen kann, das Meiste aber glauben muß; die Leidenschaft aber weiß nichts, die Leidenschaft glaubt nichts, die Leidenschaft bezweifelt Alles. Nennen Sie mir

den Moment, wo Sie glauben, daß auf dem Heerde der Verneinung, Paris, endlich ein Ende der Unruhe eintreten wird! Ich sehe kein Ende ab, am wenigsten, wenn man das thut, was die Menschen fordern, noch weniger, wenn man sie mit Bajonnetten umpflanzt. Es ist schrecklich!" — Dieser Minister bewies, daß es Zerrissene nicht blos unter den Schriftstellern gibt.

Eine Pause trat ein, während welcher der Wagen langsam die Landstraße, auf welche man kam, wenn man den Park verließ, hinunterfuhr. Jeder drückte sich mißgestimmt in eine Wagenecke. Der Minister war ein langer hagerer Mann, der immer Noth hatte, seine Beine unterzubringen. Er schlug sie gewöhnlich übereinander, auch die Arme, und senkte dabei den Kopf tief in diese kreuzweisen Verschränkungen herab. Doch jetzt erhob er ihn mit Lebhaftigkeit. Ein Wagen begegnete ihnen, dessen Schlag sich öffnete und ein bleiches Kindesantlitz herauslächeln ließ. Die langen Glieder sprangen auf, der Kutscher wurde angerufen zu halten, es war die Tochter des Herrn von Magnus, die so eben mit ihrer zukünftigen Gouvernante, Seraphine, aus der Pension kam und anhaltender Kränklichkeit wegen in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte. Auch der staubige Reisewagen hielt an, der Schlag wurde geöffnet und mit herzlichem Willkommen drückte der geistig so tief gebeugte Mann Antonien, sein einziges Kind, an sein Herz. Das kleine Wesen war krank und hatte von Natur wenig Gefühl. Sie stieg in den Wagen, wo ihr Arthur Platz machte, der sich von der plötzlichen Erscheinung Seraphinens erbebend abwandte und um Zerstreuung zu suchen in das Feld hinaussahe, wo sich leider auch nicht ein einziger Baum fand, an welchen er seine Ver=

legenheit hätte anheften können. Auch Seraphine, die Arthur nicht deutlich sehen konnte, stieg in den frischen Wagen. Arthur war hinausgesprungen und gab vor, noch einen weitern Spaziergang machen zu wollen. Herr von Magnus war viel zu sehr mit seiner Tochter beschäftigt, als daß er ernstlich versucht hätte, den erschrockenen Flüchtling zurückzuhalten.

Seraphine überließ Antonien den Zärtlichkeiten ihres Vaters, der Aufnahme bei der Mutter und zog sich auf die Zimmer zurück, welche ihr für die Zukunft angewiesen waren. Es dunkelte schon. Sie konnte sich wenig in ihrer neuen Lage orientiren. Sie hätte auch hinlänglich damit zu thun, der wunderbaren Veränderung nachzuhängen, welche auf's Neue ihr Schicksal betroffen hatte. In diesem Hause war sie als Hülfeflehende erschienen: der damals so zerstreute Mann hatte sie nicht wiedererkannt. Sie war auf's Neue in Kreise versetzt, wo sie Arthur und Edmund begegnen mußte, als eine Hingeschiedene, die Niemanden mehr in dem, was er über ihrem Grabe that, verhindern durfte. Sie wachte am nächsten Morgen mit dem Gefühle auf, welches Niemanden unbekannt sein kann, der eine plötzliche und glückliche Veränderung, die ihm Tags zuvor widerfuhr, am Morgen an den Wänden sucht und vorsichtig auf sein Gedächtniß tritt, damit er allmälig sich überzeuge, ob es denn wirklich Wahrheit sei, worüber er sich zu freuen nicht mit einem Male wagt.

Jetzt erst bemerkte Seraphine ihre anmuthige Wohnung. Sie ging nach einem Garten hinaus, den man mehr Anlage und Park nennen mußte, weil er nur spärliche Blumenbeete, meist schattige Baumpartien zeigte. Dicht unter ihren Fenstern, obgleich einen Stock tiefer, begannen riesenhafte Glas-

fenster, welche die schräge Bedachung von verschwenderisch angelegten Treibhäusern bildeten. Brennende, tropische Farben leuchteten durch die hellgrünen Fenster hindurch, die hier und da geöffnet waren, und die zierlich geordneten Terrassen, die von den seltensten Pflanzen besetzt waren, sehen ließen. Zur linken Hand war ein ungeheures Netz gezogen, unter welchem Pfauen und Fasanen ihren schlanken Wuchs und ihre Farbenpracht entfalteten. Zur Rechten gruben sich auf einer kleinen Insel Kaninchen ihre unterirdischen Gänge, während sich auf dem Teiche, der sie umgab, einige stolze Schwäne brüsteten. Man sahe, hier waltete eine eigene Liebhaberei, eine Hypochondrie, die sich von der Welt abschloß und auf ihre eigenen Schöpfungen beschränkte. Auch blieb der Beherrscher dieser Anlagen, die trotz ihres ausgesuchten Charakters etwas Düsteres hatten, da zumal der Park dicht daran stieß, nicht fern. Herr von Magnus wandelte in einem langen blausammtnen Morgensurtout durch seine Fasanennetze und tropischen Pflanzenterrassen. Eine gelbe Schnur durchschnitt den gestreckten Körper gerade in der Mitte in zwei Hälften, von welchen jede schon hinreichend gewesen wäre, die Länge eines soliden untersetzten Mannes zu bilden. Ein großes Aktenstück klemmte er unter den linken Arm, sein ostindisches Taschentuch unter den rechten. Das erstere war, weil er das letztere sehr viel brauchte, nahe daran, ihm hinten zu entgleiten. In der That entfiel es ihm, ohne daß er's merkte. Er wandelte gravitätisch seinen Gang fort, während das vielleicht wichtige Papier am Boden lag und von einigen türkischen Enten, die in die Inselkolonie gehörten, verdolmetscht wurde. Zuweilen hatte Herr von Magnus Bedürfniß sich auszusprechen. Dann rief er gewöhnlich aus

vollen Leibeskräften: „Heinrich!“ worauf ein Livreejäger erschien, der hier sowohl die botanischen wie zoologischen Funktionen zu gleicher Zeit zu versehen schien. Zuweilen hatte Herr von Magnus etwas recht derb zu erinnern, zuweilen rief er auch nur: „Heinrich,“ und wenn dieser kam, so winkte er ihm, daß es schon gut wäre und er wieder gehen möchte. Endlich führte der Zufall den braven Mann wieder auf die Stelle, wo seine Depesche von den türkischen Enten, die damit hin- und herzerrten, wahrscheinlich entziffert wurde. Wie ein Blitz schoß die lange, sonst so phlegmatische Gestalt über den vielleicht unersetzlichen Verlust her, die Enten wackelten in die Flucht, er hatte sein Papier, aber er setzte ihnen aus Strafe so lange zu, bis sie keuchend in den Teich stürzten. Nicht genug, daß die indiscreten Leserinnen diplomatischer Geheimnisse vor der Rache des Ministers hatten entfliehen müssen: nein, er drohte ihnen auch noch vom Ufer aus, sie in eine strenge Untersuchung ziehen zu wollen; er überhäufte sie mit Vorwürfen und Drohungen, unter welchen das Schlachtmesser der Küche oft genannt wurde, rief endlich sein Faktotum Heinrich und trug auf diesen seinen Unmuth und seine Zanklust über, bis er lärmend und polternd den Garten verließ. Das Lärmen der Enten und das Geschrei der Pfauen gab dieser Scene einen komischen Effekt.

Seraphine mußte herzlich lachen, aber sie hatte es bald bemerkt, daß der Minister von Magnus ein herzensguter, nur etwas langweiliger und hypochondrischer Mann war. Ihre Natur verlangte es jetzt, daß sie sich ihm mit Vorliebe widmete. Wo sie irgend ein Leiden spürte, wo sie überhaupt eine Eigenthümlichkeit wahrnahm und begriff, da mußte sie versuchen, ob sie nicht darauf wirken und mit Verläugnung

ihres eignen Wesens ihr nützen könnte. Sie malte sich den Charakter des Ministers aus, schwärmte von hochgestellten Männern, die innerlich doch recht unglücklich sein könnten, und betrachtete sich bald, durch eine ihrem Wesen unvertilgbar zum Grunde liegende Eitelkeit, wieder als den Genius, der diesem Hause gefehlt hatte. Das Leiden Antoniens aber bekümmerte sie sehr. Denn die Aerzte „gaben nicht mehr viel" für sie, wie man zu sagen pflegt; das Kind siechte augenscheinlich seinem Ende entgegen. Doch war Antonie dabei sehr lebenslustig, gierig, und überhaupt excentrisch in ihren Wünschen. Man mußte ihrer Unliebenswürdigkeit Alles nachsehen und Seraphine klagte oft darüber, daß alle ihre schönen Lehren und Lebensmaximen leider nur dem Tode gepredigt würden.

Das Unheimlichste aber im Leben ist die Ruhe und Gleichgültigkeit, welche, gleichsam als könnte nichts geschehen, einen Ort umgibt, wo doch bald recht viel geschehen wird. Man sieht der Zukunft sicher entgegen, und dennoch stemmt sich die Gegenwart mit Hand und Fuß, sich auf diese Zukunft nicht einzurichten. Ein einziges Kämmerchen gibt es oft, wo das Kommende sich schrecklich genug vorbereitet, und schon die nächste Wand glaubt nicht an ihren Nachbar, sondern ladet die Menschen ein, so unbesorgt zu bleiben, wie sie selbst, die kein Herz hat. Julie wenigstens ahnte Alles, was kommen würde, hatte aber keine Lust, sich darauf einzurichten. Sie dachte mit aufrichtigem Schmerz daran, daß die Zukunft etwas Unheimliches verbarg, sie meinte aber, daß das Leben aus so vielen Verwickelungen zusammengesetzt wäre, daß man nach den Momenten, die keine Knoten wären, geizen müsse. „Ueberhaupt," sagte sie zu Seraphinen, als

diese zu ihr herunter kam und ihrer Toilette beiwohnte: „Überhaupt muß ich Sie mit meiner kleinen Duodezphilosophie bekannt machen, aus der ich zuweilen, wie aus der Bonbonnière, eine Devise zur beschaulichen Unterhaltung nehme. Ich war längst verheirathet, meine Liebe, als ich erst mein Selbstbewußtsein bekam. Ich war schon Mutter, als mir erst ein reifes Urtheil möglich wurde. Ich war Gattin, als ich erst anfing Mädchen zu werden; und wurde mädchenhaft, als ich schon eine Tochter hatte. Ich denke nun so: Die Natur hat Recht, aber sie kann uns keine Pflichten auflegen. Alles was das Recht der Natur ist, das setzt sie tyrannisch durch und fragt uns nicht viel danach, ob wir es zugestehen wollen oder nicht. Die Natur zwingt physisch, zahllose Menschen auch moralisch; mich aber nie. Was ich der Natur geben muß, das geb' ich ihr, nämlich Alles, was ich nicht die Kraft habe, bei mir zu behalten. Aber was verlangt die Natur nicht Alles? Sie hat unsre Ehen, unsre Verwandtschaften, unsre Freundschaften, sie hat unser ganzes Dasein in Beschlag genommen und es auf einen Fuß eingerichtet, der unbemerkt auch der moralische geworden ist. Ich werde diese Moral der Umstände und der Gewohnheit niemals anerkennen, sondern mich gegen sie sträuben, so lang' es geht. Denn es steht der Natur etwas Anderes gegenüber, was ich die Freiheit nennen würde, wenn ich ein Mann wäre, und das ich als denkende Frau nur etwa den Geist, als liebende das Herz, auf alle Fälle aber den Menschen, den neuen geistigen Adam nennen kann. All mein Handeln ist Protestation gegen die Natur, all mein Denken Appellation an eine Autorität, für welche mir das rechte Wort fehlt. Ich weiß wohl, daß die Leidenschaft hier eine Rolle spielt

und daß sie nicht die reine Form dessen ist, woran ich eigentlich denke; aber sie hilft mir oft, sie bringt mich der Wahrheit, meiner Wahrheit näher, sie erleichtert den Flug und läßt mich wenigstens ahnen, was ich nicht wissen kann."

Seraphine entgegnete: „Sie nennen die Natur eine Tyrannin! Mich hat sie immer befreit. Mich schnürten die Combinationen der freien Wahl und des Gedankens ein, und was mir wieder Luft gab, war die Natur. Gesetzt, der Geist gebiert die wahre Freiheit; warum versetzt er uns in Widersprüche, die nur die Natur lösen kann? Ein Leben, das sich nach eignen Gesetzen regeln will, wird so in Verwirrung gerathen, daß es keinen Ausweg mehr findet. Lassen Sie uns das Schrecklichste nehmen: es gibt keine größere Protestation gegen die Natur, als den Selbstmord, und bis zu diesem Extreme treibt uns niemals ein natürliches, sondern immer nur ein Verhältniß, das aus übertriebenen geistigen Combinationen entstanden ist."

„Es ist möglich," sagte Julie von Magnus, „daß Sie Recht haben, weil Sie das Verhältniß umkehren. Sie brauchen die Natur als Heilmittel; Sie haben die Kraft nicht, sich von der hergebrachten Ordnung der Dinge zu befreien. Sie nahmen vielleicht zu öfterm geniale Aufflüge und bestimmen sich selbst Ihr Schicksal, sinken aber immer wieder, weil Sie sich hülflos vorkommen, auf die Ebene herab, auf die Natur, die Alles gleich macht und somit auch heilt."

Seraphine erröthete über eine so treffende Charakteristik ihres Lebens und Sinnens. Julie aber fuhr fort: „Sagen Sie mir nur, was aus den Menschen werden sollte, wenn sie immer nur das Natürliche wollten? Nicht einmal das

würde sie fördern, wenn sie den Geist blos zur Hülfe riefen, um die Natur zu ergänzen. Beide Elemente zusammenlöthen, heißt Silber durch Kupfer verdächtigen, wenn man auch eine gewöhnliche kursirende Landesmünze daraus machen kann. Waren Sie schon in einer freien Reichsstadt? z. B. in Hamburg. Sie werden hier finden, daß zwischen den verschiedenen Physiognomien der wohlhabenden Familien eine auffallende Aehnlichkeit herrscht. Die Heirathen zwischen Nachbarn und Verwandten, der Mangel auswärtiger provinzieller Einmischung, geben dem Blute keine freie Circulation mehr. Der Spielraum der freien Selbstbestimmung des Geistes ist beschränkt. Die Menschen sehen sich alle ähnlich, und ihr Colorit erblaßt. So ist es in allen Verhältnissen, wo man das Phlegma der Natur walten läßt und nicht auch jenen Lebensmotiven Zugang öffnet, für welche ich keinen Namen habe, die uns aber von der Sclaverei der Gewohnheit befreien."

Seraphine entgegnete: „Ich verachte den höhern Impuls nicht; wie könnt' ich ihn auch, da die Liebe die höchste Blüthe desselben zu sein scheint. Aber eben bei der Liebe finden Sie es ja! Man wird von ihr ergriffen wie von einer Thorheit, wie von einem kecken Einfall, der, weil er Caprice ist, von den Liebenden gern als göttliche Fügung ausgegeben wird. Aber wie drängt man nicht auch, den Bereich des Zufalls zu verlassen und seine Thorheit in die Verhältnisse, wie eine Nothwendigkeit, einzufügen! Man trieb sich in einem phantastischen Gebiete um und drängt sich wieder in den Schooß der Natur hinein, um sich mit der Wirklichkeit auszugleichen, und seinem Einfalle die rechte Weihe zu geben! So glaub' ich, sollte immer das Verhältniß der natürlichen und geistigen Fähigkeiten und Zustände sein."

Julie empfing in diesem Momente einen Brief. Sie betrachtete wohlgefällig die Aufschrift und zeigte Seraphinen die zierliche Handschrift. Seraphinen kannte sie. Der Brief mußte von Edmund sein. Als sie die Augen niederschlug, und Julie dies auf ihr angezogenes Beispiel bezog, sagte die eigenthümliche Frau: „Schämen Sie sich nur Ihrer Kenntniß der Liebe nicht! Aber ich hörte wohl, Sie kennen nur die Liebe, welche bürgerliche Tendenzen hat. Es ist wahr, die Liebe entsteht meistens durch mein romantisches Lebensprinzip und wird dann durch die Natur mit der Tradition und dem Herkommen ausgeglichen. Aber es ist nur das eitle Menschenkind mit seinen egoistischen kleinen Schlichen, das hinter dieser Erscheinung steckt. Man will sich seinen genialen Einfall sichern, man will ihn nicht davon fliegen lassen, man muß ihn also einrenken in die Gelenke des gewöhnlichen Wandels. Glauben Sie mir, man kann lieben und doch in der Region des Ursprungs verbleiben. Es gibt Verhältnisse, wo an Besitz nicht gedacht wird, wo man sich freut, unbefangen genug zu sein, um sich immer erhaschen zu können. Meine Region ist ein hoher grüner Bergwald, wo man Alles frischer und himmelsnaher hat, als in der Ebene. Mein Mann mit seinen Fasanen unterm Netz, mit seinen Ententeichen und mit seinen Treibhäusern, wo die Natur vor Ofenwärme schwitzt, um etwas hervorzubringen! Wie gesagt, ich rathe Ihnen" —

Hier verloren sich Juliens Worte und flüsterten in den Brief hinein, den sie eben öffnete. Sie lachte und war wieder ernst. Seraphine fand, daß sie sich in diese Mittheilung vertiefte, fühlte auch, wie krampfhaft es ihr das Herz drückte, daß sich hier eine Frau an den Redensarten sonnte,

die von einem Manne kamen, den sie einst geliebt hatte, und verließ das Zimmer, ohne die Leserin zu stören. Sie wußte nicht, woran sie sich halten sollte, als sie sich über die Teppiche der prachtvoll dekorirten Zimmer leise davonschlich.

Oben traf sie an einem Tische, die Feder in der Hand, ihren Zögling auf sie wartend. Papier und Lineal lagen auf dem Tische. Seraphine sollte eine historische Lektion da fortsetzen, wo sie in der Pension stehen geblieben war. Sie sprach gerade von der babylonisch-assyrischen Geschichte und quälte sich, ihrer Zuhörerin den Namen Nabopolassar richtig in die Feder zu diktiren. Seraphine wußte selbst nicht viel von dem Gegenstande. Sie flüchtete sich immer wieder in Pölitz's Weltgeschichte, wo sie den Finger bei der Babylonischen Geschichte eingeklemmt hielt, und sich rasch eine Thatsache aufschlug, während sie immer vorgab, sich nach der Orthographie der Namen umsehen zu wollen. Nach der Weltgeschichte exponirte sie die Geographie. Sie war von der Pension her im Norden Amerika's festgefroren und quälte sich, das kleine Boot ihrer Kenntnisse aus dem Eise der Baffinsbey herauszubringen, ein zweiter Kapitän Roß. Sie stieg dann ans Land und verfolgte die Hasen-, die Fuchs-Indianer, bis sie bei den wahrscheinlichen Quellen des Missisippi ankam. Hieran reihte sich eine halbe Stunde Naturgeschichte, Etwas über die Flötzgebirge, über Glimmer, Feldspath, Granit, über Säugethiere und Wallfische, kurz den ganzen Apparat, mit welchem die Bildung unserer weiblichen Jugend erzielt wird, kramte Seraphine in der Angst aus, daß dies Alles dazu gehöre, um dereinst mitsprechen zu können. Erst als Antonie vor Schwäche allmälig entschlummert war, bemerkte sie, welche Menge Fehler sie gemacht

hatte, wie sie meist immer dasjenige behauptet hatte, was in den Handbüchern bestritten wurde. Sie war sehr unglücklich und weinte, da sie sich eingestehen mußte, daß sie die lange Reihe der Xerres und Artaxerxes verwirrt hatte und eigentlich Nichts in der Welt verstünde, als einen guten und leserlichen Brief zu schreiben.

Wie sie so ihren pädagogischen Mängeln nachdachte, öffnete sich die Thür und Herr von Magnus in fertiger Toilette trat herein. Er hatte einen Stern am Rock und schien sehr gnädig gestimmt. Er küßte Antoniens Stirn und wandte sich mit vieler Höflichkeit an Seraphinen. Es fiel ihm nicht ein, daß er sie schon einmal gesehen. „Waren früher im Institut?" fragte er. „Kennen meine Tochter schon längre Zeit? Hat kein Talent, ist zerstreut, gebe aber Nichts drauf. Hauptsache ist Verstand. Können Sie Verstand lehren?"

Der Minister lachte, aber Seraphine sagte auffallend genug: „O ja!"

„Wirklich? Wie machen Sie das?"

„Verstand ist eine negative Fähigkeit," erklärte Seraphine. „Man übe seinem Zögling nur recht viele Thatsachen ein und lasse darauf eine Andeutung folgen, als wenn nicht viel darauf ankäme. Der Verständige sieht zwar ein, daß das Wissen unnütz ist; aber um dies mit Verstand behaupten zu können, muß er das Wissen besitzen."

Herr von Magnus war eigentlich nur auf dem Sprunge. Als er aber diese fast wie eine Bezüglichkeit klingende Entgegnung hörte, that er gleichsam, als wollte er Hut und Stock ablegen und setzte sich nieder. „Sie werden doch nicht glauben," sagte er, „daß die Wissenschaften einer Frau Relief geben? Wenn ein Mädchen weiß, was spartanische Suppe

war und ist doch nicht im Stande, ihrem Manne eine zu kochen! Die Erziehung der Frauen ist ganz etwas anders, als die der Männer."

Der Ton war erhitzt. Seraphine fürchtete sich, antwortete aber: „Sie muß doch eine Unterlage, eine Veranlassung haben. Man kann doch nicht erziehen ohne Unterricht, wie es keine Farben zum Malen gibt, die nicht erst kurz und klein gerieben sind."

„Dies ist auch wieder eine der Merkwürdigkeiten unserer Zeit," behauptete der Minister, „daß sie das Wissen organisirt, daß sie den Menschen vorschreiben will, wie weit man in seinen Kenntnissen gehen soll. Sogar die Mädchenerziehung wird vom Staate angeordnet. Als wenn der Staat Lust hätte, die Frauen zu emanzipiren! Ist es nicht, als wenn beide Extreme unserer Tage, das Revolutionäre und das Reaktionäre, auf ein Ziel lossteuerten? Sie verstehen mich nicht. Ich kann Ihnen aber deutlicher werden."

Seraphine sagte, daß sie nicht begreifen könne, warum Bildungselemente nicht absolute wären, warum der Frau die wissenswürdige Sache anders eingerichtet und beigebracht werden solle, als dem Manne.

„Ich bitte Sie, erlauben Sie," fiel Herr von Magnus heftig ein und drohte, da er nicht gleich den Anfang seiner Rede finden konnte, abschreckend mit der linken Hand. „Worum handelt es sich? um Mann, um Weib, um zwei Naturprodukte, die wohl verschieden sein müssen, weil sie sonst nicht bestimmt wären, sich einander zu ergänzen. Es frägt sich nun: wo ist die Einheit? Wo ist der Coincidenzpunkt? Wo läuft die abweichende Bestimmung zusammen?"

„In der Bildung," bemerkte Seraphine.

„Um Gottes Jesu willen, die Bildung ist ja blos das Mittel zu einem Zwecke. Der Zweck muß sich doch ausdrükken lassen."

„Der Zweck ist die Einheit, die Ergänzung."

„Nein, der Zweck ist — freilich die Ergänzung; aber das Mittel ist kein Stoff, das Mittel ist die Gesinnung. Psychologie — darauf kommt's an. Raisonnement, Empfindung — damit haben die Wissenswürdigkeiten nichts zu thun. Die Erziehung der Frauen muß nicht davon ausgehen, es den Männern gleichzuthun, sondern davon, ihnen etwas zu geben, was sie nicht besitzen. Der Eine muß in dem Fache des Andern Laie sein und nichts dafür besitzen, als nur die Empfänglichkeit. Eine Frau, die Alles das versteht, was ich verstehe, ist ein Hut, den ich suche und in der Hand habe. Die weibliche Erziehung soll Beziehungen auf die männliche haben, aber sie soll nicht dieselbe sein; denn was ist die Folge? Daß das Weib, unfähig, so zu fassen und zu behalten, wie der Mann, doch immer als eine zurückgebliebene Nachzüglerin dasteht, als der Ausdruck der Schwäche, während sie so gut wie der Mann die Bestimmung hat, in ihrem Kreise eine Vollkommenheit auszudrücken. Es ist die offenbarste Ungerechtigkeit, die Frau in das Gebiet des Mannes hineinhorchen zu lassen und sie in ihrem eigenen Kreise zu vernachlässigen."

„Der Kreis der Frau," bemerkte Seraphin, „ist etwas Angebornes. Er braucht nicht viel angebaut zu werden."

„O bedeutend, bedeutend!" rief Herr von Magnus; „allerdings, sehr bedeutend! Denn auf die Wirthschaft und das Nähen kommt wenig an. Die Keime sind es, die Anfänge, die in der weiblichen Natur liegen. Diese, ich sage, diese

müssen beobachtet und großgezogen werden. Mit einem Worte, die weibliche Erziehung muß gänzlich verändert werden. Zuerst, was ist weiblich? Was ist es in der Natur, in der Geschichte, in der menschlichen Seele? Sodann; was ist halb? Was muß ergänzt werden? Der Mann besitzt Muth, das Weib Ausdauer. Man muß viel sprechen mit den weiblichen Zöglingen, sie müssen Raisonnement bekommen, Dialektik für und wider; denn, wie gesagt, der Mann will, aber die Frau muß die Gründe kennen, sie muß ihm auf den richtigen Weg helfen. Sagen Sie mir, warum hat es keine Frau höher als bis zum Verstand gebracht? Die Männer reichen bis zum Genie hinauf. Eine Frau kann, wenn sie das Höchste erreicht, nur höchst vernünftig sein. Darin liegt's, daß sie den Mann begleiten, ihn ergänzen, Augen haben, wo er blind, Ohren, wo er taub ist. Finden Sie nicht auch, daß demnach die ganze pädagogische Behandlungsweise der Frauen eine andere sein muß, als die der Männer? Die Frauen sollen ausdauern, aber das, was sie lernen, entkräftet gerade ihre Beharrlichkeit. Sie werden das männliche Wissen immer am ersten vergessen. Alle die Stoffe, die man jetzt ihrem Gedächtnisse anbietet, wiederkäuen sie nicht. Es ist, als wollte man nur Ruhe haben und legte Blei auf die Flügel, die so gern draußen flatterten."

Seraphine war verstummt über diese Aeußerungen, die der Minister mit den heftigsten Gestikulationen begleitete. Er fuhr fort: „Was geschieht selbst da, wo ich nicht am Steuerruder sondern auf der Galeere sitze? Was wird da gekabinetsordert? Wie bildet man sich ein, den weiblichen Unterricht auf eine Normaluniform zurückführen zu müssen? Es gibt jetzt weibliche Oberlehrer und Unterlehrer, es wird nächstens weibliche

Professoren und Privatdozenten geben. Eine Frau ist eine Frau. Was Eine kann, können sie Alle. Diese Rangordnung, diese Prüfungen, es ist etwas Schändliches, und kurzum, ich halt's nicht mehr aus!"

Mit diesen Worten stürzte Herr von Magnus zur Thür hinaus und ließ Seraphine in Angst und Schrecken zurück, die den innerlichen Grund der heftigen Erzürnung des Ministers in nichts anderem, als in sich finden konnte. Antonie war über den Lärm aufgewacht und suchte sie über die Heftigkeit des Vaters zu trösten.

Dieser inzwischen stürmte die Treppe hinunter und irrte sich bei dieser Aufregung in seinen Zimmern. Die große Treppe spaltete sich unten in zwei Arme, er wählte den unrechten und brach mit der ganzen Wildheit, die plötzlich über ihn gekommen war, in die Zimmer seiner Frau ein. Ein großes Windspiel schoß ihm zufällig nach, ohne daß er es merkte. So gewann es den Anschein, als zöge das wilde Heer heran. Julie, die eben Gesellschaft hatte, erschrak über den Aufzug ihres Mannes, der die Thür hinter sich nachwarf und doch noch eine Spalte weit genug übrig ließ, daß der Hund sich dazwischen drängen konnte. Jetzt das Erstaunen des langen Mannes, sich geirrt zu haben, und so viel zweideutige, im Uebrigen doch sehr werthe Bekannte hier zu finden, dazu das kluge Auge des Hundes, der dem Stürmenden auf der Ferse folgte: dies gab einen Contrast, der von allen gefühlt, von Julien aber zum herzlichsten Gelächter benutzt wurde. Herr von Magnus, betreten über die Störung und seinen eigenen komischen Effekt, wich einen Schritt zurück und trat dem Windspiele unbarmherzig auf die Füße. Das Thier schrie und nun zog sich über das Antlitz des Herrn von Magnus

selbst ein feines verwundertes Lächeln, das er mit einem sehr herablassenden und populären Kopfschütteln unterbrach.

Arthur hatte Takt genug, die Lachnerven, welche einmal in Bewegung waren, schnell auf einen andern Gegenstand hinüberzuführen. Man konnte den Minister nicht so gehen lassen, ohne den Eindruck der ärgerlichen Scene, die er gespielt hatte, in ihm zu verwischen. Arthur griff daher schnell etwas auf, wovon er wußte, daß es den Herrn des Hauses fesseln würde.

„Ich erzählte so eben," begann Arthur, auf einen jungen Mann mit grauen Haaren in Uniform weisend, „daß der Herr Hauptmann so sehr von dem Hegelschen Systeme beherrscht wird, daß er sogar die Neigungen seines Herzens darin aufgenommen hat."

„Ich?" fragte der Bezeichnete. „Wie kommen Sie darauf?"

Arthur weidete sich an der plötzlichen Aufmerksamkeit des Ministers. Dieser fixirte mit ernster Miene den Officier, setzte sich in die Nähe seiner boshaft lächelnden Frau und schien vorläufig erst abwarten zu wollen, wie sich denn das Thema dieses Gespräches eigentlich feststellen würde.

„Freilich, Herr Hauptmann;" fiel Arthur ein. „Sie können es doch nicht in Abrede stellen, daß Sie die Vorlesungen eines Mannes besuchen, der in Berlin sich der Hegelschen Philosophie affillirt hat. Eben so wenig, daß Sie —"

„Sie brauchen nicht zu stocken, lieber Freund," fiel der Hauptmann ein, indem er mit dem Stuhle etwas vorrückte; „ich werde niemals vergessen, daß ich in meinem Verhältnisse zu Eulalien eigentlich den ganzen Verlauf der Hegelschen

Philosophie durchgemacht habe. Diese Liebe war die praktische Anwendung der Encyklopädie."

Julie entgegnete, daß sie zwar wüßte, wer Eulalia war, aber nicht, was die Encyklopädie sei. Herr von Magnus blickte bald sie, bald Arthur, bald den grauen Hauptmann an und schien den Moment abzuwarten, wo er in das sich entspinnende Gefecht mit all seiner eigenthümlichen Hitze einbrechen wollte.

„Ich brauche wohl nicht zu versichern," begann der Hauptmann mit feierlich-pedantischem Ernste, „daß Eulalia der Liebe eines Philosophen würdig war. Ja, selbst wäre sie es nicht gewesen, so würde sie unbewußt doch eine konkrete Unterlage des prozessirenden Gedankens geworden sein. Ich benutzte Eulalien, aufrichtig gesagt, als diese Unterlage. Sie vergegenwärtigte mir die Selbsterzeugung der Ideen, ihren Umsturz, ihr Anderssein, ihre Rückkehr in sich selbst. Alles, was ich von Treue und Untreue an ihr verspürt habe, kommt auf die Paragraphen der Encyklopädie hinaus. Die erste Begegnung, dies einfache Setzen des Begriffs, war nur noch die leere Abstraktion, die aber bald mit Zeit und Raum, mit Ort und Stunde sich erfüllte und statt des unbestimmten dämmernden Seins eine sichere handgreifliche Existenz ponirte. Diesen Verlauf des zwischen uns Beiden sich entwickelnden Gedankenprozesses verfolgt' ich selbst da noch mit Theilnahme, als die Idee und mit ihr Eulalia umschlug und sie mit ihrem jetzigen Manne für mich immer mehr in die Form der Negation überging. Hat denn nicht Alles seinen Herbst und Winter? Ist die Negation nicht die Herrscherin der Welt, die immer besiegte und immer wieder siegende? Sie ist das Prinzip, welches die Erdaxe sich um sich selbst drehen läßt,

sie erzeugt jene jetzt auch in der Physiologie entdeckte Flimmerbewegung oberhalb des Gehirnes, d. h. das Leben. Gerade die Negation ist das, was die Dinge erhält, ob es gleich auch sie ist, die die Dinge zerstört. Die Negation ist freilich der Tod, aber der wahre Tod ist auch nicht das Grab, sondern die Unsterblichkeit. Sie wurde mir untreu! Das mußte sie, wenn sie mich liebte, denn sie gab mir Leben, sie schuf mich, den noch nicht Gebornen, sie riß mich aus dem Chaos der unbestimmten Abstraktion heraus und beseelte mich durch ihr Umschlagen, wie weh es auch anfangs that! Ich habe mich damit getröstet, daß ja alle Dinge im ewigen Flusse sind, weshalb auch, wie Sie wissen, das Wasser ehmals als ihr Prinzip angenommen wurde."

Julie meinte, daß dieser wunderliche „Tröster an sich selbst" consequenter gehandelt hätte, wenn er sich nun auch seinerseits in diesen ewigen Fluß der Dinge hinein gestürzt und ersäuft hätte.

Die Uebrigen lachten darüber, nur Herr von Magnus nicht. Ueber eine Abgeschmacktheit mit kurzen Worten den Stab zu brechen, war er nicht im Stande. Er mußte sie erst zu widerlegen suchen und einen Theil derselben dadurch auf sich selbst ablenken. Er räusperte während der Exegese des philosophischen Hauptmannes so laut, rückte mit dem Stuhl so heftig, daß man von ihm jetzt etwas erwarten konnte. „Mein Herr," begann er, „ich weiß nicht, welche Stellung Sie zum Zeitgeiste haben, welches Phantom Sie, ja Sie, für die Bestimmung unseres Jahrhunderts ausgeben. Allein gestehen muß ich, daß mir die Verbindung des Säbels mit einer so abweichenden, unlogischen Philosophie außerordentlich auffallend ist. Meine Kantische praktische Vernunft,

sehen Sie, die kann ich rechts und links, hinten und vornen schleifen, wie ein zweischneidiges Schwert; ich kann sogar die Klinge der reinen Vernunft in die Scheide der praktischen stoßen; allein wenn die Sekte, welcher Sie angehören, in der Armee unseres gnädigen Landesvaters auch nur noch einen Schritt weiter, über einige wenige Unteroffiziere oder Gefreite sich verbreiten sollte: ja dann gute Nacht — wie gesagt — dann, Herr Hauptmann, dann könnten wir nur sehen, wie weit wir mit dem Pariser Frieden gekommen sind!"

„Excellenz, keine Ungerechtigkeit!" fiel der Hauptmann ein, „Bildung, Aufklärung," —

„A la bonne heure, Bildung und Aufklärung," meinte der Minister, „das lass' ich gelten; allein alle Dinge unter einen mystischen Flimmer versetzen und Pietismus treiben, ohne doch die Hände zu falten, das ist mir nun noch hundertmal ärger, als die tollste Herrnhuterei selbst. Nehmen Sie mir's nicht übel; Sie können mir nicht mehr sagen, Herr Hauptmann, was mein Rock ist, grün oder blau?"

„Dies ist auch schwer," fiel der erhitzte Gegner ein. „Grün manifestirt sich deutlich genug, aber es ist doch nur eine Abstraktion! Concret genommen wird man Ihren Rock eben so gut blau, wie grün oder gelb nennen können. Nichts steht fest. Das Eine integrirt das Andre. Zeit wird zum Raume, Maß wird Gewicht; Qualität und Quantität sind in gewissen Momenten nicht mehr von einander zu unterscheiden."

Hier sprang Herr von Magnus auf und rief: „Sie verwechseln Qualität und Quantität? Sie confundiren mir die einfachsten Gegensätze der natürlichen Größenlehre?"

Der Andre ebenso: „Excellenz, Sie überhören, daß ich jenen Punkt meine, wo das Eine in das Andre überschlägt. Die Zahl ist der deutlichste Beweis dessen, was ich meine. Excellenz, Sie werden gewiß zugestehen, daß der Ausdruck: Das Eine und das Andre, eine Correlation ist. Allein ich beschwöre Sie, das Eine ist doch der Ausdruck einer Zahl, es ist eine Quantität, und sogleich sagen Sie: Das Andre, und dies steht nicht mehr zu dem Ausdruck: Das Eine in dem quantitativen Verhältnisse von Eins und Zwei, sondern schon in dem qualitativen Verhältnisse der Unterscheidung."

Herr von Magnus hörte aber nicht mehr darauf. „Die Sophistik Ihrer Schule ist mir bekannt," rief er, „Sie verwechseln die Qualität schon mit der Quantität, Ihre Collegen haben gesagt — o, Sie dürfen es nicht läugnen! — wenn unser Staat auch nicht im Raume existirte, er würde niemals aufhören, in der Idee zu existiren. Was bewirken Sie hiermit? Sie untergraben den eigentlichen Patriotismus, der über das Wohl des Landes nicht schlafen kann. Sie vertheidigen alle krassen Sätze der Orthodoxie und in unserer Brust, ja, großer Gott, in unserer Brust, da können Sie uns keine Gefühlssprossen für die Gedankenleitern einsetzen, daß man aus dem Herzen auch glaubt, was man aus dem Kopfe beweisen kann. Nein, wo ich nur hinblicke, wächst mir die Thorheit dieser Zeit über den Kopf. O ich sehe kein Gutes mehr in der Welt, nichts, nichts!"

Mit diesen Worten, die in der Stimme beinahe erstickten, mitleidig und gefühlvoll die Gesellschaft betrachtend, ging Herr von Magnus quer durch die Zimmer seiner Frau in die seinigen. Die Anwesenden waren verstimmt und verließen den kleinen Saal. Julie zog sich zurück, da es schon spät

war. „Herr von Magnus," sagte ein Bedienter, „würde nicht zur Abendtafel kommen."

Der unglückliche Mann, der an seinen gesunden Ideen so heftig krank war und besonders an dem Schmerze litt, daß die Gedanken seiner Gegner sich in dem Systeme des Staats, an dessen Spitze er stand, durch mancherlei sehr rücksichtswerthe Einflüsse als offizielles zu befestigen anfingen, löschte jetzt in seinen Zimmern alle überflüssigen Lichter aus. Mit einer Lampe versehen, flüchtete er sein gefoltertes Herz in die gespenstische Todtenstille eines ihm sehr lieben und werthen Antiken-Cabinets, das einige gute Originale und ganz vorzügliche Copien enthielt. Von Statue zu Statue, von Rumpf zu Rumpf schritt er tief aufseufzend in dem Gemache einher, stand zuweilen still und betrachtete mit gefalteten Händen den Schmerz, der aus den Augen des Laokoon stöhnte, blickte dann wieder zu Niobe auf, prüfte und beleuchtete in verschiedenen Stellungen Antinous und Aphrodite, und sprach still vor sich hin: „O ihr großen Alten!" Endlich fiel sein Blick auf die Büsten der deutschen Classiker, auf Wieland, Herder, Winckelmann, er klammerte den Arm um das Brustbild Goethes und las in dem strengen Antlitze dieses Unsterblichen, wie reine Vernunft mit höchster Phantasie sich vermählen kann. „Sie waren doch Alle so groß und trieben ein so einfaches, stilles und gesundes Denken!" seufzte der schwermüthige Mann, und begab sich erst zur Ruhe, als ihn unter diesen kalten weißen Gestalten selbst zu frösteln anfing.

Der Andre ebenso: „Excellenz, Sie überhören, daß ich jenen Punkt meine, wo das Eine in das Andre überschlägt. Die Zahl ist der deutlichste Beweis dessen, was ich meine. Excellenz, Sie werden gewiß zugestehen, daß der Ausdruck: Das Eine und das Andre, eine Correlation ist. Allein ich beschwöre Sie, das Eine ist doch der Ausdruck einer Zahl, es ist eine Quantität, und sogleich sagen Sie: Das Andre, und dies steht nicht mehr zu dem Ausdruck: Das Eine in dem quantitativen Verhältnisse von Eins und Zwei, sondern schon in dem qualitativen Verhältnisse der Unterscheidung."

Herr von Magnus hörte aber nicht mehr darauf. „Die Sophistik Ihrer Schule ist mir bekannt," rief er, „Sie verwechseln die Qualität schon mit der Quantität, Ihre Collegen haben gesagt — o, Sie dürfen es nicht läugnen! — wenn unser Staat auch nicht im Raume existirte, er würde niemals aufhören, in der Idee zu existiren. Was bewirken Sie hiermit? Sie untergraben den eigentlichen Patriotismus, der über das Wohl des Landes nicht schlafen kann. Sie vertheidigen alle krassen Sätze der Orthodoxie und in unserer Brust, ja, großer Gott, in unserer Brust, da können Sie uns keine Gefühlssprossen für die Gedankenleitern einsetzen, daß man aus dem Herzen auch glaubt, was man aus dem Kopfe beweisen kann. Nein, wo ich nur hinblicke, wächst mir die Thorheit dieser Zeit über den Kopf. O ich sehe kein Gutes mehr in der Welt, nichts, nichts!"

Mit diesen Worten, die in der Stimme beinahe erstickten, mitleidig und gefühlvoll die Gesellschaft betrachtend, ging Herr von Magnus quer durch die Zimmer seiner Frau in die seinigen. Die Anwesenden waren verstimmt und verließen den kleinen Saal. Julie zog sich zurück, da es schon spät

war. „Herr von Magnus,“ sagte ein Bedienter, „würde nicht zur Abendtafel kommen.“

Der unglückliche Mann, der an seinen gesunden Ideen so heftig krank war und besonders an dem Schmerze litt, daß die Gedanken seiner Gegner sich in dem Systeme des Staats, an dessen Spitze er stand, durch mancherlei sehr rücksichtswerthe Einflüsse als offizielles zu befestigen anfingen, löschte jetzt in seinen Zimmern alle überflüssigen Lichter aus. Mit einer Lampe versehen, flüchtete er sein gefoltertes Herz in die gespenstische Todtenstille eines ihm sehr lieben und werthen Antiken-Cabinets, das einige gute Originale und ganz vorzügliche Copien enthielt. Von Statue zu Statue, von Rumpf zu Rumpf schritt er tief aufseufzend in dem Gemache einher, stand zuweilen still und betrachtete mit gefalteten Händen den Schmerz, der aus den Augen des Laokoon stöhnte, blickte dann wieder zu Niobe auf, prüfte und beleuchtete in verschiedenen Stellungen Antinous und Aphrodite, und sprach still vor sich hin: „O ihr großen Alten!“ Endlich fiel sein Blick auf die Büsten der deutschen Classiker, auf Wieland, Herder, Winckelmann, er klammerte den Arm um das Brustbild Goethes und las in dem strengen Antlitze dieses Unsterblichen, wie reine Vernunft mit höchster Phantasie sich vermählen kann. „Sie waren doch Alle so groß und trieben ein so einfaches, stilles und gesundes Denken!“ seufzte der schwermüthige Mann, und begab sich erst zur Ruhe, als ihn unter diesen kalten weißen Gestalten selbst zu frösteln anfing.

Von jetzt an hatte Seraphine regelmäßig jeden Morgen Gelegenheit, die Spaziergänge und den Charakter des Herrn von Magnus zu belauschen. Die Furcht vor ihm legte sich allmälig, seitdem sie ihn so natürlich schalten und walten sahe wie er es unter seinen Blumen und Fasanen gewohnt war. Sie hörte ihn gewöhnlich schon vor seinem Auftritt in die frische vom Morgenthau befeuchtete Scene; er kündigte sich hinter ihr meist immer schon mit einer Fanfare von Predigten und Kritiken an, die an das Gesinde, an Hunde, die ihm in den Weg kamen, vertheilt wurden, zuweilen pfiff er auch und lockte das Federvieh, das auf der kleinen künstlichen Insel mit den Flügeln ihm entgegenklatschte. Sein Lieblingsgegenstand war ein mit Wein besetztes Spalier, über dessen Fortgang jeden Morgen mit Gründlichkeit verhandelt wurde. Heinrich, sein Faktotum, war sogleich da, wenn Herr von Magnus über diese Frage verhandeln wollte. Die Discussion beschränkte sich aber meistens auf Prophezeiungen für den Herbst, auf eine mehr oder weniger reichliche Erndte. Die Beere wurde geprüft, über das Wetter die Meinung gewechselt, und die Verhandlung immer mit dem Satze abgebrochen: Regen, Regen thut Noth. Eines Nachts hatt' es auch geregnet und wie schön die Sonne schien, so war doch der Boden sehr feucht und locker. Herr von Magnus hatte die Gewohnheit, sich bei seinen Morgenspaziergängen aller Rücksicht auf sich selbst zu überheben und namentlich das Gleichgewicht seines Körpers durch seine Bewegungen niemals auf eine schickliche Weise zu contrebalanciren. Er hatte da etwas zu zeigen an einem großen Blumenstrauß, demonstrirte ein Langes und Breites, und kniff die Flügel seines Schlafrockes so lange zwischen die langen Beine, bis diese ihre

Haltung verloren, die lange Figur in eine perpendikuläre Schwankung brachten, und es nicht hindern konnten, daß Herr von Magnus in seiner ganzen außerordentlichen Länge auf den feuchten Boden niederfiel. Seraphine, die diese Katastrophe hatte kommen sehen, vermochte einen Aufschrei, der aber, mehr Lachen als Schreck war, nicht zu unterdrücken. Herr von Magnus entdeckte sie, indem er aufstand, und war so überaus gnädig und herablassend, daß er trotz seines Unfalles ihr einen herzlichen guten Morgen wünschte und sich anschickte, ein Gespräch zu beginnen. Seine gellende Stimme erhob sich dabei so laut, als wenn man sie einige Häuser weit hören sollte. Wunderlich aber war es, daß er dies Gespräch nur in ganz abgerissenen Strophen hielt, und nach einigen zu Seraphinens Fenster hinaufgerufenen Worten immer wieder auf seine botanischen und ökonomischen Verhandlungen zurückkam, so daß er wie ein ächter Staatsmann zwei Gespräche zu gleicher Zeit führte. Seraphine, von Natur leichtsinnig und ausgelassen, widerstand der komischen Erscheinung des Mannes nicht länger, sondern nahm sich vor, irgend wie an seinem verworrenen Wesen Antheil zu nehmen und ihn, wo möglich, hier und da auf eine ergötzliche Weise anlaufen zu lassen. Dies gelang ihr um so mehr, da sie Kenntniß des Garten- und Viehwesens genug hatte, um zuweilen vom Fenster aus bei einer bestrittenen Frage auch ihre Meinung abzugeben. Herr von Magnus nahm dies hoch auf, und mußte sich bald gestehen, daß ihm der Aufenthalt im Garten seither noch einmal so lieb wurde. Sein Antlitz klärte sich auf, sein Gang beschleunigte sich; man hätte schließen mögen, daß Seraphine auf ihn wirkte. Sie konnte seine Zerstreuung und Vergeßlichkeit ungestraft zu den ärgsten Neckereien be-

nutzen: er war vergnügt dabei. Sein Sacktuch pflegte er regelmäßig aus der Tasche zu verlieren und dadurch eine Veranlassung herzugeben, daß ihn Seraphine bald hier- bald dorthin schickte und ihn so lange neckte, bis er freundlich still stand und ihr mit seinem langen knöchernen Zeigefinger zum Fenster hinausdrohte. Dann gestand sie ihm, daß es ja halb aus der Tasche heraushinge, oder daß er es gar nicht verloren hätte, sondern ganz fest in der linken Hand halte. Herr von Magnus war dann immer äußerst zufrieden über das „kluge" Mädchen und lachte ihr so lange Beifall zu, bis er den Husten bekam und aus Gefahr zu ersticken, sich in den Fasanenstall flüchten mußte. Kam er dann wieder heraus, so war er ganz erschöpft und überdies so mit bunten Federn bedeckt, daß er sich den Spottnamen Papageno von Seraphinen gefallen ließ. Außer dem Sacktuche bot auch die Tabaksdose vielen Stoff zu einer angenehmen und für Seraphinen, bei Herrn von Magnus freundlicher Gesinnung gegen sie durchaus nicht mehr riskanten Unterhaltung dar. Er ließ sie gewöhnlich offen auf einer Bank stehen, wo denn die Hühner niemals ermangelten, den Spaniol nach allen Richtungen hin zu verstreuen. Kurz, Herr von Magnus hatte gerade soviel kleinen Aerger, als er brauchte, um immer im Zuge zu sein. Lärmen mußte er; und selbst die Freundlichkeit hatte bei ihm etwas Tobendes. Seraphine fesselte ihn, ohne daß sie anders wollte, als ihn verspotten.

Ohne Streit war zwischen beiden auch kein Verständniß möglich. Der wunderliche Mann mußte beständig etwas haben, woran er sich stieß, und Seraphine stellte ihm dergleichen Hindernisse genug in den Weg. Alles was er that und behauptete, stellte sie in Frage und erzürnte ihn damit doch so

wenig, daß sie im Gegentheil über die Zuvorkommenheit erschrack, mit der er sie in einem Augenblicke behandelte, wo sie es bei ihm schon ganz verspielt zu haben fürchtete. Die Lösung des Räthsels lag darin, daß der Widerspruch, den er sonst erfuhr, nur aus den Sachen kam, welche von den Personen vertheidigt wurden. Diesmal waren es aber nur Beziehungen auf sein Individuum, nur formelle Streitigkeiten, die er zu schlichten und zu beenden nach Gefallen die Freiheit hatte, es waren Gegenstände, auf die es Seraphinen nicht groß ankam. So nahm der Verkehr zwischen ihnen allmälig die Form der Belehrung an, wie schwer sie ihm auch von der Widerspenstigkeit und dem weiblichen Muthwillen gemacht wurde. Und selbst dieser Widerstand mußte schwinden, da sich die Form dafür abnutzte und die Natur über die Kunst den Sieg davontrug. Seraphine konnte das treffliche Herz des Herrn von Magnus nicht in Abrede stellen. Er handelte väterlich an ihr und verpflichtete sie dadurch, auch wie ein Kind an ihm zu hängen.

„Gut geträumt?" fragte er sie eines Morgens, als sie mit ihm, wie sie es seit einiger Zeit gewohnt war, seine Frühpromenade theilte.

„Gut wohl, aber sonderbar," entgegnete Seraphine. „Ich finde, daß sich mir eine auffallende Erfahrung des Traumes immer mehr bestätigt."

„Was träumen Sie denn?" fragte Herr von Magnus, sich auf einen langen Vortrag seinerseits und eine weit ausgesponnene Polemik rüstend.

„Weniger der Gegenstand, den ich träume," sagte Seraphine, „fällt mir auf, als die Umstände, unter denen ich träume. Ich finde nämlich, daß es im Traume beinahe eine

eigene phantastische Topographie gibt, die sich bei gewissen Gegenständen nach Jahr und Tag unverändert wieder einfindet."

Herr von Magnus und Seraphine saßen auf einer Bank. Jetzt ergriff er aber ihre Hand, stand auf und sagte: „Kommen Sie; ich verstehe Sie nicht recht."

„Ich meine so:" erklärte Seraphine. „Ich träume z. B. von einem Freunde, dessen Lokalitäten und Existenzumstände mir vollkommen bekannt sind, und dennoch haben sie im Traume nicht nur immer eine andere Gestalt, sondern diese falsche Gestalt bleibt auch die nämliche, ob ich auch nach Jahr und Tag erst wieder von ihnen träume. Es ist nicht so auffallend, daß der Traum an der Wirklichkeit etwas ändert, als daß der Traum gleichsam ein Gedächtniß zu haben scheint und daß man sich eine unmittelbare Fortsetzung des Traumlebens, wenn auch täglich von der Wirklichkeit unterbrochen, als möglich denken kann."

„Noch nicht darauf geachtet," bemerkte Herr von Magnus, „aber nicht unwahrscheinlich!"

„Nein, ganz sicher," erwiederte Seraphine, „was mir im Traume vorkommt, Alles hat bei mir Ort und Stunde, und zwar jede Empfindung, jedes Verhältniß hat ihre eigene Situation, die in mir bleibt während meines Traumlebens, ob auch die Wirklichkeit mir täglich sagen kann, daß diese Situation nicht die richtige ist. Die Vorstellung z. B., welche ich vor meinem Eintritt in dieses Haus von dessen Lage und äußerem Ansehen hatte, bleibt im Traume fest, wie sehr ich mich auch von der gegentheiligen Wahrheit überzeugt habe. Es sind immer grüne Jalousien vor den Fenstern, immer einige eiserne Pechbecken vor dem Thorwege, aus welchen

Flammen brennen, da dies Alles doch so entgegengesetzt meiner Erfahrung ist. Die falsche Vorstellung bleibt und kann durch nichts berichtigt werden."

Nachdem Herr von Magnus mehrmal zu diesen Worten ernst genickt und sich geräuspert hatte, sagte er: „Daraus, meine Liebe, würde folgen, daß Traum und Wachen unabhängig von einander existiren und daß der Tod vom Leben scharf geschieden sein kann, ohne daß der erste aufhört, sein eignes schlummerndes Dasein in sich zu fühlen. Ich verstehe Sie wohl: Der Keim, der in der Blume liegt, träumt sich in der Knospe so ungestört fort, wie in der entfalteten Rose. Was übrig bleibt ist das Saatkorn für die Ewigkeit. Ja, mein gutes Kind, die Möglichkeit eines für sich selbst existirenden Traumlebens, das von der Wirklichkeit keine Erfahrung, keine Berichtigung seiner Irrthümer annimmt, diese garantirt uns die vorübergehende irdische Existenz als ein für unser Ureignes unwesentliches Erlebniß. Ja, ja — und doch — o setzen wir uns!"

Herr von Magnus war in einer großen Aufregung des Gemüthes. Seraphine war nicht frivol genug, jetzt noch an ihm etwas komisch zu finden; sie ließ den Druck ihrer Hand geschehen, es war ihr, als würde sie jetzt in die Tiefe eines philosophischen Nachdenkens über die wichtigste Angelegenheit des Lebens, über den Tod, blicken und Rath und Belehrung schöpfen können für einen Wissenstrieb, den sie selbst ohne Zweiflerin zu sein heftig fühlte. So werden schwächere Naturen, überhaupt die Laien immer dadurch ihren Glauben stärken, daß sie auf Männer blicken, die die Wissenschaft ergründet haben und dasjenige gewiß beweisen können, was sie nicht fassen können. Wir wissen wohl, daß Gott ist;

aber es gibt tiefe Denker und stolze Philosophen, die werden doch wohl wissen, wie er ist. So denken wir und glauben.

Herr von Magnus faltete jetzt seine Hände, die eben die Seraphinens gedrückt hatten, und sprach mit weicher Stimme: „Ich weiß, daß es eine Zukunft für uns geben muß, aber ich weiß nicht, ob wir sie fühlen werden. Mein gutes Kind, das ist schwere Arbeit, den Vorhang vom Allerheiligsten aufzuheben. Ich hab' es vielfach versucht und bin immer auf einem doppelten Wege gewesen, wo immer das Resultat dasselbe war, die entgegengesetzte Richtung meiner Denkmethode mich aber beunruhigte."

Für Seraphinen war das freilich schwer; aber dennoch sagte sie: „Ei, wenn Sie's nur fassen!"

„Nein, meine Gute," fiel Herr von Magnus ein, „nein, das ist erschrecklich zu sagen: Dies ist so, weil Jenes schwarz ist: und dann wieder sagen: dies ist eben so, aber darum, weil Jenes weiß ist. Sie verstehen mich nicht. Ich will es sagen. Zwei Gedanken wohnen in meiner Brust, die mich heben, die mir sagen: Mensch, Du bist unsterblich! Der Eine heißt: Du bist es, weil Du Dich zu lebhaft als existirend fühltest, oder wie ein Denker sagte: Ich fühle allzusehr, daß ich bin, als daß ich je aufhören könnte, zu sein. Liebes Kind, das ist ein großes Wort! Das ist ein Spruch, der Mark in das Bewußtsein seiner selbst bringt und es so stärkt, als könnt' es nie vergehen. Ich bin, ich lebe, ich trete hier mit meinem Fuß auf den Boden. Das ist Etwas, das ist eine persönliche Empfindung, die mir eine Garantie für die ganze Ewigkeit sein kann. Weil ich jetzt lebe, weil ich's fühle, drum werd' ich ewig leben."

Seraphine schwieg. Ihres begeisterten Freundes lange Gestalt hatte sich erhoben und stand ihr mit einem Unternehmungsgeiste gegenüber, der sie zu bedrohen schien. Es war aber nur die Vorstellung seines heroischen Beweises für die Unsterblichkeit, daß er die Hand ballte und sie mit kriegerischem Muthe anblickte. Das dauerte eine Weile: dann ließ er die Schnellkraft seiner Glieder wieder springen, sie schlotterten in einander und zogen ihn auf den Sitz nieder. Der Mann fuhr fort: „Ich weiß es aber, das ist eigentlich nur Trotz oder wenn auch eine göttliche Ahnung, wer baut mir die Brücke zwischen meinem Sein hier und dort? Die Welt wahrlich nicht, unser Dichten und Trachten auch nicht; überhaupt ist dies meine zweite Gedankenreihe: Aus dem Leben beweisest Du nichts für den Tod, als daß er absolut ist! Der Unsterblichkeitsgedanke ist nur die ephemere, ja nur über Nacht dauernde Blüthe einiger unserer flüchtigen Daseinsmomente, die weniger dem Leben, als dem Tode, weniger dem Tage, als der Nacht angehören, wozu Traum, Ahnung und Sympathie zu rechnen sind. Wenn ich mich fühle wie ein Held, meinen Arm recke und recht auf das Leben trotze, so thut das in mir nur der Tod. Aber mein Träumen, mein Schmerz, mein Hinschwinden und Sterben, das ist, ja das ist die Ewigkeit."

Eine geheimnißvolle Pause trat ein, während welcher Seraphine unbeschreiblich litt. Sie hatte ihren natürlichen einfachen Glauben an eine dereinstige Begrüßung der Gottheit von Angesicht zu Angesicht, sie hatte aber dafür nichts zum Beweise als das kleine längst schon dagewesene Gleichniß vom Schmetterlinge. Auch fühlte sie wohl, daß dies Bild mehr für die Möglichkeit, als die Nothwendigkeit der überirdischen

Zukunft spricht. Dann sammelte sie sich und sagte zu ihrem geachteten Freunde: „Wissen Sie aber nichts, das Hülfe schafft?"

Er blickte sie fragend an und ergriff ihre Hand.

„Ich weiß!" sagte er triumphirend. „Beginnen wir die Unsterblichkeit früher, als wir uns in ihr täuschen oder sie bewahrheitet finden werden. Leben wir in der Ewigkeit schon da, wo wir nur noch in der Zeitlichkeit leben! O der schnöden Welt! Wie kommen wir darauf sie auszukosten recht mit Angst, daß es bald zu Ende sein wird! Warum so gierig, nicht einen Tropfen davon zu verschütten, und es so lange hinauszudehnen, unser Nichtwissen, wie es der Leib nur tragen will! Weil wir Tod vom Leben trennen, so trennt uns der Tod vom Leben. Wir stehen uns selbst im Lichte der Unsterblichkeit. Ihre Wärme und ihr Glanz würde uns bescheinen, wenn wir lebten, gleich als lebten wir nicht, und wären der Güter, die wir hoffen, daß sie kommen sollen, längst theilhaftig durch uns selbst. Wir sollen nicht so sehr an die Tugend glauben, auf daß wir selig werden; sondern wir sollen selig leben, damit uns die Tugend etwas Natürliches und Nothwendiges scheint. Die Unsterblichkeit liegt in eines Jeden Hand. Er beginne in dem Momente, wo er ihre Nähe fühlt, sie in sein Herz einzufangen; denn im Herzen wohnt sie, nicht in unserm ganzen Dasein, das wir Egoisten immer mit ihr in Verbindung bringen. Gerade jetzt, in diesem Augenblicke, herrliches Kind, stirb; jetzt drücke die Augen zu, und nun du sie wieder aufschlägst, denke, du lebtest im neuen Leben, schon im Antlitze Gottes, und wir werden sterben einst, ohne daß wir fühlen, aufzuhören, ohne daß wir eine Fortsetzung verlangen, wir, die wir ja noch kein Ende in uns wissen!"

Der begeisterte edle Redner hatte Seraphinen, die nicht weniger ergriffen war, in dem Momente umarmt. Er verblieb eine Minute in dieser Stellung und ließ sie dann von seiner Brust, die ihm leicht geworden war, wie einem Sterbenden. Er besann sich still auf Alles, was dieses kurze Gespräch von seinem Innern verrathen hatte, und richtete einen fragenden Blick auf die ihm wohlbekannte alltägliche Umgebung seiner Lage. Er stand dann auf und schritt gesenkten Hauptes in das Haus zurück. Sein Sacktuch blieb schon wieder liegen. Aber Seraphine war zu heftig bewegt, als daß sie es bemerkt hätte. Sie folgte ihm still nach.

Herr von Magnus wurde heute von Gefühlen gehoben, für welche man ihn abgestorben hätte glauben sollen. Auch traf alles Günstige an diesem Tage zusammen, um ihn über seine gewöhnliche Sphäre zu erheben und in einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Schwebe zu erhalten. Die philosophische Rührung der Morgenstunde verlor sich zwar ihrer Veranlassung nach bald in seiner zum Zweifeln überwiegend geneigten Brust. Die Theorie des Traumes als eines stetig für sich athmenden Lebens verwarf er sogar nach einigem Nachdenken, weil ihm einfiel, daß er kürzlich geträumt, er hätte eine alte Frau umgebracht, und daß er diese schreckliche That für sein geängstigtes Gemüth im Traume selbst dadurch gemildert hätte, daß er sich wie ein Wachender tröstete: es ist ja nur der Inhalt einer neuen Oper, die du nicht gesehen hast! In diesem allerdings sinnlosen Räsonnement (sich durch etwas trösten zu wollen, das man nicht kennt) sah er doch zu deutlich die Einmischung des Verstandes und des wachenden Bewußtseins, als daß er über die Ansicht Seraphinens noch länger gegrübelt hätte. Die heutige Mor-

genverklärung seines Gemüths blieb aber auf ihm zurück und brachte seine Gedanken so lebhaft in Verbindung mit Seraphinen, daß in ihm das vertrocknete Herz sich auszufurchen und zu glätten begann, daß er in Zerstreuung minutenlang vor sich hinblicken und über etwas nachdenken konnte, das ihn auf seine Weise lächeln machte. Dazu kam, daß er eine in unerhört freundlichen Worten ausgedrückte Einladung zum Fürsten erhalten hatte. Er präsidirte einem kleinen Rathe, den sein Souverain zusammenberufen hatte, und setzte über mehrere schwebende Fragen seine eigenthümlichen Ansichten mit allgemeiner Zustimmung auseinander. Später nahm er an der Tafel des Fürsten, dicht in seiner Nähe, Theil und redete sich mit so viel Geläufigkeit in sein Glück hinein, daß er gegen Abend in sein Hotel zurückkehrte, fast übermüthig, den Mund unwillkürlich vor sich hin bewegend und noch lange nicht gewillt sich zur Ruhe zu begeben. Die Fenster seiner Frau waren, ob es gleich noch früh war, schon alle dunkel. Auch die Dienerschaft war nicht sogleich bei der Hand. Es fehlte überall an Pünktlichkeit und Voraussicht. Allein der Herr des Hauses merkte, da er seinen eignen Gedanken nachhing, wenig davon. In seinen Zimmern entkleidete er sich nicht. Er blieb in der Staatsuniform, mit der er vom Hofe kam. Er schritt unruhig und nachdenklich auf und ab und schien einen Entschluß fassen zu wollen, wieviel Rücksichten er ihn auch kosten mochte. Er dachte an Seraphinen, er umfing sie in seiner Vorstellung mit einer Leidenschaft, die er für Frauen nie empfunden hatte. Je mehr er diese Vorstellung verfolgte, desto mehr verschwand zwar die sinnliche Beimischung, aber der moralische Zug verstärkte sich; er sehnte sich heftiger nach ihr, je weicher sein Gemüth wurde. Seine

schnellen, entschlossenen Schritte, die er durch die Zimmer gemessen hatte, hielt er jetzt inne. Er setzte sich auf ein Ruhebett und sann über sein Beginnen nach. Er wollte noch diesen Abend zu Seraphinen gehen, um sie zu sprechen oder ihre Stirn zu küssen. Er war auch eben im Begriff, es zu thun, als ihm seine prunkende Uniform in die Augen glänzte. „So nahst du dich nicht, sagt' er zu sich; so erschreckst du sie und verscheuchst durch diese irdischen und weltlichen Embleme den Genius, der mich schützen möge!" Als nun aber die Pracht abgelegt und mit dem Morgenschlafrocke vertauscht war, erschien sich Herr von Magnus auf's Neue nicht in dem Lichte, in dem er erscheinen mochte. Er nahm zuweilen einen Kronleuchter und betrachtete sich im Spiegel, wie er sich wohl ausnehmen möchte, wenn er so plötzlich vor Seraphinen träte. Dann verwarf er sein Vorhaben gänzlich, dann wieder nur die Art, wie er sich darauf rüstete; endlich schlug es zehn Uhr. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Draußen war Alles still; er öffnete einigemal die Thür, sein Kammerdiener schlief. Er konnte nach vorn nicht sehen, ob Seraphine noch Licht hatte. Endlich faßte er Muth; sagte sich einmal laut vor, womit er seinen Besuch entschuldigen wollte, hielt noch einmal inne, weil es ihm war, als ging' ihm die Besinnung aus. Du bist ein Thor! flüsterte er vor sich hin, stellte das Licht auf den Tisch und ging nun schnell zu Bett.

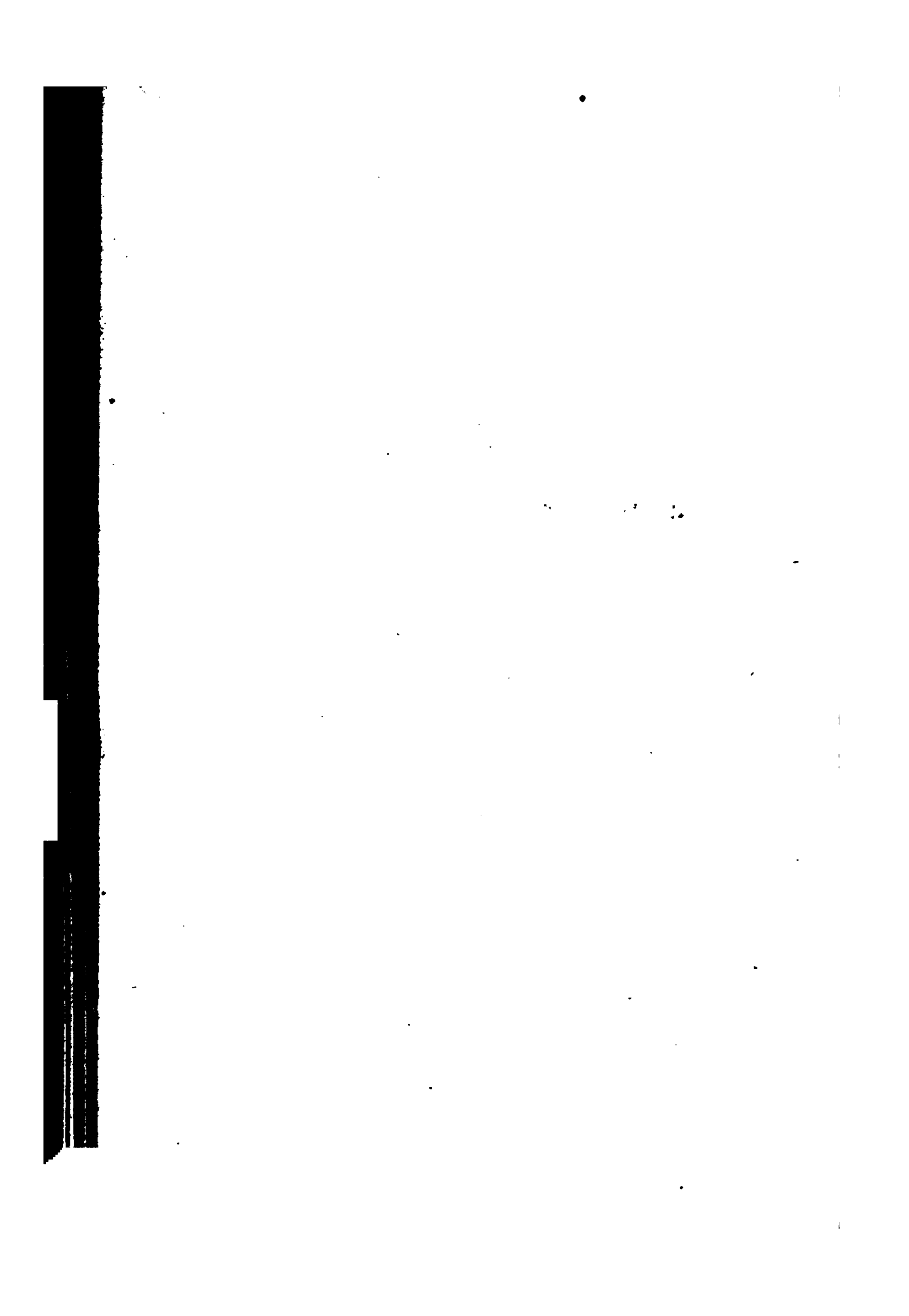
Er konnte aber die Augen nicht schließen. Sein Kopf glühte, das Blut flog ab und auf durch die zitternden Adern. Es schlug eilf Uhr. Er hielt sich nicht mehr, warf den Rock über und stieg leise mit der brennenden Kerze in das dritte Stockwerk hinauf. Nur auf Hintertreppen konnte man zu

Seraphinens Zimmer gelangen. Endlich stand er vor ihrer Thür und setzte das Licht in eine Nische ab, weil er nicht mehr die Kraft hatte es zu tragen. Er horchte an der Thür: Alles war still. Durch eine Ritze fiel ein dünner Lichtstrahl hindurch. Er faßte jetzt einen Entschluß und klopfte mit allzugroßem Nachdruck an. Wie er öffnete und eintrat, schrie Seraphine auf und sank zurück. In der Lage, wo sich die Arme befand, mußte sie durch die nächtliche Erscheinung der langen Gestalt, die gegen das draußen in der Nische stehen gebliebene Licht ein gespenstisches Lüstre erhielt, auf das Heftigste erschreckt werden. Herr von Magnus sank zurück auf einen Stuhl, als er näher getreten und die Scene verstanden hatte. Sein Kind, Antonie, lag auf einem Ruhebett, Seraphine zu den Füßen der Sterbenden. Die Augen des Kindes waren gebrochen. Er legte seine Hand an die Wange, sie war todtenkalt. Diese Kälte fuhr ihm wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder. Es war nicht das Entsetzen über den Tod seines Kindes, (daß er dies nicht sogleich fühlte, lähmte ihn schon); sondern das Entsetzen, seinen Ungestüm so gestraft zu sehen. Seraphine erholte sich, da sie ihn erkannte. Jetzt brach sie erst in Thränen aus. Sie hätte am Tage, erzählte sie, vergebens zur Mutter geschickt, und ihr die traurige Wendung, die das Befinden Antonien's nähme, angezeigt, aber keine Antwort erhalten. Es wären Aerzte gekommen und gegangen, dem Vater hätte man den Schmerz ersparen wollen. Sie wäre hier oben ganz verlassen gewesen und hätte es erst vor einigen Minuten, als es klopfte, gefühlt, daß Antonie gestorben sei. Die Furcht habe sie verhindert, die Thür zu öffnen und hinauszugehen, um Hülfe zu holen. Herr von Magnus sprach nichts, sondern blickte

sie nur starr an. Sie ergriff aber seine Hand und zog ihn von dieser Stätte, wo eben der Tod gewesen und sich ein Opfer geholt hatte, krampfhaft hinweg. Der Vater hatte keinen Willen mehr. Er machte nicht einmal Anstalten, die Dienerschaft wieder zu beleben, sondern nahm Seraphinen mit sich hinunter, wo sie neben seinem Zimmer die Nacht zubrachte. Beide kamen sich wie Träumende vor und erst am nächsten Morgen lag Beiden die Last einer unwiderruflichen Wahrheit schwer genug auf den Herzen.

Herr von Magnus hatte noch eine andere zu tragen. Ein gnädiges Handschreiben des Fürsten entließ ihn von seiner Ministerstelle.

Fünftes Buch.



Der Herbst, einem regnerischen Vorwinter folgend, brachte noch einmal wieder die Täuschung des Sommers. Lessing's Wunsch, die langweilige grüne Natur auf einmal roth zu sehen, verwirklichte sich; denn immer gelber, röther und brauner färbte sich das nur noch mit mattem Stiele am Stamme haftende Laub. Gibt es im Herbst doch Büsche, welche auf der einen Seite ihrer Blätter zinnoberroth aufgetragen sind, so daß man sich wohl eine Fabel ersinnen möchte, wie auf den höheren Bäumen, welche dies wunderliche Strauchwerk beschatten, vielleicht ein Paradiesvogel einst gesessen der vom Pfeile getroffen, sich schmerzlich hat verbluten müssen und so die untern Bäume bemalte. Thörichte Vorstellung! Aber der Schmerz, den sie ausdrückt, bezeichnet die Hingebung des Menschen an die scheidende Naturgewalt, wie er die letzten Abendblicke der bald zum Schlummer sich wendenden Elementarkraft noch zu haschen sucht. Mit stillem Schmerze wandl' ich durch den Herbst und zähle bedächtig von Tag zu Tag, wieviel die Nacht schon wieder hinweggraffte, bis es mit einem Sturme, mit einem Regenschauer, mit einem Nachtfroste um Alles geschehen ist und dein Blick am Morgen darüber erschrickt, nur kahle, winterliche Zacken noch zu finden. Es ist ein Todesfrösteln, das dich dann befällt,

der Schauer einer Einsamkeit, wo wir die Uhr zu hören vermeinen, welche durch alles Lebendige ihre Minuten und Stunden pocht, das Meer, das eine Welle nach der andern aus der zukünftigen Ewigkeit in die vergangene schleudert

Einige Meilen vom Schauplatze des vorigen Abschnittes entfernt, besaß Herr von Magnus ein Landhaus, das er diesmal statt zum Sommer=, zum Winteraufenthalte machen wollte. Es widerstand ihm, noch länger an einem Orte zu bleiben, wo er eine so plötzliche und auffallende Zurücksetzung hatte erfahren müssen. Er wollte in der Einsamkeit seine Unzufriedenheit begraben. „Bist Du so erfroren,“ sagte ihm zwar Julie, „daß Du nur im Schnee Dich glaubst wieder wärmen zu können?“ „Wir werden einheizen lassen,“ hatte Herr von Magnus entgegnet und damit kurz erklärt, daß auch seine Gattin an seinem Tomi werde Theil nehmen. Sie hatte ihn darauf scharf angeblickt; aber er gab nur noch die kurze Erklärung, daß sie in vier und zwanzig Stunden schon fahren würden.

Jetzt war er auf seinem Gute, das sie nach einer Reparatur des herrschaftlichen Wohnhauses Magnusruhe getauft hatten. „Ja, Magnus ruh!“ seufzte der Gefangene von Ham, wie man ihn als einen Exminister nennen konnte. „Hier werd' ich noch die letzten Herbstfäden einfangen,“ erklärte er seinem Verwalter, „ich werde mich noch etwas um die Baumschule und die gute Verwahrung der Treibhäuser bekümmern, werde noch einige Nußbäume schütteln, einen sogar, der mein Sarg werden soll, fällen lassen“ .... Hier schwieg er gerührt eine kleine Weile. Der Verwalter trocknete sich das Auge. „Und dann“ — fuhr er mit leichter Stimme fort, „verriegl' ich mich im Schlosse. Ich habe meine Bibliothek

herausgebracht, ich werde viel lesen, vielleicht auch etwas schreiben, aber anonym, ohne Ehrgeiz: ich werde über Ministerverantwortlichkeit schreiben. Ja, ja, mein Lieber, so steht man, so fällt man. Es ist Alles kugelrund in der Welt: wir auch! Man wird geworfen, wirft einige Kegel um, und wird wieder zurückgeworfen, ja, ja mein Lieber!"

Herr von Magnus erwartete kurz nach seiner Ankunft auf dem Gute mit großer Sehnsucht einen Brief. Er sollte von Seraphinen kommen und eine Einladung beantworten, welche an sie ergangen war, ihren frühern Beschützern zu folgen. „Sie kommt nicht," sagte der Pensionär, als er den Brief eröffnete, und sie kam auch wirklich nicht. Sie schrieb, daß sie dafür gesorgt hätte, Antonien dem Range ihres Vaters angemessen bestatten zu lassen, fügte aber hinzu, daß ihr das Zusammenleben mit einer Mutter, die vor dem Kranken- und Todtenbette ihres Kindes fliehen könne, zuviel Grauenhaftes hätte! „Ich bin nicht fest gegen Gespenster," schrieb sie mit Bitterkeit; „das wissen Sie selbst, Excellenz, als Sie in jener entsetzlichen Nacht in mein Zimmer traten! Lassen Sie mich nur auf den Wogen weiter treiben! Mein Leben rettet sich schon; wo nicht, so drückt mir gewiß Jemand die Augen zu, der Mitleid hat. Bei Ihrer Gattin möcht' ich nicht leben; denn sie würde mich hassen, z. B. dafür, daß ich sehr oft an einem steifen Halse leide."

Der Empfänger dieses Briefes drückte ihn zusammen und machte eine Miene, als wollt' er auf ewig eine Erinnerung von seiner Stirn wegwischen. Sie war aber nur flüchtig und machte andern Gedanken Raum, die sich beeiferten, in seiner Betrachtung die Oberhand zu gewinnen. Es war seit einiger Zeit an ihr sichtbar, daß er außerordentliche Aufmerk-

samkeit auf seine Gattin verwendete, wo er nur konnte, ihr in den Weg zu treten, und sich ihr zu einem solchen Bedürfniß zu machen wie sie in dieser Einsamkeit es vielleicht für ihn war. Sie wich ihm aber aus. Das erhitzte ihn. Sie hing sich, wie immer, an Arthur, der dem ehemaligen Minister auf einige Zeit folgen mußte, um mehrere Geschäfte der alten Verwaltung mit der neuen zu vermitteln und Vieles, was sich unter Herrn von Magnus als erledigt ausgegeben hatte, schnell nachzuholen. Diese letzte Verbindung schürte vollends seinen Unmuth. Die Eifersucht, die ihn zu beherrschen anfing, war um so leidenschaftlicher, da sie aus dem Gefühl der Rache hevorging. Er wollte jenen nächtlichen Gang zu Seraphinen, dessen er sich schämte, an seiner Gattin rächen und sie zwingen, dieselben Schranken anzuerkennen, die ihm eine ungebundene Neigung versperrt hatten. Er hatte gehört, daß auch Edmund noch einen Besuch auf dem Gute abstatten würde. Er entschloß sich, jetzt einmal die rauhe Seite seines Wesens herauszukehren.

Allein wie immer verfolgte ihn auch hier der Fluch des Lächerlichen. Er ließ seinen Groll an jeder zufälligen Begegnung aus, die ihm in den Weg kam. Er trug seit einiger Zeit einen langen Stock, den er nie ablegte, sondern ihn als eine Art von Waffe, gleichsam um sich einzuüben, trug. Er strich in den Gebüschen des Parkes Stunden lang umher, wenn er wußte, daß Julie und Arthur spazieren gingen. Begegnete er ihnen, so hieb er auf die Büsche ein und schlug die Blätter derselben ab. Eines Tages waren Beide in eine entfernter gelegene Bergpartie gefahren, ohne daß er vorher davon wußte. Der Gedanke später, nicht sie allein, sondern sie beisammen zu wissen, ein Gedanke nicht der Eifersucht,

sondern der Mißgunst spornte ihn so sehr, daß er in den Stall lief und sich ein Pferd satteln ließ. Der Reitknecht wurde blaß vor Schrecken, da seit Menschengedenken nie die Rede davon war, daß man Herrn von Magnus auf einem Pferde gesehen hatte. Er ließ sich aber Sporen anschnallen und trieb mit erstaunlicher Hast, daß der Mensch ein Ende machen sollte. Endlich versuchte er aufzusteigen und zwar auf gänzlich verkehrte Weise. Indem er nämlich an des Thieres rechter Seite den linken Fuß in den Steigbügel setzte, hätte er unfehlbar mit dem rechten schwenken müssen und wäre auf diese Art mit dem Rücken an die Mähne und mit dem Antlitz an den Schweif des Thieres zu sitzen gekommen. Doch glücklicherweise besann er sich und stieg wieder herunter, um es richtiger zu machen. Der Reitknecht sahe nicht einmal darauf; denn dieser hatte schon lange seine Augen auf den Riemen des Steigbügels gerichtet gehabt, weil ihm die Länge desselben mit den Füßen des Herrn von Magnus schwerlich zu passen schien. Endlich hatte er aber doch eine Proportion zurecht schnallen können. Es ging, wenn man auch bedenkt, daß die Füße des Reiters beinahe das Knie des Pferdes streiften. Endlich setzten sich Herr und Diener in Bewegung. Der Erstere flog jedoch von dem Trabe bald so in die Höhe, daß ihm die Steigbügel entglitten. Sich fester an das Pferd anklammernd, hielt er diese auch für unnöthig. Den Zügel gab er ebenfalls bald preis und zog es vor, die Mähne des Pferdes an dessen Stelle zu gebrauchen, wie fatal ihm auch das fortwährende Ueberfallen seines Körpers auf den Hals des Thieres war. Ging das Letztere etwas zu stark, so rief Herr von Magnus sogleich Brr! rückte sich dann zurecht, suchte auch wieder einen Steig=

bügel aufzuangeln und versuchte den sauern Ritt auf's Neue. Herunter fiel er nicht, denn er hätte eher dem Pferde die Mähne ausgerissen, als sein Gleichgewicht verloren. So kam er denn endlich auf einer Anhöhe an, wo er die beiden pittoresken Reisenden vermuthete. Zu seinem Schrecken aber sahe er in der Ferne schon, daß sich ihre Anzahl auf drei vermehrt hatte und daß Niemand anders als Edmund der neue Ankömmling war. Ein lautes Gelächter und Bewillkommen empfing ihn, als er den Berg hinauf ritt. Ein solches Bild hatten sich alle Drei nicht träumen lassen. Julie fand diese Kühnheit an Herrn von Magnus so liebenswürdig, daß sie von der Ruhebank unter einem schon halb entblätterten Eichbaume aufsprang und Herrn von Magnus selbst von seinem Gaule herunterhalf.

Edmund besaß zuviel natürliche Bescheidenheit, als daß ihm der Pensionär einen unfreundlichen Willkomm hätte geben sollen. Man verwunderte sich über die zufällige Begegnung mit dem jungen Idealisten, der unten auf der Landstraße gezogen und in seiner Verhüllung im Reisewagen von Arthur und Julien sogleich erkannt worden war. Einer Einladung konnte Herr von Magnus nicht ausweichen. Sie wurde gemacht und angenommen.

Von jetzt entspann sich zwischen diesen vier Personen ein wunderliches Verhältniß. Die jungen Männer betrachteten sich wechselseitig mit Mißgunst. Herr von Magnus hatte Ursache Beiden zu zürnen, bediente sich aber des Einen gegen den Andern. Man würde sich irren, diese Taktik seinem Feldherrngenie zuzuschreiben. Es war nur Gutmüthigkeit, daß er gegen den agiren zu müssen glaubte, welcher gerade um seine Frau war, und daß er sich dessen als Vertrauten be-

diente, der mit ihm Bundesgenosse zu sein ein eben so eigennütziges und ihm feindseliges Interesse hatte. Julie endlich war seit dem politischen Sturze ihres Mannes weicher und schwächer geworden. Sie begann, als Weib zu fühlen, bedurfte Zuspruch und Theilnahme und tauschte für beides, das sie von ihren jungen Freunden erhielt, wohl mehr an Empfindung aus, als sich mit ihrer frühern spröden Kokketterie zu vertragen schien. Sie haßte ihren Gemahl um so mehr, als sie sich gestehen mußte, daß sie der Liebe bedurfte.

Herr von Magnus irrte unter diesen Umständen wie ein Träumender umher. Er stürmte auf Edmunds Zimmer und sagte: „Mein Freund, was soll ich von dem Benehmen Arthurs denken? Er ist die Seele meiner Frau. Was der fühlt und denkt, denkt und fühlt sie mit ihm! Sie fahren, sie reiten, sie gehen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht wenigstens sprechen hört. Ich bin bei lebendigem Leibe schon verschollen. Ich werde mir das Leben nehmen müssen."

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," sagte dann Edmund, dem die Begünstigung Arthurs das Blut ins Gesicht trieb; „es kann so schlimm noch nicht stehen. Sie zieht Arthur nur auf, sie spielt mit seinen Schwächen, sie" —

Ein Bedienter unterbricht die stockende Rede des Eifersüchtigen, der den Eifersüchtigen trösten wollte. Julie wünsche mit Edmund zu singen, heißt es. Edmund eilte davon und Herr von Magnus muß sich die Hand vor die Stirn schlagen. Er läuft in den Garten und trifft A r t h u r, wie er mit den Gärtnern spricht, als wären es seine Untergebenen.

„Mein Freund," sagte Herr von Magnus zu ihm; „was soll ich von dem Benehmen Edmunds denken? Er ist die

Seele meiner Frau. Was sie denkt und fühlt, fühlt und denkt sie mit ihm! Sie musiciren, sie zeichnen, sie lesen zusammen. Ihr ist nicht wohl, wenn sie ihn nicht mit Augen sieht. Sagen Sie mir, ob ich mir nicht das Leben nehmen muß, um diese Menschen glücklich zu machen?"

„Beruhigen Sie sich, Herr von Magnus," sagte Arthur, den seinerseits wieder der Gedanke an Edmund in Harnisch brachte. „Sie zieht Edmund nur auf, sie" —

Er sprach dies gleichfalls nicht aus, sondern ließ den Unglücklichen stehen, um sich Juliens zu vergewissern. Herr von Magnus blieb einen Augenblick betroffen stehen, sah ihm nach und rief dann, vom Vorgefühl des Todes durchschauert, einige seiner Leute herbei. Er ging mit gräßlichen Vorstellungen um. Noch unklar darüber, wollte er wenigstens seinen Sarg bei Zeiten zimmern lassen und befahl, wie ein Ekstatischer so aufgeregt, einen Nußbaum im Parke zu diesem Zwecke zu fällen. Die Leute sahen sich an, folgten ihm aber mit Beilen und Sägen in den kalten, von Herbstblättern raschelnden Park. Mit mächtigen Schritten eilte er voran.

Inzwischen trat Arthur in die Zimmer Juliens, wo Edmund mit ihr à quatre mains musicirte. Sie ließen sich beide nicht stören, sondern gaben Arthur Gelegenheit, ihnen Beifall zu klatschen, da sie vortrefflich spielten. Arthur hatte aber weder Sinn für die Musik noch für die Gerechtigkeit. Er lehnte sich an das Fenster und ertrug eine Vertraulichkeit, die er ohne Aufsehen zu machen nicht stören konnte.

Es waren Sonaten des alten Haydn, auf welche Edmund gern zurückkam und die er, da sie von neuerer Hand überarbeitet waren, auch Julien empfehlen zu können glaubte.

Sie behauptete nun aber, nachdem sie einige Concerte beendigt hatten, daß noch viel Puder auf diesen Compositionen läge und daß, jemehr Takt in diesen Stücken wäre, Einem destomehr davon auf die Schultern falle.

Edmund fühlte sich durch diese Anmerkung gekränkt und antwortete nicht. Julie war aber seither so milden Herzens geworden, daß sie ihren Widerspruch nicht fortsetzte, sondern Edmund sogar die Wangen streichelte und ihm sagte: „Es ist eine Musik für Blondköpfe."

„Auch das ist nicht wahr," entgegnete Edmund, ohne auf die heftigen Schritte Arthurs zu hören. „Eher eine Musik für Krausköpfe; so etwas Schalkiges, Graziöses und wieder Gutmüthiges liegt in diesen herrlichen Klängen, die die Meisterschaft eines Mozart schon ahnen lassen."

Keines von beiden schien Arthurs Gegenwart bemerken zu wollen. Sie begannen eine neue Piece und hatten einige Sätze durchgespielt, als sich in den Nebenzimmern ein Geräusch näherte. Die Thür wurde aufgerissen und leichenblaß trat der Haushofmeister herein, eine schreckliche Nachricht mit ungewissen Lippen stammelnd. „O Gott, kommen Sie," rief er den Erschrockenen zu; „es ist ein Unglück geschehen! Der Herr ist von einem Nußbaum erschlagen, den wir im Park haben fällen wollen. Wir warnten ihn fortwährend, aus der Nähe des Baumes zu gehen, weil er leicht in dessen Fallrichte kommen könne. Er hörte aber nicht, bückte sich immer dahin, wo der Stamm eben überschlagen mußte, sagte sogar, der Baum solle sein Sarg werden, der Baum schlägt über und, mein Jesus! zerschmettert ihn."

Arthur wollte hinausstürzen, um zu sehen, ob noch Rettung wäre. Aber Julie in dem Augenblicke der Gefahr die

Anwesenheit des Nebenbuhlers nicht mehr ignorirend, sprang sogleich zu ihm heran, als bedürfte sie seines Schutzes, hielt ihn zurück und beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig wäre, sie nicht zu verlassen. Da er zögerte, so klammerte sie sich an seinen Körper und zog ihn zurück, bei ihr, der alles Grause und Entsetzliche Fürchtenden, dazubleiben, als bedürfte sie eines Beschützers, nicht eines Trösters!

Edmund, von seinem weicheren Herzen getrieben, übersah diese Richtung, welche Juliens Angst nahm, und überhörte, daß sie ihm, als er forteilte, um das Schreckliche zu sehen, nachrief: „Kommen Sie nicht wieder!" Er eilte in den Park, an die unglückselige Stelle, wo man den Entseelten eben auf eine Tragbahre legte, um ihn ins Schloß zu bringen. Der herbstlich entblätterte Baum, hie und da noch eine Frucht tragend, lag weithin ausgestreckt, er trug eine Inschrift, die in das Holz geschnitten war, welche besagte, daß Karl von Magnus vor vierzig Jahren diesen Baum gepflanzt hatte. Edmund war so bewegt, daß er den Trägern nur mit Mühe folgte. Ein Diener des Hauses suchte, als man den Unglücklichen unter Dach und Fach gebracht hatte, einige wundärztliche Kenntnisse an ihm zu erproben; allein weder die Ader gab Blut, noch schien der zerschmetterte Hirnschädel irgend eine Möglichkeit von Trepanation zuzulassen. Man mußte die Hoffnung aufgeben und trug den Verschiednen in die der Gruft nahgelegene herrschaftliche Todtenkammer.

Edmund wollte zu Julien zurückkehren und ihr den Stand der Sachen berichten; allein sie ließ ihn nicht vor. Er fand dies ganz in der Ordnung, da er ihre Furcht vor aller Aufregung kannte und wollte sich zufrieden geben, als es ihm

einfiel, nach Arthur zu fragen. Dieser war noch immer bei Julien! „Welche Schändlichkeit!“ knirschte er. Edmund konnt' es glauben, was er hier glauben mußte. Er hatte längst sich mit dem Gedanken vertraut zu machen gesucht, von Arthur verdrängt zu werden; aber er wollte wenigstens nicht freiwillig nachgeben, sondern sich für den schmerzlichen Verlust männlich rächen. Er wußte nicht, wie wunderbar seine Stellung zu Arthur war, und daß sie ein stiller, unsichtbarer Genius, Seraphine, verband.

Ja, Edmund mußte sich sogar gestehen, daß der Verlust nicht einmal mehr ein schmerzlicher war. Er zog sich auf sein Zimmer zurück und hing seinen Gedanken nach. Weiblichen Gemüthern liegt ein gewisser Egoismus, der dieselben Aeußerungen mit dem Egoismus des Dichters hat, immer nahe. Diesen ergriff er und klagte sich selbst an, einem Wesen wie Julien sein Herz zu opfern, dem Widerspruche seiner selbst, wie er sagte, meine Harmonie! Ihr Gleichmuth gegen das Unglück ihres Mannes, ihre Angst, sich aus der Sphäre des Todes entfernt zu halten, schrecklich genug schon bei dem Hingang ihres Kindes bewiesen, machte sie ihm grauenhaft. Er hätte vor dem Wunsche, vom Tode ihres Mannes Nutzen zu ziehen, jetzt erröthen können. Allein er sagte sich, daß er ihn nicht einmal ziehen könnte.

Nur Arthurs Bevorzugung riß ihn wieder aus dieser Entsagung auf. Sich zurückgesetzt zu sehen, ertrug er, wenn nicht seiner Liebe zu Julien, doch seiner Liebe zu sich selbst wegen nicht. Jemehr er die Natur und äußere Erscheinung Arthurs prüfte, desto stärker regte er sich auf. Er ging sogar soweit, Arthur einen Adel vorzuhalten, den dieser zwar im Wesen und im Geiste, aber nicht im Namen hatte. Er

war entschlossen, sich wenigstens die Genugthuung zu verschaffen, die ihm, dem Cavalier gebührte. Man verstehe aber wohl! Edmund war ein so guter Junge, daß er die Adelsideen nur deshalb in sich beschwor, weil sie ihm in dem Augenblicke den Satisfaktionsheißhunger gaben, den er sonst, seinem Herzen und seinem Verstande folgend, nicht würde gehabt haben.

Am folgenden Tage war freilich all seine Kraft schon hin. Ein weichmüthiges Verzeihen und Versöhnen kam in sein Herz. Er hätte sich selbst an den Haaren herbeischleppen müssen, um sich in die Situation seiner Entschlüsse vom gestrigen Abend zu versetzen. Was war es aber? Er verzieh Julien ihre gestrige Entfernung von ihm: er rechnete sicher darauf, daß sich heute das Gleichgewicht wieder herstellen würde. Allein er mußte erfahren, daß er sich täuschte. Er wurde auf's Neue nicht zugelassen. Er schäumte vor Wuth über diese infame Zurücksetzung, wie er sagte. Er schrieb sie nur dem Uebergewichte Arthurs zu und hatte ganz Recht darin: denn dieser behauptete seinen Vorzug und war immer in Juliens Nähe. Zwar schrieb sie an Edmund: „Ich kann Sie nicht sehen, Edmund, weil Sie keine Kraft haben, weil Sie blaß aussehen würden über das traurige Ereigniß, weil Sie endlich mich gar nicht schonen würden.“ Auch leuchteten diese Züge mit einiger heimlichen Wärme in sein Herz und richteten ihn eine Weile auf; allein er war doch zuletzt aufrichtig genug, sie nicht anders als wie für eine Ablehnung seiner Nähe auf lange Zeit zu verstehen; sogar Arthur schien ihm unschuldig; es quälte ihn, daß er sich auf eine dem Ehrenpunkte angemessene Weise aus dieser Lage retten mußte. Er schrieb noch den nämlichen Abend eine Ausforderung an Arthur.

Dieser hatte die Nothwendigkeit einer solchen Lösung ihrer beiderseitigen Rivalität längst vorausgesehen und war auf eine Waffenentscheidung gefaßt. Er nahm die Herausforderung ohne Groll oder Blutdurst an; er war selbst ergriffen genug von dem Drange der Umstände, die hier eine mathematische Nothwendigkeit schufen. Es war am frühsten Morgen, als Arthur und Edmund, beide ohne Zeugen, in einen nahe gelegenen Wald ritten. Ein dichter Herbstnebel lag auf der Gegend und entzog Einen dem Blicke des Andern, ob sie gleich, der Kälte wegen in Mäntel gehüllt, ganz nahe zusammenritten: keine dreißig Schritte auseinander. Aus dem Wald bellte ihnen ein Hund entgegen. Eine Stimme rief und pfiff ihn zurück. Edmund erkannte ihn. Es war derselbe Hund, den ihm einst Philipp abgelockt hatte. Das Thier erkannte auch Edmund und umwedelte den Reiter, indem es an das Gebiß des Pferdes bellend hinaufsprang. Es pfiff Jemand darauf stark und rief ihn zurück. Weiterhin lichtete sich der Wald und die beiden Reiter wurden, da sie sich schon längst gehört hatten, ihrer ansichtig. Ein gut gelegener, wie absichtlich von Bäumen umschlossener Platz bot sich dar. Sie hielten an, stiegen ab, banden die Pferde an zwei Bäume fest und maßen stillschweigend die Entfernung. Eigentlich hatte Edmund die Waffen anzubieten. Es war schon wunderlich genug, daß sie Arthur unterm Mantel hervorzog und seinem Gegner, der die Augen kaum aufschlug, die Wahl ließ.

Sie hatten schon Positur gefaßt, als neben ihnen im Gebüsch sich etwas regte. Sie merkten jetzt erst, daß sie ganz nahe an der Landstraße standen, die sich durch den Wald zog. Ein zweirädriger Karren fuhr vorüber mit einem

grauen Verdeck. Der Hund saß oben auf dem Verdeck und bellte herüber. Aus dem Korbe aber sah man eine Peitsche hängen, die ein unansehnliches, schwaches Pferdchen zur Eile antrieb. In dem Augenblicke sah aber ein weiblicher Kopf aus dem Tafelwerk des Wagens hervor, es war Seraphine. Wie Arthur und Edmund ihrer ansichtig wurden, ließen sie die Waffen sinken und blickten sich fragend an. Seraphine, die die Scene wohl verstand, griff in den Zügel und wehrte eine Hand ab, die sie zurückhalten wollte. Im Nu war sie dem Käfig entsprungen und eilte zu Arthur und Edmund, die sich zurückziehen wollten. Sie wußte, soviel Worte ihr auch auf dem Munde lagen, doch keines davon auszusprechen und blieb wie erstarrt auf dem Boden angewurzelt, da sie jetzt erst die beiden sich bedrohenden Gestalten erkannte. Edmund tritt näher heran und ruft: „Seraphine!" Sie lehnt sich aber, da auch Arthur heranschreitet, an einen Baum und bricht in heiße Thränen aus. Diese peinliche Situation währte einige Sekunden, bis sich Arthur an Edmund mit der Frage wandte: „Kennen Sie das Mädchen?" Seraphine blickte auf und richtete ihr Auge so fest auf Arthur, daß er die Frage kaum beenden konnte. „Ob wir uns kennen, Seraphine!" rief Edmund mit allem Schmelze seines edlen Gemüthes aus. Seraphine wußte nur zu antworten, indem sie seine Hand drückte und auch die des kalten, spröden Arthur zu erfassen suchte. Dieser Moment währte einen Augenblick: die Pistolen entglitten den Händen der beiden Männer. „O liebt Euch!" sagte Seraphine mit krampfhaft erstickter Stimme; „liebt Euch! Ihr seid Eins, Eins in mir, haßt Euch nicht!" Ach, es war eine Welt von Erinnerung, die auf diesen drei Seelen lastete. Sie blickten sich stumm an, ohne daß Eines

recht die Rührung des Andern verstand. In dem Augenblick fing Philipp an, lebhaft mit der Peitsche zu knallen. Er rief seinen Hund, der sich unter die Scene gemischt hatte, schien aber mit seinem Pfeifen weit mehr Seraphinen zu meinen. Sie verstand auch seinen Ton, drückte noch einmal den beiden Männern die Hand und wandte sich mit lautem Schluchzen dem Wagen zu. Philipp, der sich selbst nicht sehen ließ, hob sie herein, der Hund sprang auf das Verdeck, das er über Kisten und Koffer, die hinten aufgepackt waren, leicht erreichen konnte, und die kleine Karavane zog von dannen. Man hörte noch Seraphinens Weinen bis tief in den stillen Forst. Kein Vogel sang. Keine Blume duftete am Wege. Ein starker Windhauch hob die Herbstblätter von der Erde auf, und trug ihrer eine raschelnde Wolke den Davonziehenden nach.

Die beiden jungen Männer aber, von denen nur Arthur die Lage der Dinge recht übersah, lächelten sich schmerzlich an, bestiegen ihre Klepper und ritten aus dem Walde nach dem Schlosse zurück. Als sie es in der Ferne liegen sahen, kam Edmund zu Arthur heran und sagte: „Es ist Alles eitel in der Welt, lieber Freund: wollen wir noch einmal auf Magnusruhe einkehren?" „Wie Sie wollen, Herr von Oppen, ich habe da eigentlich nichts zu suchen!"

Edmund, lächelnd, um seine Beschämung zu verdecken, entgegnete: „Ich hole mir wenigstens mein Gepäck und meinen Wagen."

„Gut," sagte Arthur, „wir theilen den letztern und fahren zusammen nach der Residenz zurück."

Allein es lag im Schooße der Götter nicht, daß sie so leichten Kaufes davon kommen sollten. Es war ihnen

noch eine Katastrophe aufgespart, die sie in ihren Vorsätzen gründlich bestärken mußte, ein Erlebniß, das grauenhaft vor ihre Augen treten sollte, Niemanden aber mehr vernichtete als den Stolz, den Leichtsinn und die Gefühllosigkeit des Weibes, um dessen Gunst sie gewetteifert hatten.

Sie waren nämlich kaum bei dem Schlosse angekommen, als sie im Wohnhause, im Hofe, wo sie ihre Pferde abgaben, eine wunderliche Aufregung der Dienerschaft wahrnahmen. Nach der Ursache derselben fragend, antworteten ihnen die Einen, daß der selige Herr spuke, die Andern, daß er von den Todten auferstanden sei. Der Haushofmeister kam ihnen entgegen und erklärte ihnen: „Sie wissen, meine Herren, wie viel Noth wir hatten, das Blut am Kopfe des Seligen zu stillen. Indem wir ihn vorgestern in die Gruft trugen, zog sich aus dem eilig besorgten schlechten Sarge, welcher aus dem unglückseligen Baume gezimmert wurde, eine Spur davon durch das Haus entlang, die ich gern getilgt hätte. Wir fangen damit heute an und sind schon dicht am Gewölbe, als sich ein plötzliches Stöhnen vernehmen läßt, das sicher aus der Gruft kommen mußte. Ich fasse mir ein Herz, stoße die eiserne Thür zurück... ach," unterbrach sich aber der Erzähler, „dort kommt die Frau Baronin selbst."

Julie wurde nämlich von mehreren Dienern eine Stiege herunter geführt. Halb ohnmächtig schritt sie dem Gewölbe zu, ohne ihre beiden Freunde zu sehen, die sich anfangs zurückzogen und dann langsam nachfolgten. Als Julie zögerte, rief ihr ein Geistlicher zu: „Sie müssen! Er verlangt nach Ihnen. Er will mit Ihnen allein sprechen und nur im Gewölbe; alle guten Geister loben Gott den Herrn."

Es war im Gewölbe finster und schwül. Fackeln erhellten den grauenhaften Raum und ließen rings die aufgestellten Särge der Ahnen des Hauses sehen. Julie wankte an den jüngsten dieser Aschenbehälter. Ihre Blicke fallen auf den Todtgeglaubten, auf eine Verbindung, mit der sie niemals Gemeinschaft gehabt hatte und die jetzt ein so Grausen erregendes Recht auf sie ausüben wollte. Es ist Herr von Magnus, der in einem langen Sarge, mit gräßlicher Entstellung seiner Gesichtszüge daliegt. Der Auferstandene hängt kaum mit einem Faden am Leben; aber der Faden wirbelt sich immer dichter zusammen, das Bewußtsein leuchtet immer glänzender aus den starren Augen. Er erblickt jetzt Julien und winkt ihr mit matter Hand.

„Ich stand schon an den Pforten der Ewigkeit,“ sprach er leise zu ihr. „Diese Sinne, welche jetzt allmälig in meine auflebenden Nerven zurückfließen, tasteten schon in dem unendlichen Raume der Unsterblichkeit, wie ein neugebornes Kind sich an die Welt gewöhnt. Ich lag wie ein Säugling an einer überirdischen Mutterbrust und sog mich am Himmel zum Himmel auf. Muß nun aber zurückkehren in diese elende Welt! Der Ast, an dem ich mich anklammerte, um einige Zoll hoch über die Erde zu kommen, brach. Ich werde mit der Minute kränker, d. h. menschlich geredet, gesunder, kräftiger: ich fühle, daß ich sterben, ich meine menschlich geredet, daß ich leben kann. Ich will leben. Du seufzest? Nun, Julie, ich will also nur leben, wenn Du willst. Darum rief ich Dich. Willst Du mein Siechthum nicht verachten? Willst Du Dich durch den Anblick meiner Leiden rühren und Neigungen entsagen, die zwischen mir und Dir die Scheidewand gewesen? Sprich, ich verlange Nichts, das Du geben müßtest.

Rück' ich in diesem Kasten nur ein wenig höher hinauf und presse mein offenes Hirn an die Kopfwand, so bin ich hin! So ist jetzt Leben und Tod in Deiner Hand; sprich!"

Arthur, der dies hörte, bekam so großes Mitleiden mit der gefolterten Frau, daß er hinzutreten und vermitteln wollte. Edmund aber und der Pfarrer hielten ihn zurück. Der Letztere trat selbst vor und versuchte zu versöhnen. Aber der zwischen Tod und Leben Schwankende rief: „Keine Fürsprache will ich! Nur die Stimme des Herzens und der Pflicht soll entscheiden. Habe ich kein Recht mehr, dann fahre wohl, Welt, was soll ich hier?"

Als aber Juliens Thränen flossen, so laut, daß der Scheintodte sie hörte, hielt er selbst inne sie zu quälen. Er wünschte hinaufgetragen und von einem geschickten Arzte, der jeden Moment erwartet wurde, behandelt zu werden.

Indem man hierzu Anstalten machte, zogen Arthur und Edmund sich zurück. Ihr Wagen war inzwischen gepackt worden. Sie fuhren zusammen nach der Residenz zurück, im Anfang ernst genug gestimmt, bald aber heiterer und zuletzt über den Contrast der komischen Art des Herrn von Magnus mit der fürchterlichen Alternative in dem Nußbaumholzsarge, sogar zum Lachen gestimmt.

Zwei aber gab es hinfort, die nicht mehr lachten: Seraphine und Julie. Diese hielt treulich den harten Winter auf Magnusruhe aus und pflegte die Genesung ihres Mannes, die sich langsam, aber mit bester Hoffnung anließ. Herr von Magnus mußte fortan eine feine silberne Hirnschädelplatte tragen. Er ging gebückt und war jeder kleinsten Veränderung der Temperatur auf das Empfindlichste ausgesetzt. Julie trug ihr Schicksal mit bewunderungswürdiger Entsa-

gung. Sie hatte zum ersten Male in ihrem Leben dem Schrecken in's rollende Auge geblickt, jetzt ertrug sie sein Drohen, sie zitterte nicht mehr vor dem, was sie früher nicht hätte tragen können. Mit der Aufopferung einer Antigone führte sie einen Mann, der alt genug war, um ihr Oedipus zu sein, durch den kurzen Lebensrest, den er noch zu verwenden hatte. Oft konnte man beide an öffentlichen Orten, auf Promenaden sehen, wo sie aus dem Wagen stiegen, und die gebückte Gestalt des unglücklichen, jetzt aber der Welt, ihren Tendenzen und Systemen gänzlich abgewendeten Mannes sich in den Arm seiner fröhlich blickenden und in die Fügung still ergebenen Gattin hing.

Weniger trostreich gestaltete sich Seraphinen's Loos. Philipp war in der Haft verwildert und besaß nichts mehr von der feinen Zurückhaltung, die er sonst weit über seinen Stand hinaus gegen eine ihm gewisse Braut beobachtete. Von Nahrungssorgen gedrängt, mißhandelte er sie und vernachlässigte seine Umgebungen. Seraphine verkümmerte in der Prosa ihres jetzigen Daseins. Muß man auch zugestehen, daß sie sich oft ihrer Verhältnisse überhob und Philipp den ganzen Adel ihrer Seele selbst mit unangemessenem Stolze empfinden ließ, so fügte sie sich doch in Freunde und Verwandte in seine Kundschaft und Gönnerschaft. Aber was vermochte sie! Ihre bestimmten Aeußerungen kränkten die Nachbarn mehr, als sie diese gewannen. Bald hieß es von ihr, sie trüge große Ideen im Kopf, bald entdeckte man als Folge derselben ökonomische Nachlässigkeiten, Unordnung des Costümes, niedergetretene Schuhe, offenherzige Strümpfe, allzuspät gemachtes Haar, hundert Handhaben für Verläumdungen die zuletzt systematisch wurden. Wusch sie, so wurde

das Weißzeug gemustert, ging sie auf den Markt, so kaufte sie das Schlechteste und bezahlte es am theuersten. In dem kleinen Kramhandel, welchen Philipp etablirt hatte, beobachtete sie kein Maaß und Gewicht, sprach heute mit den Kunden nicht, und hielt sich morgen wieder so lange mit ihnen auf, daß sie das Innere des Hauses vernachlässigte. So schwankte sie von Extrem zu Extrem und verlor allmälig das Gleichgewicht ihrer selbst. Sie genas eines Kindes, das bald ausathmete. Wenige Wochen darauf folgte sie ihm selbst nach. Die Mißhandlungen ihres Mannes und ein Schmerz, den sie sich nicht erklären konnte, der aber fortwährend an ihrem Herzen nagte, hatten sie getödtet. Niemand, ihre, weit von ihr entfernt gewesenen Geschwister ausgenommen, weinte über ihren Tod.

Arme Seraphine! Was drängte mich, das Bild Deines Lebens vor allem Volke aufzurollen und Dein gebrochenes Herz, als ein Kunstwerk, von Händen anatomiren zu lassen, die nichts daran schonen werden, weil sie es für Dichtung halten, da es doch eitel Schmerz und Wahrheit ist, Wahrheit, die Du erlebtest, und Schmerz, den ich selber — soll ich nun Edmund oder Arthur sein — mitgeduldet und mitgeschaffen habe! Ach, wenn Dichtung nicht blos Traum und Phantasie, wenn Dichtung auch der Seele wirksamster und wahrster Athemzug ist, dann hatt' ich ein Recht, meinen Schmerz und meine Vergehungen an Deinem Herzen auszuhauchen in diese bunte Abwechselung von Zuständen, die sich poetisch vor mir abrundeten und der Hand des Künstlers nicht bedurft hätten! Nun schlummerst Du schon länger als ein halb

Jahrzehend, bist Staub und Asche — was bin ich! Nicht **einen** Faden hab' ich noch, der mein Leben an Deine Jugend und jetzt Deinen Tod knüpfte, keine Erbschaft der Liebe, kein Testament eines letzten Blickes, keine Blume mehr, die Du vor mir, der Alles zerriß, retten konntest, nicht eine Zeile Deiner Hand! O unendlich, furchtbar weit ist Dein Tod und mein irrendes Leben geschieden. Du starbst ohne Ahnung dessen, was ich noch erstreben würde, starbst mit einem heitern Bild von mir vor Deinen das Himmlische suchenden Augen: und sahst keine der Klippen, über welche ich noch klettern, keinen der Abgründe, aus denen ich mit Mühe zum Lichte klimmen sollte — ach, dies Anderssein, diese Umgestaltung drückte so mächtig auf mein Herz, daß ich ihm Luft machen mußte und einen Augenblick Alles, was ich bin und habe, preisgeben, um mir Etwas zu verwirklichen, was jetzt ein Grab ist, ein kahles vielleicht, ein einsames, und was einst so blühendes und hoffnungsvolles Leben war! Wirklichkeit war es, wie das nächtliche Rauschen meiner Feder jetzt auf dem weißen Papiere, Wirklichkeit wie die Uhr, die da eben draußen eine Stunde nach Mitternacht schlägt! Es mußte abgethan werden! Jetzt, wo es geschehen ist, fällt die Thür der Vergangenheit wohl auf ewig ins Schloß. Sagt mir nicht, wo sie begraben ist! Sie ist hin! Der kommende Morgen wird kalt und gleichgültig mit neuen Pflichten an mein Fenster pochen.

Wiener Eindrücke.

1845.



Wiener Eindrücke.

1845.



Im Mai 1845.

— — Von Frankfurt nach Nürnberg traf ich noch überall die Spuren des stürmischen Abschieds, den diesmal der eisige Winter von der Erde genommen hatte, ausgetretene Flüsse, durchbrochene Dämme, durchfeuchtete Häuser. Erst in der sandigen Umgebung Nürnbergs hatte die Fluth schon Zeit gehabt, im durstigen Boden zu verschwinden. Die Bäume, die von einigen schönen Apriltagen in Frankfurt schon mit ihren grünen Schimmern sich geziert hatten, streckten im Gebirge noch ihre kahlen Aeste in die frostige Luft und in Nürnberg gab es noch keine Spargeln.

Aber König Gambrinus hatte schon den Spund seiner kühlen Fässer aufgeschlagen. Salvator und Bock flossen in den tannenbekränzten Wirthshäusern und Herbergen und der Mond stand des Nachts so voll, so goldgelb brennend am Himmel, daß ich ordentlich am eignen Auge, wenn es zum Wagen in die blauhelle Nacht hinausblickte, fühlte, wie das ziehen und locken und alles Feuchte aus dem Erdenschooße auffaugen müsse. Daß der Mond somnambül macht bewiesen auch die schönen Judenmädchen in Fürth, die am Samstag Abend schon

frühlingsweise vor den Häusern plauderten, armverschränkt in den freundlichen Straßen lustwandelten und träumerisch die heißen Blicke der orientalischen Jünglinge erwiederten, die unter sich von Calico und Jaconnet, mit den Mädchen aber vom schönen Monat Mai und seinen Blüthen sprachen.

In Regensburg regnete es wieder mit aller Kraft des Aprils. Um den Dom schwammen die Gewässer, wie um die Arche Noäh. Mein Ararat wurden die „drei Helme" und statt der Taube hatt' ich im Nebenzimmer eine Nachtigall, die Hasselt-Barth. In Regensburg, was beginnen, wenn es regnet? Den Schirm aufspannen und irgendwo das hier begrabene römisch-deutsche heilige Reich suchen? Einen Fiaker nehmen und um die verschwundenen Jahrhunderte weinen? Ein freundlicher Bürger der Stadt führte mich zuvörderst an einen Ort des besten Bieres und sonntäglichen Nachmittagskaffees. Die bayrischen Chevaux-legers-Offiziere und die Regensburger Gymnasialjugend ließ mich das alte römische Vaterland vergessen. Auf der feuchten Promenade, in einer tropfbaren Allee, deren Ende das perspektivische Bild der Walhalla auffing, begegnete uns ein kleines silberlockiges Männchen, mit einem Mützchen auf dem Scheitel. Es war der Bürgermeister von Würzburg, Professor Behr .... schmerzlichen Andenkens. Dort die Walhalla, hier der greise Behr, König Ludwigs Lehrer, der Gefangene von Passau ..... nicht die Gegensätze unserer Zeit sind so merkwürdig, sondern das ist merkwürdig, wie nahe sie beieinanderstehen.

In den Laden von Manz, dem Verleger der Convertiten und Ultramontanen, konnt' ich nicht eintreten, weil es Sonntag war. Das Theater bot eine Raimund'sche Posse, die Niemand gelernt hatte. Die Walhalla ....? Sie hatte

so zauberisch geglänzt in der grünen Allee, über dem Scheitel des Bürgermeisters Behr hinweg. Eine Aprilwolke hatte ein paar Sonnenstrahlen durchgelassen und diese waren so blendend auf den weißen Marmor gefallen ...... ich dachte: Gerechtigkeit gegen Jeden! Ich will die Walhalla sehen.

Und ich sah sie mit Staunen und Bewunderung und mit Mitleid für König Ludwig. Warum muß ein so hoher schöpferischer, edler Geist, wie er diesen Fürsten beseelt, im Widerspruch mit seiner Zeit liegen? Warum müssen die künstlerischen Thaten dieses poetischen Menschen ohne allhingebende, allentzückte Theilnahme bleiben? Diese Walhalla, bei Donaustauf den breiten Strom beherrschend und hinaus in die Lande leuchtend, ist ein majestätischer Tempel, erhaben in seiner Anlage, großartig in seiner Ausführung, wohl das schönste Werk dieser Art, das in unsern Tagen ersonnen und begründet wurde. Berlins Bauten sind Bettlergaben dagegen. Auch Paris besitzt Nichts von dieser Schönheit. Die Walhalla reiht sich nur den Tempeln an, die einst auf Sunium, Pästus und der Akropolis standen.

Der Aufgang ist majestätisch. Ein öder Fels springt an die Donau hinaus. Dort oben im blauen Sonnenlicht, die granitnen Stufen hinan, liegt einsam und hehr der edle Marmortempel. Einsam und hehr wie der Ruhm, dem er gewidmet wurde. Tretet hinein und Euer Auge wird geblendet sein! Was hilft es zu lächeln und dem Schöpfer dieses Baues gram sein wegen dieser und wegen jener Dinge .... der Gedanke, zur Zeit unserer politischen Erniedrigung, zur Zeit der französischen Gloire einen deutschen Ruhmestempel zu gründen, bleibt groß und edel. Die deutschen

Gelehrten, wie Johannes von Müller, werden von dem jungen Prinzen um ihre Meinung ersucht, sie nennen ihm die Ruhmeswürdigen, er beginnt mit den Büsten, bestellt deren eine nach der andern, sammelt, zeichnet, erweitert seine erste Anlage, beginnt endlich die Ausführung und nun steht das Ganze da, nach Außen erhaben, nach Innen voll Reiz, wohlthuend für die Sinne, reich, geschmackvoll, fehlerhaft vielleicht nach diesen oder jenen Prinzipien, aber voll Grazie selbst in diesen Fehlern, eine Schöpfung mit einem Wort, die unendlich größer als ihr Ruf ist.

Ein Buch liegt an den kolossalen Metallthüren, in welches mancher Engländer sein Entzücken eingeschrieben hat, auch mancher Deutsche. Münchner Praktikanten, die Beförderung wünschten, schrieben hier: „Heil dem König Ludwig!“ oder: „Nur Ludwig konnte dieses Werk vollenden!“ oder: „Heil! Heil dem König und Dichter!“ oder: „Dem edlen König traut, der solche Werke baut!“ Ein Wiener trennte sich von der Walhalla und schrieb: „Ich scheide, durchdrungen von deutschem Gefühle!“ Die Gräfin Yrsch aus München dichtete:

Nur Ludwig konnt' den Gedanken denken,
Nur Er Walhallas Schöpfer sein,
Und auch diesen Ruhm der Nachwelt schenken,
Walhallas einst Genoß zu sein.

Charakteristisch ist der Ausruf eines Hamburger Kaufmanns, der im Wechselstyl schreibt: „Samuel Lachmann von Hamburg. Sah ein Palais Royal und Eine Walhalla“ .... eine Zusammenstellung, die dem franzosenfeindlichen Könige wenig schmeichelhaft gewesen sein wird.

Aber was beweisen diese Ausrufungen! Die Walhalla ist unpopulär. Sie kommt uns von einem Fürsten, dessen

poetischer Sinn seinem politisch gestimmten Zeitalter keinen Geschmack abgewinnen konnte, der die revolutionären Bewegungen seit 1830 mit einem fast persönlichen Hasse verfolgte, der der kirchlichen Aufklärung das Hemmniß neubegründeter Klöster in den Weg stellte und aus der Walhalla selbst der Deutschen Größten Einen, Martin Luther, entweder aus Religionshaß oder, wie ich eher glaube, weil Luther Deutschland trennte, aus mißverstandener Vaterlandsliebe entfernt hielt. Da steht dieser schöne Tempel, würdig, ein Wallfahrtsort unseres Volkes zu sein, eine Zierde Deutschlands. Luftig schwebt die Walhalla mit ihren marmorweißen Ruhmesgenossen über dem irdischen Walten und Treiben und doch gehört sie im Grunde Niemanden, als ihrem Stifter, ihrem Erbauer, ihrem Dichter. Es ist kein Pantheon der Nation, sondern eine Privatkapelle eines Einzelnen. Wo Luther fehlt im Reigen großer deutscher Männer, da kann kein wahrhaft deutsches Herz sich heimisch fühlen, selbst das der aufgeklärten Katholiken nicht. Was sollen hier Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, wenn die Männer fehlen, in deren Geiste jene zugelassenen Ritter handelten und litten? Der Ruhm ist eine Sache der Allgemeinheit. Das Verdienst ist oft fraglich. Dem Verdieste huldigt oft nur ein kleiner Kreis, der es erkannt hat. Luther's, Melanchthon's, Zwingli's Verdienste mögen dem Katholiken zweifelhaft erscheinen, aber ihr Ruhm ist weltumfassend, historisch, allgemein, katholisch.

König Ludwig hätte in dem Augenblick, als der Tempel fertig war, den goldnen Schlüssel, mit dem er ihn öffnete, in die Hand eines Walhalla-Gerichtes legen sollen, eines vielleicht aus den Akademieen von Berlin, München und

Göttingen (daß Wien keine hat, ist Metternich's Schuld) zusammengesetzten Amphyktionengerichtes. Hier hätte über die Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Ruhmes entschieden und in Form einer Institution auch die Zukunft, auch die Ehre der Walhalla-Beisetzung künftiger Geschlechter, der Nation selbst überwiesen werden müssen. Das war so groß bei den Alten! Ihre Tempel, ihre Pantheen entstanden aus dem Volke und gehörten dem Volke. Kein Perikles entschied bei den olympischen Spielen, wer der Unsterblichkeit angehören sollte. Das Preisgericht war ein Institut des Volkes. Hätte König Ludwig, statt sich selbst die „Walhallagenossen" zu wählen, die Wahl einem volksthümlich zusammengesetzten Körper überlassen, wir würden dankend dasselbe Pantheon begrüßt haben, das uns jetzt fremd, entlegen und zweideutig erscheint.

Die Façade der Walhalla blickt nach Süden, in's Straubinger Land, in's Salzburg und Tyrol, wo deutsche Sprache, aber nirgend deutscher Geist vertreten ist. Der Rücken lehnt sich an eine Felswand, die den schönen Tempel vom deutschen Norden trennt, von dem Heerde der Intelligenz. Und die D o n a u! Ist sie so deutsch wie der Rhein und die Elbe? Wo fließt sie hin? In's Ungarn- und Türkenland und da, wo sie deutsch ist, lehnt sich Charakteristisches und deutscher Ruhm nur wenig an sie an.

Das Dampfschiff, das mich nach Wien bringen sollte, betrat ich in S t r a u b i n g. Malerische Schönheiten bietet die Donau erst hinter Passau, vom Standpunkte der Naturbetrachtung vielleicht erhabenere, als der Rhein. Der Rhein bietet keinen so wilden Anblick, wie die Donau in ihrer Verengung kurz hinter der österreichischen Gränze, wo sie sich

durch hohe nackte Felsen hindurchzwängt; der Rhein bietet keinen Blick wie die Donau in die schneebedeckte ferne Alpenwelt. Aber was den Rhein zum Sieger über die Donau macht, ist der allgewaltige Hauch des Culturlebens, der sich mit dem Hauche über den Gewässern vermählt. Da sind fröhliche Städte, lustige Weiler, sagenreiche Burgen und Kapellen. Hinter Linz hat die Donau noch mehr als Kapellen, sie bietet uns malerisch gelegene Stifte und Abteyen. Aber erwecken sie holde und freundliche Vorstellungen? Auf mein Gemüth nicht; denn ich kenne nichts Schöneres, als das freie Athmen des Geistes und nichts Häßlicheres als des Geistes hier glänzend vertretene Sclaverei.

Trauriger aber noch wird unsre Stimmung, wenn uns hier an den Ufern der Donau die Schauer der historischen Erinnerungen erfassen. Alle diese Gauen, die sich dort im Bayerlande und Oesterreich vor uns mit grünen Hügeln ausbreiten, haben einst nach andern politischen und religiösen Gestaltungen gerungen als in denen wir sie jetzt erblicken. Ächtdeutsch sind sie, Schauplätze der vaterländischen Sage der deutschen Geschichte. Der Sänger der Nibelungen, der Ordner des Gedichtes, muß hier gelebt haben. Die Orte, wo Rüdiger gehaust haben soll und Hagen über den Strom fuhr, finden wir noch an der Donau wieder. Die Bauernkriege ließen auch hier links und rechts Spuren ihrer Verwüstungen, aber auch Erinnerungen an hochherzige Züge zurück. Endlich hatte die Reformation schon die tiefsten Wurzeln geschlagen und besonders den ernsteren, tiefern Geist des Oberösterreichers über den Verfall der Kirche emporgehoben, aber priesterliche und weltliche Macht verstanden alle diese Keime wieder auszurotten und die Bekenner des neuen

Glaubens in die Gebirge zu verdrängen, wo sie sich noch jetzt hie und da zerstreut erhalten haben. Es könnte ein anderer Geist über diese gesegneten Fluren wehen. Diese biedern, treufleißigen Stämme könnten dem Walten des deutschen Genius näher stehen, als es Metternich und seinem Systeme beliebte sie zu stellen.

Ich muß hier eine Anmerkung machen. Zu den großen Lobpreisern und Enthusiasten der protestantischen Kirche gehör' ich nicht. Wenn ich Deutschlands gebrochene Einheit damit hergestellt sehen könnte, gäb' ich gern etwas Leipziger Rationalismus hin, gern einige Pakete protestantischer Synodalbeschlüsse und die sämmtlichen Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitung ohnehin. Aber in den meisten katholischen Landen erfaßt uns denn doch der Stolz, einem protestirenden Geschlechte anzugehören. Die Poesie des Katholicismus hört auf, wo die Beschränkung des Geistes und seine gedankenlose Sklaverei anfängt. In ganz Oesterreich hat eine frivole Politik die Religion zum Vorwande genommen, die Völker um ihre ewigen Rechte zu bringen, die Menschen um ihre nächste und ursprüngliche Freiheit zu verkürzen. Wo die Religion zu solchen Beschönigungen dienen kann, verliert sie ihre Würde und ich gestehe, daß man, in Oesterreich auf dem Lande reisend, diese ewigen Kapellchen, diese hölzernen Crucifixe und die geklexten Votivtäfelchen recht herzlich satt bekommt.

In Linz, hoch auf einem Festungsthurme, mit wundervoller Aussicht auf Berge und Thäler, hat sich eine Colonie Jesuiten angesiedelt, an dem Schrecken der Gebildeten sahe man's, die ersten in der reizenden, gewerbfleißigen Gegend.

Was sie beginnen würden, lag noch im Dunkeln. Sie kamen mit hohen Schutzbriefen, mit Empfehlungen von einflußreichsten Händen. Aber die Gemeinden haben schon alle ihre Seelsorger, die Schulen ihre Vorsteher, die einzelnen Gläubigen ihre Beichtiger. Was wollen sie? Wer bedarf ihrer? Was werden sie beginnen? Sie werden, um festen Fuß zu fassen, zur Intrigue ihre Zuflucht nehmen. Sie werden zuerst Wohlthaten spenden, die Armen, die Bettler an sich locken, sie werden unter den Kindern, den Frauen, den Greisen von sich reden machen. Dann werden sie predigen. Haben sie Talente, so verdunkeln sie einen Pfarrer dort, einen Kaplan da. Sie eröffnen Frühmetten, Abendmetten, Nachmittagserbauungen, sie locken, womit sie können. Dann verdächtigen sie die andern Ordensbrüder, endlich treten Vakanzen ein, eine Pfründe ist offen, ein Lehramt ist zu besetzen, der Augenblick ist reif, sie huschen hinein, sie haben in den fremden Häusern nur einen Fuß und bald sind sie darin die neuen Herren und setzen die alten vor die Thüre. Nein, es gilt zwar in den Augen Metternichs und seiner doctrinairen Umgebungen, der Herren Jarcke und Pilat, durchaus nicht für geistreich und eines denkenden Schriftstellers für würdig, den Kaiser Joseph zu rühmen, allein Ruhm und Preis dem edeln Fürsten, der in seinen Staaten solchen Ränken ein für allemal eine Ende machen wollte! Weil er vielleicht zu weit ging, als er dem Fanatismus alle und jede Nahrung entzog, durftet ihr Reaktionäre Euch so an Gott und seinen Geschöpfen versündigen, daß Ihr den Wahnsinn nun auch nirgends mehr bekämpft? Oesterreich ist, wie ich noch später zeigen werde, ein Land, in welchem oft der Mensch an seinem Urrechte, auf Erden zu existiren, förmlich irr werden kann.

Linz bietet, besonders auf seinem großen Platze, fast einen italiänischen Anblick. Die Gewohnheit aller dieser Gegenden, die Häuser glänzend weiß zu tünchen, gibt den Städten und Weilern, wenn sie so im Sonnenschein und frischem Grün daliegen, etwas ungemein Liebliches. Linz hat nun vollends noch den Schmuck flacher Dächer, schöner Kirchen, schattiger Promenaden und den schönsten in dem lieblichen Ausdruck seiner weiblichen Bewohner. Die großen goldnen Helme der Frauen gefallen mir nicht, aber die schwarzen enganliegenden Tücher, die sie für gewöhnlich tragen, geben der Stirn, der Nase und dem zarten Profil überhaupt einen anmuthigen Ausdruck. Auch das Theater, das unter einer fleißigen Direktion steht, nimmt vortheilhaft für sich ein. Mit Vergnügen begrüßt' ich in ihm wieder die Döbler'schen Nebelbilder, diese zarten Farbenhauche, mit welchen uns ein als Mensch eben so liebenswürdiger wie als Künstler und Gelehrter bedeutender Mann zuerst in Deutschland bekannt gemacht hat. Döbler hatte die Zahl seiner Bilder vermehrt und es in dem kräftigen Ausdruck der Effekte zu einer Virtuosität gebracht, die ihn vor seinen Nachahmern sicherstellt.

Die Untersuchung durch die Douane geschah in Linz mit Milde und Zuvorkommenheit. „Was haben Sie dort?" Bücher! . . . Himmel, das schien die Scene zu verändern. Vor Büchern hat dieser Riesenstaat mit seinen kolossalen ungrischen Grenadieren eine wahre Gespensterfurcht. Als ich aber hinzufügte: Lauter Comödien! klärte sich die Miene des Douaniers freundlich auf. Vor Theaterstücken haben sie dort keine Furcht. Zwar lassen Metternich und Sedlnitzky kein einziges Shakespeare'sches Stück aufführen, in welchem ein zweideutiger König oder schlechter Minister vorkommt, aber was man

so gewöhnlich in Oesterreich Comödien nennt, ein bischen Bauernfeld, etwas Grillparzer, ein wenig Raimund und viel Nestroy, das läßt man zu und der Koffer wanderte durch eine Barrière von zwanzig Mauthsoldaten, die die Straße versperrten, ungefährdet, um in Wien noch einmal, aber strenger, untersucht zu werden. Das ist Alles in der Ordnung und in Frankreich noch viel schlimmer. Der Staatszweck muß seine Quellen haben.

Von Linz bis Wien wallt die Donau durch einen der gesegnetsten Theile der Monarchie. Die Strudel und Wirbel wiegen das Bingerloch bei Weitem auf und solche malerische Burgen wie der Dürrenstein, solche kecke Raubnester wie Aggstein, die Burg des Ritters Schreckenwald, findet man am ganzen Rhein nicht, nur daß dieser von Bingen bis Bonn den Vorzug engerer Zusammendrängung hat. An Wallfahrtskapellen und Abteien herrscht Ueberfluß. Von den letzteren ist die Benediktinerabtei Mölk die berühmteste und verdienstlichste. Hier war es, wo sich kürzlich Enk, der geistreiche Kunstrichter, ein Benediktiner, den Tod in den Wellen der Donau gab. Eine Erklärung dieses unglücklichen Endes, die mir genügend schien, hab' ich nirgend bekommen können. Es scheint wohl, daß krankhafte Körper- und Geistesstimmung, Ueberdruß am gewählten Lebensberufe, Nichtbefriedigung durch die eignen Erfolge und Leistungen den Ausschlag zu dieser unglücklichen That gegeben haben. Natürlich duldet die österreichische Censur nicht, daß solche Vorfälle auf eine beruhigende und gründliche Art besprochen werden und so entstehen denn Folgen, die viel schlimmer für das „System" sind. Viele haben mich für bestimmt versichern wollen, Enk hätte in der Abtei seinen Tod durch

Andere gefunden. Das ist verkehrt, aber Irrlichter hüpfen nur auf Sümpfen.

Eine Stunde von Wien, in Nußdorf, landet das Dampfboot. Der Horizont hatte sich nach einem heißen Tage mit Wolken überzogen. Vom Kahlenberg her drohte ein Gewitter. Die Wiener wissen vielleicht nicht, daß von diesem Kahlenberge auch die Blitze der Calembourgs stammen. Der „Pfaff vom Kahlenberge" hieß im Mittelalter eine Sammlung von Schwänken oder richtiger von Lebensmaximen und Weisheitsregeln, die an Anekdoten geknüpft waren und die uns noch zum Theil erhalten ist. Der Kahlenberger Pfaff war mit der erste jener geistlichen Hofnarren, zu denen später Abraham a St. Clara gehörte und die Zacharias Werner und mancher moderne Wiener Fastenprediger wieder in Aufnahme bringen wollte. Ein Kahlenberger Spaß ist ein Calembourg, ein Wiener „Bär", wie deren der liebe Castelli eine Menge selbst angebunden und gedruckt später losgelassen hat. Bald aber werden wir sehen, daß auch die Zeit der Wiener Bären vorüber ist.

Also ein Gewitter und noch mehr, ein Wolkenbruch und zuletzt sogar eine Feuersbrunst. Das war eine merkwürdige Einfahrt in Wien. Eine Vorstadt unter Wasser und eine andere vom Blitz entzündet. Ich wurde als Dramatiker begrüßt mit Sturm, Regen und Donnerschlag. Aber auch die Censur repräsentirte sich in den Feuerlöschanstalten, die rasselnd an dem bescheidnen Fiaker vorüberfuhren. So hatt' ich ja Alles gleich bei der Hand. Und wenn ich noch hinzufüge, daß mir die schönen neuen Häuser des Josephstädter Glacis und die seit Frankfurt ganz aus dem Auge verlornen grünen Bäume, die hier schon wieder in ganzem Frühlings-

schmuck prangten, nach der stürmischen Fahrt entgegen lachten, so hatt' ich auch die freundliche Seite Wiens und fuhr erwartungsvoll und heiter angeregt durch das dunkle Kärnthnerthor.

Im ersten Augenblick verlor ich in der „Stadt Frankfurt," die ich bezog, fast die Sinne. Ein Wolkenbruch, eine Ueberschwemmung, eine Feuersbrunst, die engen Straßen, der Fiakerlärm, Fiakerprellerei, das Theater an der Wien vor einer Stunde an Pokorny verkauft, Graf Czernin eben gestorben, kurz der Boden wankte unter meinen Füßen und da ich keinen Menschen und keine Idee hatte, an die ich mich halten konnte, so hielt ich mich an einen Theaterzettel und sammelte mich erst im Burgtheater, wo sie „Bürgerlich und Romantisch" spielten. Hier war mein Asyl, hier konnt' ich mich sammeln, hier war eine Art Heimath. Die Elsler tanzte im Kärnthnerthortheater, Nestroy führte vor baldigem Thoresschluß an der Wieden eine neue Posse auf, es war mir aber Gewissenssache, zuerst das Burgtheater zu besuchen. Wir weltlichen Leute haben auch unsre Religion.

Eine Tageschronik meines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Wien will ich nicht geben. Ich schreibe diese Erinnerungen nur im Allgemeinen aus dem Gedächtnisse nieder. Ich war nicht etwa deßwegen in Wien, um darüber zu schreiben. Warum alles Leben in Buchstaben verwandeln, warum einen Genuß sich definiren oder einen Verdruß noch einmal durchkosten? Ich wollte nur lernen, lernen von der großen Stadt, lernen von den Dichtern, den Künstlern Wiens, ich wollte mir die größte deutsche Stadt in eine unmittelbarere Nähe führen, als die Censur und die Geographie erlaubt. Als ich aber schied, ging es mir seltsam. Träume ängstigten mich

und versetzten mich immer wieder nach Wien zurück. Ein verhüllter Genius trug ein großes Füllhorn von Theaterzetteln, Censurstrichen, fünf Gulden-Noten, Visitenkarten, Albumsblättern, und schüttete den Wust über den Träumenden aus, daß es ihm war, als drückte ihn der Alp. In einer Nacht erschien mir eine ernste Gestalt und sagte: Stumpf sei der Kiel deiner Feder auf ewige Zeiten und nimmer zünde mehr ein Wort, das du zur Menge sprichst, wenn du feige verschweigst, was du in Wien hassen, was du befehden mußt! Es war mir, als malte die Gestalt an die Wand die Buchstaben: Metternich! Und ich fuhr aus dem Traume auf und hätte doch schwören mögen, die Buchstaben noch brennen zu sehen. Ist es nicht eigen, mußt' ich mir gestehen, daß unsre politische Literatur sich vorzugsweise mit den Fehlern beschäftigt, die uns Preußen, Bayern, Hannover zu machen scheinen, und diese österreichischen Zustände, diese tief eingreifende Durchwühlung Deutschlands durch Metternich und seine veraltete Politik, dies Alles wird mit geheimnißvollen Schleiern bedeckt, umgangen, ja von einigen Schriftstellern mit der Wiener Farbe der Freude und der Lustigkeit verdeckt! Ist für die ursprünglichsten Rechte der Menschen nicht Preußen bei allem, was ihm vorzuwerfen wäre, doch ein Paradies und Oesterreich ein Kerker, ein Kerker, der die, die einmal in ihm wohnen müssen, gezwungen hat, um es zu können, Kinder zu werden? Warum das verschweigen? Warum kriechen vor der Macht, die dich armen Wurm freilich zertreten kann? Warum, wie es z. B. Heine zu thun pflegt, auf Kosten Preußens förmlich buhlen mit Oesterreich und über Theater und Backhändl das Ewige vergessen, das der still duldenden Mensch-

heit in Oesterreich förmlich von der Geistestafel, die Gott all' seinen Geschöpfen gedeckt hat, weggestohlen wird? Ist es nicht eine Pflicht des Schriftstellers, solche Versündigungen am Menschengeiste zu rügen? So bei mir denkend, ergriff mich die Heiligkeit des Berufes und ich entschloß mich, in diesen Blättern die allgemeinen Ergebnisse meiner Wiener Eindrücke niederzulegen.

Die Stadt ist schön, reizend, malerisch umschlungen von einem Arme der Donau. Das Glacis, vielleicht etwas zu breit, bietet den Luftströmungen den freisten Durchzug. Die Vorstädte haben alle etwas Charakteristisches, die eine mehr städtisch, die andere mehr ländlich. Kann man freundlicher wohnen als in der Leopoldstadt mit dem Blick über die belebte Brücke? Oder welche Stadt bietet eine solche Fernsicht, wie man sie von der Schotten= und Mölkerbastei über die Vorstädte, die Gärten und ins Gebirge genießt? An verschönernden Neubauten findet man größtentheils nur Wohnhäuser, wenig öffentliche; doch tragen die alten Denkmäler den Stempel der Ehrwürdigkeit. Das Innere der alten Häuser der Stadt ist massiv, meist dunkel und winklich, und doch fehlt es nicht an freundlichen Aussichten. Die Einrichtung der Häuser trägt einen eigenen Charakter. Wenn man an der Gränze Bayerns von Eleganz und Comfort der Wohnungen Abschied nehmen zu müssen glaubt, so wird man überrascht, im Oesterreichischen bald einen eigenen Styl der Zimmerverzierung zu finden. Wiens Comfort erinnert an Italien. Man möchte annehmen, daß der Wiener Luxus von Paris über Mailand gekommen ist.

Zur Verbindung der ungeheuern Distanzen, an welchen der Fremde in Wien keucht und schmachtet und die auch dem

Einheimischen für seinen Beruf störend sein müssen, ist noch wenig geschehen. Das Auge des ermüdeten Wanderers, der überdies noch an der Lokalunkenntniß leidet, sieht sich vergebens nach Omnibus um, die man bei der Polizei für eine zu demokratische Institution der Franzosen zu halten scheint. Das Fiakerwesen ist Wiens partie honteuse. Die Wagen und Pferde sind vortrefflich, aber die Kutscher sind die unausstehlichsten Geschöpfe der Erde. Sonderbar! In Oesterreich, wo Alles der Taxe und Controle unterworfen ist, läßt man die Wiener Fiaker im Zustand der Anarchie. Jede Fahrt, die der Fremde mit ihnen machen muß, wird ihm vor dem Einsteigen durch ein unverschämtes Ueberfordern und die ekelhafte Nothwendigkeit, mit diesen Gaunern handeln zu müssen, verbittert. Wie geregelt sind diese Dinge in dem „anarchischen" Paris, in dem „gemüthlosen" Berlin! Wenn es wahr ist, daß man die Wiener Fiaker einer Taxe zu unterwerfen nicht wagt, so gäbe das eine merkwürdige Vorstellung von der moralischen Kraft der österreichischen Regierung.

Ueber den Volkscharakter der Wiener ist viel geschrieben worden. Es ist nicht gut als Fremder darüber ein Urtheil abgeben. Der Fremde kommt so sehr nur mit dem Theile einer Bevölkerung in Verbindung, der von ihm Vortheile zu ziehen hofft, daß es ihm leicht geschehen kann, wie den italiänischen Reisenden, die Italiens Bewohner nur nach den Gastwirthen und Postillionen beurtheilen. Eine traditionelle Phrase ist die Gutmüthigkeit der Wiener. Ich glaube aber, die Wiener von heute lächeln selbst über diese Tradition. Sie wissen sehr gut, daß sie nicht mehr die alten Wiener sind, die wir in Vaudevilles und Wiener Possen auf der Bühne

gesehen haben, die guten alten Schildbürger, die uns Bäuerle in seinen jungen Tagen anziehend geschildert hat. Steht ein Humorist wie Castelli nicht jetzt einsam in Wien? Die Zeiten haben sich verändert und mit ihnen die Menschen.

Ich glaube, dem im Herzensgrunde guten und braven Wiener hat das Bewußtsein der Großstädtigkeit geschadet. Der Stolz, daß es nur ein Wien gäbe, ist ihm etwas zu Kopf gestiegen. Der Berliner ist nicht heimisch in seiner Vaterstadt, er fühlt sich unsicher in dem Glauben an seine heimischen Vortrefflichkeiten, das Fremde imponirt ihm. Der Wiener dagegen glaubt Alles in höchster Vollkommenheit zu besitzen und dadurch wird er z. B. auf Reisen nergelnd, mäkelnd, er vergleicht alles mit seiner heimischen Art und bekommt davon auch zu Hause einen Schein von Prüderie und Süffisance, der nicht eben wohlthuend ist. Die jüngere Generation hat sich vollends unter andern Bedingungen entwickelt, als die alte. Die Ansprüche an die Existenz haben sich gesteigert, die Vergnügungen sind raffinirter geworden, die Verlegenheit, allen Ausschweifungen des Luxus und der Mode nachzukommen, verbittert den Humor und macht die Stimmung nach einer ausgelassenen Lustigkeit am Morgen drauf verdrießlich. Die Wiener empfinden selbst, daß eine Veränderung mit ihnen vorgegangen ist und die ältere Generation ist betrübt darüber. Wieviel schöne, wohlthuende Beispiele der alten Art hab' ich noch angetroffen! Herzige, liebe Menschen voll Theilnahme und Güte. Aber sie sind goldne Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

Forscht man den Gründen dieser Aenderung genauer nach, so liegen sie offen am Tage. Die Kunst des Daseins ist schwieriger geworden. Das Geld hat einen geringeren Werth

als sonst. Man braucht mehr zum Ausgeben und die Einnahmen sind die alten geblieben. Die Vergnügungen waren früher harmloser, wohlfeiler. Jetzt, wo alles auf Salons, auf Bälle, Maskeraden berechnet ist, wo die Anschlagzettel an den Straßenecken zu den kunterbuntesten Freuden einladen, jetzt hat der Prater aufgehört, das Asyl der Wiener Erholung zu sein. Ich sah am ersten Mai die Bevölkerung zum Prater hinausziehen. Das ganze Vergnügen, schien mir, war in der Toilette aufgegangen. Wer kann in solchen Ballkleidern, die selbst die untersten Klassen trugen, auf dem grünen Rasen springen und tanzen! Die alte Zaubermacht des Praters mit seiner neckischen Ausgelassenheit ist vorüber.

Wie kann das aber auch anders sein, wenn man sieht, wo es jetzt den Menschen nur wohl ist? In Berlin erlebt man dasselbe. Wo sind dort die idyllischen Vergnügungen auf den Dörfern hin, seitdem Colosseum, Tivoli, Elysium, Kroll entstanden? In Wien ist es ebenso. Im ungeheuern Odeonsaale den Dampf von tausend „Millykerzen" einathmen, den Staub der Tänzer hinunterschlucken und in der Nacht mit dem stolzen Gefühle scheiden: „Ich war auch da!" das ist die Quintessenz aller dieser auf massenhaften und daher langweiligen Besuch berechneten Zerstreuungen. Welche Stimmung im Gemüth nach solchen „chinesischen Zaubernächten," „venetianischen Maskenfesten" u. s. w. zurückbleibt, ist eine moralisch und physisch bewiesene Thatsache. Kein Wunder, wenn darüber ein ganzes Volk blasirt wird.

In Verbindung mit dieser Wuth nach excentrischen Vergnügungen kann sich auch die Bühne einen großen Theil der Schuld beimessen, zur Verwilderung des Volkscharakters bei-

getragen zu haben. Die Zweideutigkeit und die Selbstironisirung haben besonders in den Restroy'schen Stücken einen Einfluß auf die unteren Klassen geübt, der ihnen zwei der kostbarsten Kleinode des Volkscharakters raubte, sittliche Grundanschauung aller Dinge und gläubiges Vertrauen gegen Menschen. Das ist entsetzlich, wie Nestroy, dieser an sich höchst talentvolle Darsteller, in seinem Spiel fast noch mehr als in seinen Produktionen dem sittlichen Grundgefühle und der gläubigen Naivetät des Volkes Hohn spricht. Man denke sich die bis zum Giebel gefüllten Theater, besetzt von Handwerkern und ihren Frauen und Töchtern und sehe diese Gestikulationen, diese Mienen, höre diese Späße, dieses Anwitzeln jeder überlieferten edlen Empfindung, diese zweideutigen Randglossen zu den Motiven von Tugend und Edelmuth.... es überlief mich kalt, ein ganzes Volk so wiehern, Weiber lachen, Kinder klatschen zu sehen, wenn die Equivoque gezündet hat oder Nestroy, die Achsel zuckend, die Liebesversicherungen einer Frau, die Zärtlichkeiten eines Gatten mit einem satanischen „O Je!" oder dergleichen begleitet. Da steht nichts mehr fest, keine Liebe, keine Freundschaft, keine großmüthige Hingebung. Die schamlosen gesungenen Couplets (die rechten Cancans, die bei den Franzosen aus der erröthenden Sprache in den stummen Tanz verbannt wurden) sagen es ja deutlich, daß „Alles einen Haken hat," daß Eigennutz die Triebfeder jeder Handlung ist. Es ist das fürchterlich, eine ganze Bevölkerung solchen blasirten Anschauungen überliefert zu sehen. Aus jedem etwas dunkeln Satze dieser Komiker grübelt sich der Zuschauer Zweideutiges heraus und will er's nicht gleich finden, so blinzeln diese unwürdigen Musenpriester mit den Augen und das Gewieher



bricht los, man hat den Witz verstanden. Ein Theil der Presse beschützt diese Verwilderung, ein anderer bekämpft sie. Aber merkwürdig, wenn z. B. Saphir, der viel Wahres und Schönes gegen diese Entartung geschrieben hat, sich wiederholt dagegen ergehen will, so streicht ihm die Censur seine Angriffe spaltenlang. Man sagt ihm, er vertheidige die Sitte nur aus persönlicher Rancüne gegen dies oder jenes Theater. Geht nun die Censur irgend etwas von den Motiven eines Schriftstellers an? Im Gegentheil! Alles Lob solchen „persönlichen Rancünen," deren Ergebnisse der Sitte und der moralischen Gesundheit eines Volkes zu Gute kommen.

Schon die römische Imperatorenzeit lehrte uns, daß unfreie Zustände die Moralität der Völker vergiften. Der erlaubte politische und religiöse Freimuth eines Volkes adelt dessen Moral. Die unterdrückte freie Bewegung der Vernunft erzeugt die Zügellosigkeit in den Sitten. Die Wiener Theatercensur ist gegen die Vorstädte milder als gegen die Theater der Hauptstadt. Im Burgtheater darf kein Stück gegeben werden, das die königliche Würde von einer menschlichen Seite darstellt, Heinrich IV. von Shakespeare ist verboten, kurz eine Willkür, die man gottlos nennen müßte, wenn sie nicht vielleicht die Frucht einer traurigen aristokratischen und altspanischen Etikette wäre, legt dort auf die schönsten Blüthen der Poesie eine vermessene Hand; aber Ehre, Liebe, Freundschaft, Sitte und Zucht, Kindererziehung, die ewigen Güter des Daseins dürfen in den Vorstadttheatern verspottet werden. Es stimmt dies vortrefflich zu einer Politik, die aus sybaritischer Genußsucht (Friedrich von Genzens Lebensprinzip!) das außerordentlich bequeme Princip der Stabilität gemacht hat.

Die Tageschronik Wiens ist immer belebt. Nie fehlt es an einem Stoff, der alle beschäftigt. Freilich sind es keine Deputirtenwahlen, keine Ständesitzungen. Es sind größtentheils Vergnügungen. Theater und Conzerte stehen im Vorgrunde. Auch von neuen Büchern, selbst unerlaubten, wird gesprochen. Die Aristokratie schafft „Evenements“ genug. In Kaffeehäusern und Restaurationen ergeht man sich frei und behaglich. Ueberhaupt ist für ein heiteres Vegetiren außerordentlich gesorgt. Ist man einmal in die laufende Ordnung der Zustände gebannt, so unterhalten auch die im Grunde so stoffarmen Wiener Zeitungen. Von Auswärts kommen der Nürnberger Correspondent und die Oberpostamtszeitung, am verbreitetsten aber und mit der hier besonders sichtbaren, auf Oesterreich vorzugsweise berechneten und darum imposanten Wirkung die Augsburger Zeitung. Im kaufmännischen und juridischen Verein hält man weniger Zeitschriften, als vielleicht erlaubt wären. Ersterer bietet alle Annehmlichkeiten eines Casinos im englischen Styl, dieser wird von der studierenden Jugend und ihren Lehrern, von Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen vorzugsweise besucht und sammelt sich eine hübsche Bibliothek. Ueberall wird der Fremde mit Zuvorkommenheit eingeführt. Wem sich das Innere der Familien erschließt, den begrüßt Ordnung, Geschmack, gediegener, selbst häuslicher Sinn, welchen man kaum erwartete. Die geselligen Tugenden sind ein Schmuck des Wieners. Er bewirthet reich und ohne eigennützigen Hinblick auf Erwiederung. Manche, die vielleicht mit einem Schwall von Zärtlichkeiten dich begrüßten, verschwinden vielleicht plötzlich und machen nicht eine von ihren Versprechungen wahr: Andere, die schweigend und still dich empfiengen, bewähren

sich in einer Reihe von Gefälligkeiten, die dich dauernd verpflichten.

Der allgemeine Refrain, den man hier täglich hört, ist der: „Wenn man sich entschließen kann, die politischen Zustände zu übersehen, lebt es sich herrlich.“ Und das ist im vollsten Sinne wahr. Wer aber nur diese Zustände vergessen kann! Wer nur so viel Leichtsinn besitzt, sich im materiellen Leben zu verlieren und für das Uebrige den Fürsten Metternich sorgen zu lassen! Es heißt dort, man dürfte sich über alle Dinge frei äußern. Es ist möglich, daß man eine gewisse Freiheit gestattet, die man nach der Anarchie der Fiaker Fiakerfreiheit nennen könnte. Aber wer wahrhaft geistig zu leben gewohnt ist, ein West=, ein Norddeutscher wird augenblicklich fühlen, daß ihm seine Gefühlsfäden aller Orten hier abgeschnitten werden. Eine Zeitlang spinnen sie sich ungehindert fort, plötzlich brechen sie aber ab und wir merken, daß wir daheim doch anders mit der Geschichte verquickt sind, als hier. Nebenbei hat man stets das unangenehme Gefühl, daß man die gestattete Redefreiheit doch wohl nicht füglich brauchen könne, weil die geheime Polizei schwerlich eine Mythe ist. Das ist der Fluch der Zwitterzustände, daß man dem Freunde nicht traut. Man hört niesen und wagt kaum, helf Gott! zu sagen. Wer kann wissen, wer hinter diesen liberalen Versicherungen mancher sich uns vorstellender neuer Bekannten steckt? Wovon lebt jener liberale Schwätzer, wovon dieser junge Lyriker, der den Mißvergnügten spielt? Man lese manche Stellen im Tacitus, es ist, als hätte der antike Geschichtsforscher Wien gekannt.

Die Lichtpunkte meines Wiener Aufenthaltes sind meine Theatererinnerungen. Hier hab' ich so viel Schönes erlebt,

so viel Ueberraschendes kennen gelernt, daß ich mit Dank von der schönen Kaiserstadt geschieden bin. Diese Wiener Theater, wenn sie alle geregelt und der Produktion freigegeben wären! Sie könnten noch jetzt, wie im vorigen Jahrhundert für die deutsche Bühne den Ton angeben. Wie das Volk ihnen zuströmt! Wie feurig der Beifall! Wie linde das Urtheil! Wie schonend die Zeichen des Tadels! Es wäre eine Freude, dort Hand mit anlegen zu dürfen zu einem schönen Ganzen, zum Aufbau einer Burg des Geschmackes, eines Walles gegen fremdländische Nachahmung und heimische Entartung! Ein neues Stück bewegt die ganze Bevölkerung. Die Erfolge sind belohnend; scheiternde Versuche sind schnell vergessen und werden dem Autor nicht nachgetragen, wenn er später Besseres liefert.

So leid es mir that, daß der gewohnte Gang der Vorstellungen am Wiener Theater durch den Verkauf unterbrochen wurde, so erlebte ich darum doch noch einige der merkwürdigsten dortigen Theaterabende. Direktor Carl, der zwanzig Jahre diese Bühne zum Vortheil seiner Kasse verwaltete, hatte sich die Lokalität durch ein Uebergebot von Pokorny und Baron Dietrich entgehen lassen. Ich traf den merkwürdigen Mann von diesem Schicksalsschlag heftig erschüttert. Seine Kraft, die für den eigenthümlichen Bereich seiner Wirksamkeit sonst riesenstark war, schien gebrochen. Er erholte sich langsam. Für den Tag, wo er von den alten Räumen scheiden mußte, war eine Abschiedsvorstellung angesagt. Das in schönen Verhältnissen gebaute, geräumige und von früherer Eleganz zeugende Haus war überfüllt. Hunderte von Lichtern glänzten an den Logenreihen. Wo man hinblickte in den untern Rängen sah man malerische Toiletten schöner Frauen, eine

Menge künstlerischer Notabilitäten, Kritiker, Theaterdichter, und das Parterre und die obern Regionen boten eine Mosaik von Köpfen. Der Direktor Carl trat am Schluß vor die Lampen und sprach Dinge, deren Begründung die spätere Kritik bezweifelt hat, die aber im Moment mit einer solchen Sicherheit, mit einer so geistesgewandten Klarheit und mit einer Fülle so epigrammatisch zugespitzter Apropos vorgetragen wurden, daß ich den Redner bewundern mußte. Der Enthusiasmus des Publikums kannte keine Gränzen und wenn auch das immer wieder von vorn anfangende Hervorrufen der scheidenden Künstler nicht mit völlig natürlichen Dingen zuzugehen schien, so wurde doch hier so viel Enthusiasmus, wurden so viel Bravis verbraucht, wie Cäsar nicht erndtete, wenn er von seinen Triumphzügen nach Rom zurückkehrte und ihm von Vernunft wegen ein Tadler verordnet wurde, der ihm in dem donnernden Tumult dicht am Ohr ein komisches Spottlied singen mußte.

Carl ist nun in die engen Räume des Leopoldstädter Theaters gebannt und nach der Richtung, die die Truppe des geistreichen Impressarios genommen hat, mit Fug und Recht. Nestroy muß nicht zum Volk sprechen. Er mag eine kleine Versammlung täglich anlocken, aber in dem alten großen Hause ganz Wien mit seinen Zweideutigkeiten zu haranguiren, das wurde nachgerade ein sittliches Verbrechen. Als Schauspieler machte Nestroy einen großen Eindruck auf mich. Möglich, daß öfteres Sehen ihn würde verwischt haben. Die Gestalt des Sans-Quartier in den Sieben, Vierzehn, oder wie viel? Mädchen in Uniform ist des größten Mimen würdig. Wie Schade, daß in diesem geistreichen Darsteller kein gefühlvolles Herz schlägt! Karrikatur ist seine Kunst. Gott und

der Menschheit einen Esel bohren, das ist seine Lust. Er persiflirt Alles und wenn nichts mehr zünden will, sich selbst. Seine Stücke, die fast alle nach dem Französischen bearbeitet sind, wimmeln von einem witzig sein sollenden Kauderwelsch, das sich die Friseure, die Barbiere, die Schneider Wiens schon als Umgangssprache angewöhnt haben. Er gibt zwei Akte hindurch eine Art Erfindung, eine Art Handlung, im dritten, wenn die Lösung schwierig wird oder die Censur, wie in „Unverhofft" einen baaren Unsinn vorgeschrieben hat, dreht er sich um und fängt, sich, sein Stück und das Publikum verspottend, an zu singen: Kladeradatsch u. s. w. und parodirt in sogenannten Quodlibets Himmel und Erde nach der Maxime: „Es ist alles Wind! Juchhe!" Neben diesem blasphemischen Nestroy wirkt Scholz. Es wird den Wienern auffallen, wenn ich gestehe, diesen Darsteller langweilig zu finden. Diese geistlose Fleischmasse mit dem stereotypen, unveränderlichen Gesicht, diese kurzen Beine und korkstöpselartigen Bewegungen haben mir keinen Eindruck gemacht. Imposanter wirkt Carl, den ich leider nur als Roderich in der bekannten Travestie der Rettungsstücke sah. Er spielte den abentheuerbeflissenen Helden mit einer Kraft, die für sein Alter überraschte. Feuer und Geist sprühte aus dem rollenden Auge, hochtragirenden, unverrückten Ernst legte er in den kolossalen Unsinn der zu lösenden Aufgabe. Die pathetische Consequenz, mit der er sie durchführte, erschütterte das Zwerchfell. Gemüth, das leider bei allen Dreien, weder bei Nestroy, noch bei Schol oder Carl, vorherrschend ist, liegt in dem Spiele eines untergeordneteren Darstellers, Namens Grois, der den dem Oncle Baptiste nachgebildeten sentimentalen Viehhändler aus Oberösterreich mit vieler Wahrheit zur Anschauung brachte. Von

den Frauen möchte eine kecke Darstellerin von Lokalcharakteren Mad. Rohrbeck und Mad. Brüning, eine geistreiche, nur etwas verzerrte Soubrette, zu nennen sein. Das übrige Personal bewegt sich mit geringen Kräften und noch geringeren Gagen um diesen Stamm, bleibt und geht, wie es eben kommt und muß nun ohnehin für das Leopoldstädter Theater, von dem die Spektakel- und Arrangementsstücke ausgeschlossen sind, vereinfacht werden.

Wenn sich das Theater an der Wien unter Pokorny's Direktion mit der Oper beschäftigen sollte, so scheinen die Auspizien für seinen Bestand sehr mißlich zu werden. Der Impressario wird sich gute Sänger halten müssen, wird auch vom Publikum mit reichem Zuspruch belohnt werden, aber die guten Sänger werden, wie einst von dem königsstädtischen Theater in Berlin, allmälig für die deutschen Hoftheater gewonnen werden. Neben der Oper wird Pokorny ein Schauspiel halten, das freilich höher stehen müßte, als die Truppe des Josephstädter Theaters. Wenn dies Schauspiel den Muth und die Mittel hätte, dem Burgtheater die Spitze zu bieten und die Stücke zu geben, die die Censuretikette dort nicht zulassen will, so wäre hier ein würdiger Zweck erreicht. Allein es steht zu fürchten, daß Pokorny seine Oper nur durch Possen und Ausstattungsstücke ergänzen wird. Für jene ist schon Beckmann's unverwüstlicher Humor gewonnen, für dieses sprechen die glänzenden Erfolge der Josephstadt und die baulichen Vorkehrungen des neuen Terrains. Pokorny besitzt das Vertrauen und die Hingebung der Wiener. Er gibt alle acht Tage eine „Wohlthätigkeitsvorstellung." Der weibliche Theil des Hofes beschützt ihn.

Die deutsche Hofoper hatte Ferien. Es sangen im Kärnthnerthortheater Italiäner und die Elsler tanzte. Die Ein-

richtung dieser deutschen und italiänischen Oper ist eine durchaus verkehrte. Man hat das kaiserliche Theater an einen Italiäner verpachtet, dem der Hof einen glänzenden Zuschuß gibt. Dieser Italiäner versteht kein Wort Deutsch, hängt von fremder Bevormundung ab und ist kontraktlich zu keiner einzigen Verbindlichkeit gegen die deutsche Kunst verpflichtet. Gute deutsche Sänger und Sängerinnen, die er allerdings theuer bezahlt, gurgeln dem Publikum Bellini, Donizetti und den censurfähig gemachten Meyerbeer vor und um zu zeigen, daß die Deutschen nicht komponiren können, läßt der welsche Impressario von Wiener Dilettanten und Musikern zuweilen Opern aufführen, die regelmäßig durchfallen. Marschner, Spohr, Lortzing sind auf dieser Bühne fremde Namen. Es charakterisirt den von Oben ausgehenden Geist, daß man diesem Italiäner nicht andere Bedingungen stellt. In Paris würde man sagen: Du hast jährlich für zwei, selbst von dir bestellte und nicht dem Zufall preisgegebene Texte zu sorgen. Diese Texte übergibst du demjenigen deutschen Componisten, der dir am meisten Geschmack, Talent und dramatischen Beruf zu haben scheint. Von zwei solchen Opern würde jährlich vielleicht eine gefallen, während sich jetzt noch der Impressario von den Wiener Componisten die Ehre, auf dem Kärnthnerthor durchzufallen, manchmal baar bezahlen läßt. Es fehlt hier, wie überall in Wien, von oben herab deutscher Stolz und Sinn für deutsche Größe.

Wahrhaft befriedigt fühlt' ich mich durch das Burgtheater. Hier ist denn doch eine Ueberlieferung der Zeit, die sich in vornehm bedeutungsvoller Größe erhalten hat. Man klagt über den Verfall dieser Bühne, die Deutschlands Musterbühne sein sollte, aber das, was von dem frühern Werthe

übrig blieb, ist noch immer so groß, daß es die übrigen deutschen Theaterzustände bei Weitem überragt. Die Aufgabe dieses Theaters fand ich mit einem gewissen feierlichen Ernst gelöst. Ich fühlte mich ergriffen von diesem geregelten Gang der Geschäfte, von dieser voraussichtigen Beherrschung aller an einer solchen Anstalt vorkommenden Eventualitäten. Die Schauspieler fühlen sich geehrt durch ihre Stellung: sie sind stolz, da zu stehen, wo ihr Talent oder die Gunst des Zufalls sie hinstellte. Das Gefühl, vor einem oft zahlreichen, immer aber gewählten und feinen Publikum, vor einer Kritik zu spielen, die gewohnt ist, ihnen unausgesetzte Aufmerksamkeit zu schenken, läßt sie ihre Kunst mit einer gewissen heiligen Verehrung üben. Nirgend hab' ich auf den Tag, wo er auftritt oder die Reihe einer Darstellung ihn trifft, so viel Freude, so viel Vorbereitung im Wesen des Künstlers bemerkt. Nie hab' ich ein nachlässiges Auftreten gesehen, nie dies Arbeiten um's liebe Brod bemerkt. Die obern Behörden sind selbst von Achtung vor den Darstellern, vor den Dichtern durchdrungen. Bei einer Bühne, die täglich Schauspiele gibt, kann es nicht fehlen, daß sie sich von den Talenten abhängig weiß. Sie kann nicht, wenn Kassenebbe eintritt, zu Oper, nicht zu Ballet, nicht zu Virtuosenconzerten, nicht einmal zu lebenden Bildern, zu Possen greifen, sie muß sich stets in den Gränzen des gesetzten Dramas, selbst im Lustspiel in den Gränzen conventionellen Anstandes bewegen und das macht diese Bühne zu einer wahren Arena des Talentes, zu einer ewigen Appellation an die schaffenden Kräfte, zu einer einschmeichelnd überredenden Vertrauten der Dichter und der Künstler.

Und diese herrliche Bühne darf nicht dem deutschen Genius gehören! Eine kindisch bornirte Censur beherrscht sie. Statt

den Geschmack des Publikums zu bilden, hängt sie von dem verdorbenen Geschmacke dieses Publikums, von den aristokratischen Prätensionen der Logenbesitzer ab. Es hat sich für diese Bühne durch Zusammenwirkung der Censur und die Adelsansprüche der Abonnenten eine Atmosphäre des Urtheils, ein Dunstkreis des Geschmackes gebildet, in dem die gesunde Vernunft manchmal zu ersticken droht. Das spielend Frivole, das neckisch Zweideutige wird herzlich gern geduldet; jeder ernste Anlauf aber zur Lösung irgend einer sozialen Frage wird mit Mißtrauen betrachtet. Die Geschichte, die Politik, die Religion sind völlig verschlossene Gebiete. Das ginge noch. Aber auch die Moral ist hier eine eigenthümliche und von den Standesvorurtheilen abhängige. Es darf hier keine illegitimen Kinder auf der Bühne geben, keine Väter dürfen mit ihren Söhnen, keine Söhne mit ihren Vätern zerfallen, Könige müssen immer vortrefflich sein, schlechte Präsidenten und Minister werden Vicedome getauft und wie die Liste jenes baaren Unsinns weiter lautet, den sich das gute Wiener Publikum hier gefallen läßt. Der Präsident in Kabale und Liebe ist hier des Major Walters Onkel und nicht der Vater! „Ich habe einen Fleck in meinem Herzen,“ sagt hier Ferdinand, „wo der Name Onkel noch nie hingedrungen ist!“ Ich würde mich schämen, Beherrscher eines Staates, Minister einer Regierung zu sein, die solche Albernheiten beschönigt. Warum diese Anekdoten scherzend erzählen? Sie beleidigen den Geschmack, die gesunde Vernunft, sie schänden Die, denen Gott die Gewalt in die Hände gab, und deshalb muß man sie mit Entrüstung wiedergeben.

Jedes neueingereichte Stück hat eine mehrfache Censurinstanz zu durchlaufen. Erst liest es ein Unterbeamter, der

herauswittern muß, ob darin Verhältnisse vorkommen, die in die erlaubten Schubfächer des Systemes passen oder nicht. Ist das Ganze harmlos genug, daß kein König, kein Minister, keine Verschwörung u. s. w. darin vorkommt, so geht man an's Einzelne. Endlich nach Wochen schleppt sich das Stück zu den weitern Instanzen. Zuletzt muß es der Polizeiminister selbst lesen, ein Mann, der von einer an sich rühmenswerthen Neigung, alles selbst zu sehen, selbst zu lesen, selbst zu bestimmen, beherrscht wird, aber unmöglich die Zeit finden kann, jeden Journalartikel, jedes Buch, jedes Theaterstück so schnell zu erledigen, als es das Interesse der Betheiligten verlangt. So liegen bei ihm die Stücke oft Monate lang, ehe er Zeit findet, sie zu lesen und oft vielleicht milder zu entscheiden, als die furchtsamen Geister, die unter ihm stehen.

Schon im Obigen gab ich einige Beispiele, wie streng die Theatercensur geübt wird. Die österreichische Geschichte, so reich an den großartigsten Thaten und den rührendsten Episoden, ist völlig verschlossen. „Man mag das nicht!" „Man will das nicht!" „Man braucht das nicht!" So lauten die engherzigen Bescheide, wenn sich irgend ein patriotisch flammendes Jünglingsherz in die vaterländische Geschichte wirft. Ist es nicht ebenso komisch, wie rührend, daß der treffliche Grillparzer nicht einmal seine loyalen Herzensergießungen, seine conservativ wohlgemeinten Gedichte kann in Scene gehen lassen! Man fürchtet sich vor dem Widerspruch. Man traut sich nicht einmal die Kraft zu, sich gelobt und verherrlicht zu sehen. Die großen klassischen Dichterwerke des Auslandes und unsre eignen Nationalkleinodien werden schmählich von der Censur verstümmelt oder durchaus

nicht zugelassen. Jedes Stück, das nach drei Jahren wieder neu gegeben wird, muß auch wieder neu censirt werden. Natürlich, die Verhältnisse können sich verändert, Anspielungen können sich inzwischen herausgestellt haben, die man früher nicht bemerkt hatte. Shakespeare's Dramen, wo sie Könige auf die Bühne bringen, sind verboten. Heinrich den Vierten kann man nicht wieder „herausbringen!" Der steckt drin im Tintenfasse der Hofkanzlei. Welche Menschen! Welche Grundsätze! Was werden die Geschichtschreiber in hundert Jahren über Euch urtheilen!

Die Dichter und die Künstler seufzen unter diesem Systeme. Den Letztern bleiben die großartigsten Aufgaben verschlossen. Und wär' ich ein Jahr in Wien geblieben, Anschütz würde mir seinen bewunderten Falstaff nicht haben vorspielen können. Genug davon. Ich komme auf die Schauspieler. Wie zuvörderst Anschütz in Bauernfeld's „deutschem Krieger" als Kurfürst heraustrat und seine ersten Reden sprach, erschrak ich über die unvortheilhafte, falstaffartige Erscheinung; aber wie die Worte quollen, das Gemüth sich erschloß, wie die hohe Verständigkeit der Auffassung hervorsprang, da fühlt' ich mich hingerissen, bewältigt. Klarheit des Vortrages, lichtvolle Auseinandersetzung der Motive, einschmeichelnde Uebergänge des neckenden Humors zum seelenvollsten Ernst bezeichnen dieses Künstlers hauptsächlichste Vorzüge, erschöpfen sie aber nicht. Ein milder Geist der Liebe durchweht seine Gebilde, die gewiß vollendet sein müssen, wenn man von ihnen im Stande sein kann, die äußere Hülle so abzustreifen, daß sie nicht mehr stört. Unmittelbar ihm an schließt sich Ludwig Löwe. Noch immer liegt eine Welt von Poesie und liebenswürdiger Romantik in diesem gefeierten Namen. Wie

das sprudelt aus dem Quell des Gemüthes! Wie die Worte sich fast überstürzen aus der leidenschaftlich bewegten Brust! Ich möchte behaupten, Löwe's Spiel hätte mit den reiferen Jahren an männlicher Kraft zugenommen und etwas von jener Süße verloren, mit der ich mich sonst nicht ganz befreunden mochte. Der Wein ist herber, aber klarer geworden. Es steht ihm schön, daß Löwe, in Jahren jetzt vorgerückt, Männer spielen will, nicht mehr Jünglinge. Und ginge doch von ihm auf die Jünglinge, die ihm folgen, dies liebenswürdige Gemisch von Kraft und Schalkheit, von Würde und Humor über! Das Feuer der Rede ist noch nicht erloschen. Eine Vorstellung mit Löwe geht eine halbe Stunde schneller aus, als anderwärts. Den „Sohn der Wildniß," der fast überall mit so langweiliger Melancholie gegeben wird, hab' ich von Löwe dreimal sehen können; denn er faßt seine Rollen kurz beim Kragen und spielt sie, wie sie der Dichter nicht etwa geschrieben, sondern wie er sie gedacht, empfunden hat. Dabei immer Würde und Anstand, unberechnete und natürliche Grazie, nicht eine gesuchte und doch jede Stellung schön! Das jeweilige Blinzeln mit den Augen gibt ihm eine auf die Frauen wirkende Schalkhaftigkeit, die alle Toilettenkünste moderner Liebhaber nicht erzielen können. Auch den Tempelherrn im „Nathan" sah ich meisterhaft von Löwe dargestellt und mit Nüancen verschönt, die man von seiner freien unmittelbaren Darstellungsweise kaum erwarten mochte. Adel und Poesie ist seiner ganzen Erscheinung aufgedrückt.

Fichtner, Wilhelmi und La Roche sind Künstler von großem Verdienst. Wilhelmi gibt mit Aufwand geringer Mittel fast immer dieselbe Persönlichkeit, aber immer bleibt sie sich an Natur, körniger Kraft und gesundem Humor gleich.

Fichtner gehört zu jenen eigentlichen Burgtheaterheroen, deren Bedeutung und Werth man besonders in dem heimischen Rahmen schätzen lernt. Er ist vorzugsweise ein Liebling des Publikums und verdient es zu sein, denn selbst wenn der zuvielbeschäftigte Künstler sich etwas gehen zu lassen scheint, bleibt ihm doch immer sein gutes Naturell treu. Jugendliche Charaktere mit dem Schein einer gewissen Etourderie kann man nicht liebenswürdiger dargestellt sehen. Das Hochtragische, das Schwermüthige, Melancholische ist ihm verschlossen, aber jene Menschen, die uns durch ihre fast möcht' ich sagen Gewöhnlichkeit so nahe stehen, diese täglichen Freunde unseres Hauses, diese täglichen Bekannten unsres Umgangs weiß er mit einer so zutraulichen Herzlichkeit uns nahe zu führen, daß wir uns freuen, auf dem Zettel seinen Namen zu finden und müßten wir ihn auch täglich finden. Endlich steht Carl La Roche in den Rollen, die seiner Natur zusagen, großartig da. Er ist einer der feinsten Charakteristiker, die, besonders im Komischen, je die Bühne betreten haben. Für hochtragische und Gemüthsaufgaben steht der reflektirende Verstand des Künstlers und sein Organ im Wege: aber in possenhaften, schleichenden, heuchlerischen, geckigen Charakteren bietet er Unübertreffliches. Man kann nichts Vollendeteres sehen als seinen Edlen von Götze in „Zurücksetzung". Dabei ist über alle seine Gebilde, selbst die etwas aufgetragenen, eine gewisse vornehme Grazie gehaucht: Banquiers und Juden haben bei ihm nie etwas Verletzendes. Endlich ist La Roche außerordentlich groß in plötzlichen Lichtblitzen der Darstellung. Eine Ohnmacht, einen Schreck, eine Ueberraschung gibt er mit einer Wahrheit wieder, die der Natur abgelauscht ist.

Die verdienstlichen Darstellungen des Herrn Herzfeld

schienen mir zuweilen an Monotonie zu leiden. Herrn Korn, dem einst gefeierten Liebhaberspieler, hab' ich keinen Geschmack abgewinnen können. Als Sultan Saladin spielte er geistlos und sogar ohne äußere Haltung. Wenn doch die Schauspieler lernen wollten, zur rechten Zeit Abschied nehmen! Herr Korn ist eine öde Ruine seiner frühern Popularität. Herr Koberwein sollte ebenfalls nicht mehr auftreten, ebenso wenig die Herren Moreau und Wothe. Ich will damit nicht sagen, daß diese Herren nicht Spuren guter Schule und einstiger Verdienste noch jetzt zeigten, aber sie sind zu alt, nicht etwa für's Leben (Ehre dem Alter!), aber zu alt für die Kunst. Sie stören nur. Herr Lucas spielt vielerlei durcheinander, mit Fleiß und nicht ohne Talent. Allein für das bürgerliche Drama ist seine Figur zu derb, seine Augen sind ungezügelt sinnlich und sein vieles Lachen zeigt dem Kenner die Lücken der Sicherheit. Herr Lucas und Herr Rettich, den ich nicht sah, bekommen zuviel von den guten alten Rollen; hoffentlich behalten sie sie nur interimistisch, bis neue Acquisitionen da sind. Herr Jerrmann, ein verständiger und verwendbarer Darsteller, gehört der Anstalt erst seit Kurzem an und scheint sich in der für Novizen schwer zu erringenden Gunst des in diesen Räumen richtenden Publikums befestigen zu wollen.

Das jugendliche und komische Fach sind am schwächsten vertreten. Herr von Holbein hat Versuche gemacht, die Lücken zu füllen, ist aber darin nicht glücklich gewesen. Nur der einzige Th. Wagner scheint mir als Naturbursche die Bemühungen des Direktors belohnt zu haben. Die Uebrigen, denen Talent keinesweges abgesprochen werden soll, scheinen sich in dem Rahmen nicht einzufugen, haben auch vielleicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Die Zahl der Schauspielerinnen ist sehr groß und der Werth ihrer Leistungen verschiedenartig. Die jugendliche Liebhaberin Mad. Anschütz und Mad. Rettich hab' ich nicht gesehen, auch manche von Denen nicht, die überflüssig zu sein scheinen. Dem. Enghaus hat Mühe, ihre heroische Gestalt und ihr reiches Organ in dies kleine Echo einzuzwingen. Sie spielt zu oft mit unterdrücktem Erguß ihres etwas amazonenhaften Wesens. Sie besitzt mehr Feuer, als sie zeigt, mehr kolossale Wirkung, als den Rollen, für die sie verwandt wird, innewohnt. Sie würde sich auf dem Theater an der Wien prächtiger entwickelt haben. Ihre Hauptfehler, Monotonie des Vortrags und Antheillosigkeit in stummen Momenten, wo sie sogar durch ihre Arme in Verlegenheit gesetzt wird, hindern nicht, daß sie in der Hauptsache eine überaus brave und vom Publikum sehr geschätzte Darstellerin ist. Sie empfindet, was sie spielt, und das erhöht die Achtung, die sie verdient. Mad. Fichtner hab' ich zu wenig gesehen, als daß ich von einem großen Eindruck sprechen könnte. Sie ist sehr beliebt und scheint mir den Vollgehalt ihrer Rollen zu angenehmer Geltung zu bringen. Das Verdienst einer nicht verletzenden Koketterie scheint ihr im vollsten Maaße zu gebühren. Ihre Koketterie ist mit weiblicher Güte verbunden, sie reizt die Männer, ohne die Frauen zu beleidigen. Auch Dem. Neumann ist grade in diesem Bewußtsein der edlen Grenze so liebenswürdig. Diese junge Künstlerin erfreut sich mit dem Aufwande geringer Mittel der lebhaftesten Wirkungen. An ihr nicht vortheilhaft klingendes Organ ist das Ohr der Wiener einmal gewöhnt. Dem. Neumann, die Tochter der berühmten Haizinger, zeichnet sich besonders durch die Sauberkeit ihrer Ausführungen, durch

die zierliche Naivetät ihrer Darstellungen aus. Ihr Ton dringt zum Herzen. Sie ist in ihrer kleinen erlaubten Gefallsucht von einer Grazie, die umstrickt und fesselt. Ohne auf die Empfänglichkeit der Zuschauer loszustürmen, erobert sie allmälig und darum um so siegreicher. Ohne nach grellen Nüancen zu haschen, entwickelt sie stets ein geistreiches Spiel, eine Fülle klarer Gedanken über ihre Rolle, die sie uns als wahre Künstlerin erscheinen lassen. Derber, kräftiger ist das Naturell der Dem. Wildauer, einer reizenden Blondine mit schmachtend schalkhaften Augen. Das Talent dieser nicht minder ausgezeichneten Darstellerin schwankt zwischen dem Sentimentalen und dem ausgelassen Komischen. Im Ersten ist sie wahr, treu und ächt, wie ein gutes deutsches Bürgermädchen: im Andern steigert sich ihre vis comica zuweilen so überraschend, daß sie, in andrer Sphäre wirkend, vielleicht eine der größten Soubretten wäre, die gelebt haben. Man kann in weiblicher Sphäre nicht komischer spielen, als wenn diese Künstlerin die Vaudeville-Laune bekömmt und z. B. im Markt von Ellerbrunn die schwäbische Zuhälterin des alten Doktors spielt. Die Wildauer ist recht eigentlich das, was der Wiener „ein lieber Narr" nennt. Endlich wäre noch Mad. Peche zu nennen, die aus ihrer frühern berühmten Periode sich einen Berg von Rollen erhalten hat. Ich will eine gewisse bescheidene Empfindsamkeit dieser Darstellerin nicht bestreiten, glaube aber, daß diese nur im Ton, nicht im Herzen liegt. Wie man bei einem so veralteten Organ, bei der durch alle weiße und rothe Schminke doch grausam hindurchschimmernden Annäherung an das Matronenalter noch soviel junge Mädchen von achtzehn Jahren spielen kann, das

ist eines von jenen Räthseln, welches vielleicht genügend nur durch Oesterreichs conservatives System gelöst wird.

Die Verwaltung des Herrn von Holbein ist vielfach getadelt worden und wie mir scheint, mit großem Unrecht. Es lassen sich ihm vielleicht Fehler und Mißgriffe nachweisen, aber man sollte dies immer nur dann thun, wenn man zuvörderst gegen seine Verdienste gerecht war. Holbein bekam das Burgtheater in einem, was die Finanzen anlangt, liederlichen und verwilderten Zustande. Man bilde sich doch nicht ein, daß dieser Anstalt eine ökonomische Reform gleichgültig war! Der Zuschuß, den der Hof zahlt, ist sehr unbedeutend. Er steht in keinem Verhältniß zur Würde des Kaiserstaates, in keinem Verhältniß zu der Ueberzahl von Ansprüchen, die der Hof mit seiner lästigen Censur, mit seiner Etikette, mit seinen Hunderten von Freibillets an eine Anstalt macht, die allein das Publikum erhält. Wie nun, wenn man dies theuerwerthe, herrliche Institut einem Pächter im Geschmacke der HH. Balochino und Merelli übergeben hätte? Holbein hat durch seinen geregelten Geschäftsgang, durch seine berechnende Oekonomie, vielleicht auch durch die Gunst mancher Zufälle die Anstalt vor diesem Unglück bewahrt und darin kein Verdienst sehen wollen ist undankbar und kurzsichtig.

Die Neulinge, die Herr von Holbein in das lückenhafte und alternde Personal einführte, gefielen nicht. Aber sind sie auf Lebenszeit engagirt? Wer sich nicht einspielt, wird ausgespielt. Es werden andere kommen: vielleicht gefallen sie besser. Seid nicht zu wählerisch, nicht zu streng, Eure besten Mitglieder haben sich erst nach und nach Eure Gunst erringen können! Im Repertoir find' ich Abwechselung genug. Das Beste, was die Direktion geben möchte, verbietet

ihr die Censur. Dabei find' ich nicht, daß Herr von Holbein furchtsam ist. Sein Fehler ist der: er vertraut vielleicht zu sehr auf die Zeit. Er macht sich zu wenig daraus, dieselbe Sache, die heute abgeschlagen wird, in einem halben Jahre wieder in Erinnerung zu bringen, aber es ist doch besser, als wenn er sie ganz fallen läßt oder als wenn ein in österreichischen Verhältnissen großgezogener Beamter auf diesem Platze kaum die Verantwortlichkeit fühlen würde, die das Burgtheater vor dem gesammten Deutschland hat. Herr von Holbein hat die Tantième durchgesetzt. Die Minister bewilligten sie, weil sie glaubten, Geldgewinn würde die Dramatiker reizen, „harmlose" Stücke zu schreiben; aber die Aristokratie, die Abonnenten verwünschen Herrn von Holbein, weil im Prinzip der Tantième häufige Wiederholungen liegen. Endlich ist es wahr, daß es besser wäre, manche neuere Tendenzdramen blieben auf dem Burgtheater, statt daß sie verstümmelt gegeben werden, lieber ganz unaufgeführt. Aber in Herrn von Holbein's Wunsch, daß keine neuere dramatische Erscheinung, besonders wenn sie im übrigen, im freien Deutschland Aufsehen macht, am Burgtheater vorüberginge, seh' ich doch eher etwas Anerkennenswerthes, als etwas Tadelhaftes.

Der neue Chef des Herrn von Holbein, Graf Dietrichstein, hat die Verwaltung des Hofburgtheaters mit der unverholenen Andeutung angetreten, daß er das System des Herrn von Holbein nicht billige. Graf Dietrichstein ist ein sehr unterrichteter, ein sehr geistreicher Herr, aber er haßt die neuern dramatischen Entwickelungen. Er hofft die Talente der Dichter sowohl wie den Geschmack des Publikums wieder auf jene Zeit zurücklenken zu können, als Zedlitz und

Grillparzer unter seinen Auspizien für das Burgtheater schrieben. Allen Dank dem Herrn Grafen Dietrichstein, wenn es ihm gelänge, zwei so ausgezeichnete Dichter von ihrer Gleichgültigkeit für die Bühne zu heilen und mit dem Zauberstabe seiner hohen Protektion die verborgenen Schätze derselben zu heben. In Wien werden übrigens täglich genug Trauerspiele in diesem Geiste geschrieben. An Trochäen und Jamben ist dort kein Mangel. Ich zweifle nicht, daß sich sogar im übrigen Deutschland Stücke auffinden lassen, welche sich nicht mit Königen, nicht mit Ministern, nicht mit der Geschichte und ihren Tendenzen, sondern mit Donna Clara's Liebe zu Don Astolfo beschäftigen und von ihrem rührenden Geschicke unter blühenden Mandelbäumen handeln. Wir wünschen bei dieser Geschmacksrichtung dem Publikum recht viel Unterhaltung, den Schauspielern gute Rollen und der Kasse die besten Einnahmen.

Soviel von Wiens artistischer Welt. Die literarische fand ich in einer eigenthümlichen Aufregung. Seit Wochen harrte man auf das Ergebniß einer Petition, welche von fast sämmtlichen literarischen Notabilitäten Wiens um Milderung der Censur den höchsten Behörden vorgelegt war. Dieser Schritt war mit einer so erfreulichen Uebereinstimmung gewagt, in so schönem Gleichtakte ausgeführt worden, daß dadurch die literarischen Kräfte Wiens beinahe den Anschein eines geregelten und organischen Bewußtseins ihrer Gliederung bekamen und sich hier viel mehr Einheit, Zusammenhang und fast möcht' ich sagen, erlaubte Collegialität zeigte, als man bei uns in Leipzig oder Berlin findet. Die nach gleichem Ziele Strebenden schließen sich, von gleichen Hindernissen bedrängt, an einander an. Man findet hier mehr Freund-

schaft, mehr wechselseitige Achtung und Schonung als bei uns. Der große Raum des Wirkens verhindert, daß der Eigennutz sich überall auf die Füße tritt. Man spricht mit Theilnahme von den Lorbeern, die etwa auch Andern blühen könnten und ordnet sich mit Liebe dem größeren Verdienst unter. Die fachwissenschaftliche Gelehrsamkeit nimmt gegen die schöne Literatur keinen hohen Ton an oder spreizt sich dünkelhaft gegen sogenannte „Belletristik.“ Ich will nicht sagen, daß diese edlere Physiognomie der hiesigen Literatur durchgängig aus einem Gefühle der Kraft entsteht. Im Gegentheil. Es fehlen für die tüchtigsten Bestrebungen Anlehnungen und Mittelpunkte. Hier in Wien, wo man nur Werth hat durch seine Geburt, bemerkt man nirgends, daß irgend eine bedeutende intellektuelle Kraft, etwa wie in Berlin Alexander von Humboldt, einen Ausschlag geben, ein Gewicht in die Waagschale der öffentlichen Meinung legen könnte. Die Aristokratie empfängt und die Wissenschaft steht im Vorzimmer. Glücklicherweise hat die Muse ihre Launen und wählt sich ihre Lieblinge selbst. Der Patriarch Pyrker, ein geistreicher Sohn des berühmten Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, ein Neffe des Bundestagsgesandten von Münch-Bellinghausen, der Graf Auersperg vertreten in den höheren Kreisen die Literatur und der freundliche, gefällige Hammer-Purgstall bildet für die verschiedenartigsten wissenschaftlichsten und künstlerischen Bestrebungen einen Mittelpunkt. Viel weiter aber in die „Gesellschaft“ bringt die Literatur nicht. Die Stelldicheins des Geistes finden nur bei einigen wissenschaftlichen Berühmtheiten und einigen reichen Kaufleuten statt. Weßhalb hat der Fürst Metternich die Akademie nicht in's Leben gerufen? Weil

sie die Idee des Herrn von Hammer war? Vielleicht. Jedenfalls aber auch deßhalb, weil eine Akademie in Wien der Intelligenz ein kleines Gegengewicht gegen die Aristokratie hätte geben können und dies wäre völlig gegen die Absicht dieser geistreichen Anomalie des neunzehnten Jahrhunderts, die man die Politik des Fürsten Metternich zu nennen pflegt.

Eine andre Lähmung des eigenen Kraftgefühls der hiesigen Literatur ist jene rührende Abhängigkeit derselben vom Urtheil des deutschen „Auslandes“. Das ist die schmählichste Consequenz des hiesigen Bücherzwanges und des Censurdruckes. Die tüchtigsten Kräfte stehen hier nicht fest auf ihren Füßen. Ihre Werke, mit der Firma Wien gedruckt, widern sie selbst an; Alles, was aus Oesterreich kommt, scheint ihnen dem Untergange geweiht. Ist das nicht rührend? Ist das nicht eine fürchterliche Anklage der Männer, die Oesterreich seit 1815 in einen Winkel der Geschichte gedrückt haben? Es herrscht in Wien mehr edle Hingebung an die Musen als im übrigen Deutschland. Die Talente haben mehr Schöpfungstrieb, selbst mehr Erfindungsgabe, als bei uns, und doch gestaltet, formt, erhält sich nichts. In der Wissenschaft gedeihen nur die von der Noth des Augenblicks gebotenen Naturwissenschaften, in der Philosophie etwas mystische, im Schatten der Stephanskirche wuchernde Dialektik, in der Poesie, mit einigen durchgedrungenen trefflichen Ausnahmen, viel herumfahrende zweck- und herrenlose Dramatik und etwas zu sehr in Bildersaamen aufgeschossene Lyrik.

Es kann nicht meine Absicht sein, auf alle Einzelnheiten des Wiener Literatur- und Zeitschriftenwesens einzugehen. Nur um zu zeigen, wie viel Einigkeit und Gesinnung unter

den verschiedenartigsten intellektuellen Kräften der Kaiserstadt waltet, geb' ich hier das Verzeichniß der Namen, welche unerschrocken genug waren, gegen das bestehende österreichische Censursystem aufzutreten. Die Petition war von folgenden Unterschriften begleitet:

Grillparzer. Dieser edle und tiefsinnige Dichter bekleidet die Stelle eines Archiv-Direktors. Ihn hat das System allmälig stumm gemacht; denn Weltklugheit war seinem redlichen Dichterherzen nicht gegeben. Sogar patriotisch, sogar niederösterreichisch zu dichten machte ihm die Etikette unmöglich. Unmuth und durch Thränen lächelnde Resignation haben sich seiner Seele bemächtigt. Er schafft, er dichtet im Stillen für sich, läßt aber an den Frost der Verhältnisse von seinem warmen Busen nichts fort und hofft auf einen Frühling, den vielleicht nicht mehr er selbst, aber sicher seine Werke erleben.

A. von Ettingshausen, der berühmte Physiker.

Bauernfeld, der gesinnungsvolle Anreger der Petition. In seiner Stimmung Grillparzer verwandt, aber weniger entsagend. Dieses feurige Gemüth muß sich austoben. Diesen edlen Wein kann die Censur nicht um seine Gährungen bringen. Man fürchtet seine gesellschaftliche Stellung, man duldet seinen Freimuth, man läßt ihm mehr, als den Andern, hingehen. Sein großes dramatisches Talent ist eine zu wesentliche Stütze des Burgtheaters, als daß man es ganz mit ihm verderben kann. Man hat ihm seinen „deutschen Krieger" unverstümmelt durchgehen lassen, ein Schauspiel, dessen polemische Anlage man nur hier, dessen dramatische Wirkung man nur auf dem Burgtheater versteht. Die Kritik hat sich die Analyse dieses Stückes etwas leicht gemacht. Zwei Prin-

eipe stehen sich gegenüber, die Feder und das Schwert, die Büreaukratie und die frische, freudige That, die Unterwürfigkeit unter den knöchernen Buchstaben und der stolze Muth des sich selbst Gesetze vorschreibenden edlen Willens. Vermittelnd und verknüpfend zwischen beiden waltet das Prinzip der Aventüre, das Abenteuerliche, das Erträumte, Unpraktische, das uns beschleicht, wenn wir in einem unfreien Verhältnisse nicht leben wollen und in einem freien nicht leben können. Eine Aussöhnung dieser Gegensätze versucht die herrliche Gestalt des Kurfürsten, ohne sie freilich befriedigend zu geben. Das Stück blitzt von Spott gegen das veraltete Schubfächer-, Akten- und Repositorienwesen des Regierens und ist in seiner polemisch-lokalen Bedeutung von Oesterreich wohl verstanden worden.

A. Baumgartner. Fr. von Feuchtersleben. Otto Prechtler. C. L. von Littrow. A. Schrötter. Fast alles Angestellte, die den Muth hatten, ihre eigne Regierung auf ihre Gebrechen aufmerksam zu machen. Selbst wenn es wahr wäre, daß von den Unterzeichnern mancher sich später beim Polizeiminister entschuldigte, so beweist doch die Nothwendigkeit, diese Gebrechen anerkennen zu müssen, die zwingende Macht der öffentlichen Meinung.

Der Erzbischof und Patriarch J. Ladislaus Pyrker. Freiherr von Münch-Bellinghausen. Beides die bekannten Dichter. Dr. Moritz von Stubenrauch. Hofrath Jenull, ein gefeierter Jurist, in dessen Beitritt zur Petition eine moralische Kraft lag. Dr. L. Neumann. Der K. K. Rath Joseph Bergmann. Dr. Ferdinand Gobbi. Dr. Franz R. Seligmann. Julius Krone. Professor Hye. Regierungsrath Kudler. Max. Löwenthal.

J. F. Castelli konnte in diesem Reigen von Ehrenmännern nicht fehlen, dieser Dichter, so ganz der Ausdruck des treuherzigen Wieners, der wahrlich eine ihm geschenkte größere Freiheit nicht mißbrauchen würde. Castelli pflückt noch immer, nach dem Spruche des Horaz, vom Baume der Zeit jeden Tag eine Frucht des Genußes. Er trägt die Jahre nicht wie eine Last, sondern wie eine Zierde. Er gehört der jüngeren Bewegung nicht mehr als Mitstrebender, wohl aber als Rathgeber und väterlicher Freund so manches ihrer Talente an. Wer sich ihm vertrauensvoll naht, findet ein offnes Herz und mehr Weisheit, als die oft derb scherzenden Lippen zu verbergen scheinen. Möge Charon noch lange zögern, von ihm seinen Obolus einzufordern!

L. A. Frankl hat sich die schwere Aufgabe gestellt, die ich aus eigner Erfahrung kenne, den Dichter mit dem Journalisten zu vereinigen. Seine „Sonntagsblätter" gehen einen stolzen Gang und tragen ihm mehr Dornen als Rosen. Er ist scharf und treffend in seinem Urtheil, geistreich im Ausdruck, voll Poesie selbst da, wo dem Style etwas weniger Bilder, etwas weniger Blumen und Lichter vortheilhafter wären. Wenig Kunstrichter werden sich eines so ausgebildeten Geschmackes rühmen dürfen; der Sinn für plastische Schönheit scheint diesem geistreichen Dichter angeboren. In der Poesie gehört er zu den Wenigen, die noch den Glauben an die Möglichkeit des Epos in unsern Tagen hegen und wir werden bald eine neue größre epische Dichtung von ihm begrüßen können.

Johann Springer. Joseph Werthheimer, dessen milder, menschenfreundlicher Sinn sich um die Wohlthätigkeitsanstalten Wiens dauernde Verdienste erworben hat. Th.

G. von Karajan, der gelehrte Philolog. A. Graf von Auersperg = Anastasius Grün. Dr. von Somaruga. Wilhelm Marsano, K. K. Oberst. Fürst Friedrich von Schwarzenberg, der vielgereiste, ritterliche Paladin, dessen lebensvolle Sitten- und Völkerschilderungen leider nur als Manuscripte gedruckt sind. Er fügt seinem berühmten Namen die Worte hinzu: „Um so mehr einverstanden, als in Ungarn bereits eine viel größere Druckfreiheit besteht, als hier (durch diese Petition) angestrebt wird.“ Dr. Ignaz von Wildner, Edler von Maithstein. Dr. Adolph Schmidl. J. F. Schlager. Friedrich Kaiser, der talentvolle Lokalpossendichter. Joseph Rank, der Dorfnovellist aus dem Böhmerwalde. Hermann Rollet, ein lyrisches Talent voll Schwung und Phantasie, wenn auch die Begeisterung für Frühling, Liebe, Freiheit noch etwas zu wirr in einandergeht. Dr. von Frank, gegenwärtig Herausgeber der Wiener Zeitschrift, eines seit Jahren im besten Rufe stehenden kritischen und unterhaltenden Organes. J. N. Vogl. Franz Stelzhamer. Dr. J. Herz.

Joseph Baron Zedlitz. Den gefeierten Dichter der „Todtenkränze“, der bisher zu außerordentlichen Diensten von der Staatskanzlei verwendet wurde, gleichfalls unter den Protestirenden zu erblicken, hat allgemein überrascht. Man kann an diesem Widerspruche nur in der That die mathematische Nothwendigkeit einer Censurreform erblicken. Stephan Endlicher, der berühmte Doppel-Gelehrte, der die Stamm- und Wurzelforschung der Natur als Botaniker und die Botanik des Geistes als Philolog vertritt. Hammer-Purgstall, tief eingeweiht in die Antezedentien des gegenwärtig zur Neige gehenden Regierungssystemes, zwar seiner aktiven Stellung

zum Staate enthoben, aber in der Gesellschaft durch Geburt, Verdienst und Weltruhm unerschütterlich.

J. C. Löbisch. Dr. Moritz Heyschler. Adolph Wisner. Dr. Beer. Deschary. E. M. Selinger. Dr. Siegfried Becher. Professor Rothkögel. Professor Dr. J. Neumann. Professor Berkiba. Professor Schulz von Straßnitzky. Dr. Fleischmann. Oberstlieutenant Pannasch. Franz Gräffer. Der fürstbischöfliche Rath J. S. Ebersberg, Herausgeber einer starkgelesenen Zeitschrift. M. G. Saphir, dem die Censur seine Neigung, conservativ zu sein, unmöglich macht. Der Witz wird immer liberal sein und deßhalb sollte der „Humorist" nicht zu oft gegen den Zeitgeist polemisiren. In einer von Saphir gegebenen Akademie, die den Hof, die höchsten Würdenträger des Staates und den „Obers" der Gesellschaft versammelt hatte, sprach Saphir so treffend, so unerschrocken über manche Mängel der Verwaltung, daß man seinen Muth bewundern mußte.

Sigmund Kolisch, ein vielversprechender junger Dichter, nur etwas zu stark beladen mit dem Ballast moderner Terminologieen. Baron Lannoy. Adalbert Stifter, ein Maler mit dem Pinsel und der Feder, ein seltnes Talent für gemüthliches Still-Leben. Professor Stöber. Professor Geiger. Hofkapellmeister Preyer. Heinrich Proch. Dr. A. Schmidt. Dr. Bernstein, bekannt als Dramatiker unter dem Namen Carl Hugo, ringend nach Anerkennung mit der „Ungunst der Verhältnisse." Seine Bühnenversuche haben einen täuschenden Schein von Darstellungsfähigkeit. Seine Charaktere sind mit großer Lebhaftigkeit hingestellt, ergehen sich aber zu wortreich, zu dialektisch und stellen plötzlich statt ihrer selbst den Verfasser hin. Seine Situationen

zeigen die Kenntniß der Bühne, verrathen Phantasie, ergeben sich auch natürlich aus den Bedürfnissen der Handlung, aber die Handlung selbst hat etwas Willkürliches oder ist nicht genug auf einschmeichelnde Ueberredung und allmälige Gefangennahme des Publikums angelegt. Besäße doch Wien noch eine Bühne zur Ergänzung des Burgtheaters, wo sich das Talent bilden, sich im Spiegel der Darstellung selbst erblicken und seine Fehler erkennen könnte! Carl Hugo würde sie verbessern und sicherer das Ziel erreichen, nach dem er jetzt zum aufrichtigen Leidwesen seiner Freunde vergebens steuert. Friedrich Witthauer, ein Norddeutscher, eingebürgert in Wien und einer der edelsten und geistreichsten Vertreter der würdigen Kritik. Möchte ihm in Italien Hygieens heilende Umarmung werden!

Franz Fitzinger. Ferdinand Graf von Colloredo-Mansfeld. Franz von Holbein, Direktor des Burgtheaters. Graf Barth von Barthenheim. Ritter von Bartsch. Ludwig Selliers von Moranville. Albrecht Kraft. J. Dessauer. G. Barth. Karl Hock. Dr. Mikolasch. Prof. Schuh. Dr. C. Melly. Prof. Rokitansky. Dr. Scoda. Vicepräsident C. Freiherr von Pratobevera-Wiesborn. Appellationsrath Adolph Freiherr von Pratobevera. Dr. Rizzi. Prof. Fischhof. K. A. Kaltenbrunner. J. Kriehuber. L. Millichhofer. Direktor von Schreibers. V. Kollar. Dr. Fenzel. P. Partsch. Düsing. L. Fitzinger. J. J. Heckel. F. X. Fritsch. Dr. Löhner.

Alle diese Männer traten unterm 11. März 1845 der Regierung nicht etwa mit einer Theorie über Preßfreiheit entgegen, sondern nur mit einer Berufung auf den Zwiespalt,

in welchem die aufgeklärte Gesetzgebung über die Censur mit ihrer nicht mehr zu ertragenden widerrechtlichen Ausübung läge. Diese bescheidene, aber von gerechter Entrüstung eingegebene, mit schlagenden Thatsachen und Beispielen versehene Denkschrift wird dem Publikum nicht vorenthalten bleiben. Sie wird früher oder später erscheinen müssen. Die Unterzeichner sind die Veröffentlichung ihrer eignen Ehre schuldig; denn mit Gleichgültigkeit ist ihre Bitte empfangen, mit Kälte zurückgewiesen worden. Man hat ihnen gesagt: „Wie könnt Ihr Euch zusammenschaaren und um etwas bitten, das wir so eben im Begriff waren, Euch selbst zu geben!" Die Bittsteller fielen aus den Wolken. Diese so öffentliche, so zugängliche Regierung beschäftigte sich mit etwas, das das Publikum errathen sollte. Und womit beschäftigte sie sich? Mit dem ungeheuern Fortschritt, daß sie einsah, 1) die Censoren müßten vermehrt und 2) besser besoldet werden. Von einer Milderung der Grundsätze ist keine Rede, sondern nur von einer Verkürzung des Verfahrens, von einer Beschleunigung der bisherigen langsamen Gedanken-Hinrichtungen. Man hat die Petition wie eine Emeute behandelt.

Das bei der Censur angestellte Personal (Hofrath Malß an der Spitze) besteht an und für sich vielleicht aus wohlwollenden, selbst aufgeklärten Männern. Sie streichen nicht nach ihren Ueberzeugungen, sondern nach ihren gegebenen Instruktionen. Diese schließen allen und jeden Freimuth aus. Die Zeitschriften stehen unter einer bis in's Kleinste gehenden Beaufsichtigung. In Theaterverhältnisse mischt sich die Censur mit ihren eignen Ansichten ein, verwandelt oft Tadel in Lob und unterdrückt harmlose Meinungen, die ihr nicht gefallen

wollen. Der Censor wird hier dem Schriftsteller gegenüber oft förmlich ein Recensent. Wehe dem armen Gelehrten, der in der Provinz einen philosophischen oder historischen Gegenstand besprechen will! Sein Manuscript wandert nach Wien, wird dort oft einem Gegner oder Rivalen zur Begutachtung übergeben, bleibt ein Jahr lang in dessen Händen und kehrt mit einem Druckverbote zu dem armen gelehrten Leibeigenen wieder zurück. Man kann der Intelligenz nicht mehr Hohn sprechen.

Mit der vom Auslande kommenden Büchereinfuhr wird es so gehalten: Die Bücherballen, die von Leipzig kommen, werden nicht den Buchhändlern, sondern der Regierung ausgeliefert. Diese hat ein eignes Amt niedergesetzt, das Revisionsamt, welches jedes Packet öffnet und den Buchhändlern nur die völlig unverfänglichen Schriften ausliefert. Alle Schriften, die nicht auf die materielle Existenz berechnet sind, werden vorerst censirt und dann in drei Rubriken getheilt, solche die gänzlich verboten sind, solche, die man gegen eine persönlich von der Polizei einzuholende Erlaubniß kaufen kann, solche, die der Buchhändler verkaufen, aber in den Zeitungen nicht ankündigen darf. Diese Einrichtungen gelten in Oesterreich für so naturgemäß, als hätte sie Gott schon im Paradiese dem ersten Menschenpaare mitgegeben. Man kann sich denken, wie lästig es dem gebildeten Manne sein muß, sich die Lektüre selbst solcher Bücher, die er nicht billigt, die er aber zu seinem Unterricht lesen will, von der Polizei zu erbitten! Viele Privatleute, Gelehrte, selbst Geistliche thun es, weil sie die Schriften nicht anders erhalten, aber die Regierung bekommt dadurch eine Liste aller derjenigen Menschen, die sich in der Welt noch um etwas

Anderes, als ihres Leibes Nahrung und Nothdurft, bekümmern. Ebenso ist es mit den Zeitungen, die man zu halten wünscht. Die Post verabfolgt sie nur gegen den polizeilichen Erlaubnißschein. Für Diejenigen, die in der Provinz leben, denke man sich die Weitläufigkeit! Wer in Salzburg z. B. eine Schrift von Raumer über Italien kaufen will, macht dem Buchhändler die Anzeige. Dieser trägt den Wunsch und den Namen des Käufers seiner Polizeibehörde vor. Die Salzburger Polizeibehörde schreibt an die Regierung in Linz und die Linzer Behörde, selbst noch nicht competent genug, berichtet noch an eine dritte Behörde, die Central-Polizeistelle, von welcher endlich der Bescheid zurückkommt, daß dieser Ankauf gestattet wird oder nicht.

Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Wer hat dieses abscheuliche System erfunden? An welche Grundbedingungen lehnt es sich? Ist es Ueberlieferung der Zeiten oder Erfindung der Gegenwart? In welchem Zusammenhange steht es überhaupt mit dem Geist der österreichischen Politik im Großen und Ganzen?

Die Gerechtigkeit zwingt, zu bemerken, daß uns hier eine historische Ueberlieferung vorliegt. Die Geschichte des Hauses Habsburg von seiner Begründung an durch Rudolph bis zu seiner Aufnahme spanischen Blutes und zu seinem Uebergange in lothringisch-französisches ist die Geschichte einer das Völkerleben als solches ignorirenden und nur auf das eigne Wohl und Wehe bedachten Dynastie. Von den Kämpfen gegen die Schweizerfreiheit an, wo die Junker den Bauern erlagen, bis zu den österreichischen Executionsmärschen in die Romagna, nach Neapel und Piemont hat diese Politik immer das Kennzeichen eines der Zeit abgewandten Antlitzes ge-

tragen. Volksthümlichkeiten durfte sie niemals anerkennen, weil die den Erblanden einverleibten neuen Besitzthümer mit dem deutschen Haussystem vereinigt werden sollten. Aufschwung eines Volks- oder Stammbewußtseins, historische Nationalerinnerungen waren von jeher die Gespenster, welche diese Politik erschreckten*). Die Reformation wurde in ihrem Laufe durch Oesterreich gehemmt und selbst da, wo sie schon Wurzeln gefaßt hatte, erzwang dieser Staat Contre-Reformationen, die die Bekenner der neuen Kirche in den Schooß der alten zurückführten. Der Geist des Mißtrauens und der egoistischen Isolirung hat sich dieser Dynastie schon seit Jahrhunderten bemächtigt und durch den Einfluß der Frauen, der Günstlinge und Beichtväter wurde diesem an sich vielleicht ungefährlichen Systeme der Charakter der empfindlichsten Reizbarkeit aufgedrückt. Eine Frucht- und Dornenlese aus Oesterreichs Geschichte sammelte zu diesem Zwecke kürzlich der Verfasser der Anemonen. Mögen weder die Prinzipien dieses Autors völlig klare, noch seine Motive unbescholten edle sein, die Wahrheit wählt sich ihre Organe oft wunderlich. In diesem Buche spricht die Geschichte. Man wird vielleicht kaum Mühe haben, die Behauptung zu widerlegen, daß Oesterreichs Geschichte durchaus eine Chronik der glücklichen Zufälle, der selbstgemachten Verschwörungen und des Undankes wäre. Aber die Thatsache des dynastischen Egoismus steht fest und wird, wie es scheint, schon darum

*) Charakteristisch ist folgende Thatsache: Des armen Andreas Hofer Gebeine moderten in Mantua. In der Hofburg zu Wien vernahm man es sehr ungnädig, als sich einige tyrolerische Offiziere beigehen ließen, diese Reliquien dort auszugraben, schimpflicher Vergessenheit zu entziehen und sie nach Insbruck zu bringen, wo sie jetzt von dem Schallerschen Denkmal verdeckt werden. Die Offiziere erhielten für ihre angemaaßte Hochherzigkeit einen strengen Verweis.

die noch lange dauernde Grundlage dortiger Politik bleiben, weil sie alle Ursache hat, die Monarchie als einen in's Märchenhafte gerückten und vom Menschlichen völlig freien Begriff in unantastbarer, mythischer Würde zu erhalten.

Wenn Oesterreich die deutsche Kaiserwürde behalten hätte, es wäre für die Geschichte ein Glück gewesen. Denn so wie so ist der mächtige Einfluß dieses Staates auf Deutschland derselbe geblieben, während er seit 1804 auch nicht mehr die geringste Verantwortlichkeit für Deutschlands Ruhm und Größe hat. Dem Kaiser hätten doch die Gesammtzustände des Vaterlandes in einer gewissen Nähe bleiben müssen, er hätte die freien Fortschritte des Bürgerthumes und besonders die Segnungen des constitutionellen Systemes nicht in dem Grade gleichgültig betrachten dürfen, als er es jetzt darf, wo von Oesterreich so Vieles ausgeht, was diese neuzeitigen Entwickelungen, diese heiligen Postulate unsres Jahrhunderts, verhindern muß. Auch Oesterreich selbst würde sich einer freieren Rückwirkung von dem übrigen Deutschland, von dem es jetzt völlig gesondert ist, erfreut haben. Kaiser Franz bedankte sich aber für eine Würde, die ihm keine Rechte mehr, wohl aber einige nicht zu umgehende Verpflichtungen auferlegt hätte. Seine egoistische Kraft blieb ja dieselbe, so wie so!

Ueber die Bedeutung, welche der Vater des jetzigen, wie ich hinzufügen muß, als Mensch geliebten und hochverehrten Kaisers in der Geschichte der österreichischen Politik hat, befindet man sich fast überall noch sehr im Unklaren. Man unterschätzt gewöhnlich die geistigen Fähigkeiten dieses letzten deutschen und ersten österreichischen Kaisers, während man doch alle Ursache hat, ihm einen außerordentlich klugen Ver-

stand und eine eiserne, Willenskraft zuzuerkennen. Die Schöpfungen, die in der Geschichte fast alle den Namen Metternichs tragen, sind das Werk des Kaisers Franz. Man muß die authentischen Aktenstücke der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" lesen, um sich zu überzeugen, welches hier die wahre Stellung des Dieners zu seinem Herrn war und unter welchen Bedingungen dieser Herr seine Diener beibehielt. Die Erfahrung hatte den Kaiser persönlich in die Schule genommen. Das Ziel des Handelns war ihm oft so nahe vorgezeichnet, daß es keiner Wahl des Weges, dahin zu gelangen, bedurfte. Es wäre freilich kein Wunder gewesen, wenn Oesterreich von 1813 hinter dem Oesterreich von 1809 zurückgeblieben wäre und die Theilnahme an dem Völkerkampf — eben weil es ein Völkerkampf war! — verweigert hätte. Sein guter Genius bewahrte es vor diesem Unglück. Es schloß sich dem Freiheitskriege an. Aber nach dem Sturze Napoleons vereinfachten sich die Möglichkeiten. Kaiser Franz erfaßte einen einzigen klaren, festen Gedanken und die, welche ihn zu beherrschen schienen, führten nur seine Ideen aus. Er haßte jede Theilung des errungenen Gewinnes der Fürsten mit ihren Völkern, er haßte die sich herausstellenden liberalen Prinzipien, die Prinzipien der wahren Pazification Europas, mit fast persönlichem Haß. Er entwarf aus Egoismus, Mißtrauen und Ueberschätzung seiner Würde jenes conservative System, das Metternich in die europäische Gleichgewichtspolitik einführte und aus welchem einige eitle, von den Lockungen des Geldes und sybaritischen Wohllebens geblendete Stubengelehrte, wie Gentz u. s. w. ein Prinzip der Legitimität mit philosophischem Nimbus schufen. Kaiser Franz haßte die Ideologie

und würde auch für diese romantisch-katholische Staatsphilosophie wenig Sinn gehabt haben, wenn sie sich nicht, schimpflich genug, zum Kampf gegen jede von dem Jahrhundert geforderte Neuerung hergegeben hätte.

Dionysius, Tiberius, Ludwig XI. waren Tartüffes auf Thronen, die sie nach der Sitte ihrer Zeitalter mit Grausamkeiten behaupten konnten. Unsre Zeit bedingt einschmeichelndere Formen, gefälligere Vorwände. Aber die Tartüfferie hat unter dem Purpur so wenig aufgehört, wie unter der Stola. Man klopft einigen Bettlern und Bauern auf die Schulter und ist ein Freund des Volkes; man empfängt Bittschriften und scheint ein Feind der Ministerwillkür. Gemüthliche Monarchen, die Ihr Euch eine geheime Polizei zum Privatvergnügen anlegen könnt, wie wir uns des Abends eine Casinoerholung, eine Parthie Whist! Freilich, muß Euch auch Nachts so schwer der Alp von Conspirationen, selbst in der eignen Familie, drücken! Unglückliche Phantasieen jener Ausgewählten, die Gott so einsam auf die Throne setzte!

Das System des Kaisers Franz hätte vielleicht mit seinem Tode aufgehört, wenn es nicht Staatsmänner gäbe, die den Schein historischer Größe sich wenigstens dadurch erwerben wollen, daß sie Consequenz zeigen. Die Geschichte wird diese Staatsmänner verurtheilen, hat sie schon verurtheilt, aber es findet sich dann vielleicht in irgend einer Note zum Text: „Man konnte ihm wenigstens nicht absprechen, daß er in seiner Art ein Charakter war." Viel charaktervoller wäre gewesen, zu sagen: „Ich seufzte als Diener meines Herrn und will jetzt, da ich frei bin, auch Euch die Freiheit geben."



Statt dessen erblicken wir einen Staat, der seit zehn Jahren

gleichsam über sich selbst hinausgewachsen ist. Alle Glieder dieses großen Körpers sind stärker, kräftiger geworden, als der Rumpf, dessen Kopf den großen Mann spielen und der Geschichte gegenüber wenigstens Consequenz zeigen will. Ein Volk, was sag' ich — fünf Völker Opfer der Consequenz eines Mannes, der nie eine eigne Idee hatte, nie eine große That sein nennen konnte und der sich die Politik durch ein ewiges Neinsagen so leicht gemacht hat, daß er freilich alle die Staatsmänner, welche seit 1815 strauchelten, weil sie sich bewegten, überragte, weil er stillstand.

Welches sind nur wahrhaft große Staatsmänner gewesen? Die, welche die Völker über schwierige Krisen mit naturgemäßen Mitteln hinwegführten. Naturgemäße Mittel nenne ich hier den freien, ungehindert sich entwickelnden Volksgeist, das Ausströmen jeder berechtigten Kraft im Staate, die ungestörte Lebensäußerung selbst derjenigen Elemente, welche im Staate aus natürlichen oder historischen Gründen sich befehden. In diesem Sinne erzeugt England große Staatsmänner. Da aber, wo ein Minister die Freiheit hat, mit dem Kehrbesen der Censur und mit den Bajonetten der polizeilich-militärischen Gewalt alle diese natürlichen und historischen Gegensätze eines Staates, diese sich von selbst verstehenden Hindernisse seines Eigenwillens bei Seite zu fegen und nach dem Machtworte: Tel est notre plaisir ein willkürliches System aufzubauen, da seh' ich den großen Staatsmann nicht mehr.

Oesterreich hat einige große Staatsmänner aufzuweisen gehabt; es waren diejenigen, welche meist unglücklich endeten, diejenigen, welche sich der launenhaften und mißtrauischen Dynastie gegenüber nicht halten konnten. Die aber, welche



sich derselben sklavisch unterwarfen, diese sind allein mit ihren Portefeuilles alt geworden. Das neueste Beispiel beweist es zur Genüge. Ein eingewanderter Adliger, der sich aufschwingt, durch gefällige Formen befestigt, keine Idee hat, als die, Glück zu machen, beim Systemwechsel, der in den Verhältnissen zu Napoleon lag, immer dahin trat, wo es der Egoismus des Herrn verlangte, wer kann da historische Größe finden? Es kann dem bezeichneten Staatsmanne nur lieb sein, wenn man die herzlose Verfolgung der „Demagogen" in den Jahren 1817—1824, die unchristliche Antwort an die Griechen, sie seien „Empörer gegen Se. Hoheit, den Sultan," die Executionen in Italien und die Zärtlichkeiten für Dom Miguel, den Zögling Wiener Bildung und Staatsweisheit, seiner dienstlichen Stellung und dem Gehorsam gegen den Willen seines Herrn zuschreibt. Seit dem 2. März 1835 zeigte sich ja der eigne Kern. „Es bleibt Alles beim Alten." Das war ein Trost, der zur Verzweiflung bringen konnte.

Wo steht denn geschrieben, daß Oesterreich der träge Schwerpunkt Europa's sein müßte? Es ist wahr, seine Politik hat im Lande selbst eine Masse Gegensätze zu balanciren, den Deutschen gegen den Ungar, den Ungar gegen den Slaven, den Slaven gegen den Italiäner. Aber darum auch die Abhängigkeit von Rußland, die ganz Oesterreich demüthigt? Darum die preisgegebenen Donaumündungen? Darum dies ewige kleinliche Einmischen in den Gang der deutschen Entwickelungen von der heißersehnten preußischen Verfassung an bis zu den Vorgängen des constitutionellen Lebens im südlichen Deutschland? Darum die trostreiche Aussicht, daß jeder Fortschritt der deutschen Wissenschaft und Bildung

plötzlich von „Bundeswegen" gehemmt wird, damit das Niveau sich herstellt? Darum die über alles Maaß hinausgehende Note an die Luzerner Schlächter, die ihnen Glück wünscht zum Triumph über die Feinde der jesuitischen Bosheit? Darum in diesem Augenblick die Zurüstungen zu einem Congreß, auf welchem in der Stille die ungeheure Gefahr besprochen werden wird, welche Europa drohe, wenn die römische Kirche aus ihren Fugen gehen und unterstützt vom lutherischen Gewissen deutscher Fürsten der „Geist nicht gedämpft" werden sollte?

Man rühmt Oesterreichs materiellen Flor und es ist wahr, dem Dampf und den Elementen der Natur hat man jede Conzession gemacht. Eisenbahnen, die ohnehin zur Centralisation dienen, Militärstraßen sind mit Muth und Ausdauer angelegt worden. Handel und Industrie breiten ihre Arme nach allen Richtungen aus. Der Strom des materiellen Lebens ist nirgends in ein beschränktes Bett zurückgedrängt worden. Die Regierung, gewaltiger Finanzmittel bedürftig und seit Kaiser Franzens zweideutigen Geldgeschäften in einer nicht eben wünschenswerthen Intimität mit der Börsenwelt, mußte alle natürlichen Hülfsquellen öffnen, um ihren Credit durch Unterpfänder und thatsächliche Werthbestimmungen zu unterstützen. So hat zwar das Elend und die allgemeine Noth auch in Böhmen ihre Opfer gefordert, aber beruhigend ist im Durchschnitt des Landes Wohlstand und die jüngere Beamtengeneration sucht von unten auf den Weg der Reformen zu ebnen und anzubahnen.

Aber genügt dies materielle Wohlbefinden? Der Geist ist der Zweck des Daseins und dem Geiste knicken sie die Flügel. Eine bunte, glitzernde Industrieausstellung löst die



Räthsel des Daseins nicht. Diese Spiegel, diese Tapeten, diese Shawls und seidnen Tücher bedecken nicht die ganze Fläche unserer Ahnungen, unserer Wünsche, unserer tieferen Anschauungen. Das Leben ist werthlos, wo ihm sein wahrer Gehalt verkümmert wird und noch ist es keinem Afterphilosophen gelungen, der Menschheit auszureden, daß dies Leben doch nur die Vorschule eines moralischen Jenseits ist.

Doch Oesterreichs Zukunft winkt wie ein hellerer Lichtstreifen nach langem dunklem Regenhorizonte. Oesterreich wird im Fortschritt der Völker nicht zurückbleiben, denn absolute Widersprüche duldet die Geschichte nicht. Der Gott, der sich mit der Menschheit andre Zwecke stellte, als erdgeborne, wird sich seinen Weltplan von einer frivolen Politik nicht verkümmern lassen, die dem Geist des Jahrhunderts die Spitze zu bieten wagt.

Oesterreichs Politik nach Innen und nach Außen hat leider drei schwierige Bedingungen, an welche ihre Prinzipien geknüpft sind: das Interesse der Dynastie, das Interesse des Adels und das Interesse des Katholizismus.

Die Dynastie ist aber in einer Verjüngung begriffen. Einige Mitglieder der kaiserlichen Familie scheinen jener Isolirung, jener Zurückgezogenheit nicht mehr hold zu sein, mit welcher sich früher die Erzherzöge vom Schauplatz der Welt entfernt hielten. Die Bildung, welche die Gegenwart erfordert, ist keine solche mehr, die nur in der Hand von geistlichen Erziehern liegt. Von Weltreisen bringen die jungen Erzherzöge freiere Anschauungen mit. Sollten denn die Gefahren, welche dieser Dynastie von der verschiedenartigen Zusammensetzung ihrer Bestandtheile und Besitzthümer drohen, nicht Märchen sein, erfunden von Denen, die ihre herzlose

Politik nur durch ewige Visionen von Verschwörungen entschuldigen konnten? Italien mag des großen Ländercomplexes verwundbare Ferse sein. Aber ohne einen allgemeinen europäischen Krieg bleiben italiänische Schilderhebungen immer nur unschädliche Funken in erkaltender Asche. Um die Lombardei hat Oesterreich noch nicht nöthig, dem Zeitgeiste ewig ein düstres Gesicht zu zeigen. Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Oesterreich sind fest in Liebe und Treue. Wohin könnte sich Böhmen wenden? Sind die kleinen panslavistischen Komödien auf Universitäten und Gymnasien mehr als romantische Schülerschwänke? Die Regierung opfre ihre Sucht zum Centralisiren, opfre ihre Abneigung gegen die historischen Ueberlieferungen der Länder, die durch die Gunst der Zeiten ihr zufielen, und sie kann das, was sie jetzt befehdet, passender zu ihrer eignen Erstarkung benutzen. Der erste österreichische Kaiser, der einen ihm gebrachten Verschwörungsrapport in's Kaminfeuer wirft, wird derjenige sein, der am ruhigsten schlafen kann.

Schwieriger würde einer aufgeklärten Politik der Kampf gegen den Adel werden. Man muß nämlich wissen, daß Oesterreich das Eldorado der Standesprivilegien ist. Der gewaltige Zusammenfluß von ungrischem, böhmischem, polnischem, italiänischem und deutschem Adel hat Wien zu einem Orte gemacht, in welchem der Bürgerliche fortwährenden Demüthigungen und Zurücksetzungen ausgesetzt ist. Ich will nicht sagen, daß diese nur aus Adligen bestehende höhere Gesellschaft voll Anmaßung wäre. Diese gewaltige Adelskette bedient sich nur des Vorrechtes, welches ihr hier vom Zufall gegeben wurde. Das Publikum fühlt die Last dieser gesellschaftlichen Prärogative und hilft sich dadurch, daß es

Jedermann baronisirt, Jedermann zu adligen Gnaden erhebt. Das ist nicht Höflichkeit, wenn man in Oesterreich alle Welt Herr von anredet, sondern Nothwehr. Es ist zu drückend, zu demüthigend, inmitten dieser allgemeinen Hochgeborenheit als ein Bürgerlicher aufzutreten. Besonders äußert sich in den Frauen das adlige Selbstgefühl auf die unschönste Art. Unwissend und oberflächlich behaupten sie auf ihre Geburt einen so prüden Stolz, daß die schönsten Formen darunter unedel erscheinen können. Hätte der bürgerliche Wiener nicht seinen Witz, er bliebe in dem Gefühl, von dieser vornehmen Kaste zur Canaille gerechnet zu werden, ohne alles Gegengewicht.

Man muß zur Entschuldigung der gegenwärtigen österreichischen Politik hervorheben, daß sie sich an die österreichische Aristokratie anlehnt. Sie ist zum größten Theil der Ausdruck jener kläglichen Vorurtheile, die sich in den Köpfen dieser durch Zufall adlig gebornen Menschen gebildet haben. Man haßt in diesen Kreisen in der That die neue Zeit, weil sie nivellirt, weil sie möglich macht, daß in Frankreich und England Bürgerliche Minister werden. Man findet in diesen Kreisen die modernen Constitutionen lächerlich und nennt sie papierne. Man findet die Eingriffe der neuen Zeit in die Vorrechte des Adels revolutionär und macht es der Regierung zum Vorwurf, wenn ihre Büreaukratie diesen Vorrechten in den Weg tritt und sich neuern Begriffen zuweilen anschließt. Diese hochgebornen Herrschaften haben es empörend gefunden, daß Herr von Holbein und die Theatercensur Moritz von Sachsen und den deutschen Krieger aufführten. Als diese Stücke gefallen hatten, schlugen sie ihre Logenthüren zu (selbst die Damen!) und riefen: Es wird immer ärger!

Wer diesen österreichischen Adel mit seinen urweltlichen, stolzen Namen und noch stolzeren Ansprüchen recht aus erster Hand beobachten will, der besuche die böhmischen Bäder!

Man braucht, um diese Menschenklasse auf das Maaß der Natur zurückzuführen, nicht so weit zu gehen, wie Kaiser Joseph ging, der, um den Adel zu demüthigen, Bediente zu Grafen erhob. Eine weise und erleuchtete Politik würde minder excentrische Mittel finden. Institutionen ändern, die von der Unbill der Vergangenheit lästig genug auf die Gegenwart überliefert sind, und ihnen in unmittelbarer Form zu begegnen wird kaum möglich, kaum räthlich sein. Die wahre Weisheit der Regierungskunst ist nicht von heute. Das Buch der Geschichte weist Beispiele genug auf, wie Fürsten sich des Adelwalles entledigen können, der sie von ihren Völkern trennt. Wer den Bürgergeist weckt, wer die Säulen einer Monarchie in Denen findet, die da arbeiten müssen, um zu leben, wer die Bildung seiner Völker auf die Ideale zurückzuführen sucht, die in unserer Brust unvertilgbar ruhen, der wird auch hier ein Gleichgewicht der gesellschaftlichen Klassen herstellen, ohne welches für Bürgerliche von Charakter und Bildung das Wiener Leben oft unerträglich ist.

Die größten Schwierigkeiten für eine vom Licht des Jahrhunderts erleuchtete Politik bietet die Geistlichkeit. Die katholische Kirche befindet sich hier im Vollgenuß ihrer Privilegien. Joseph II. hatte sie die ganze Kraft der modernen Aufklärung in übereilter und hastiger Form empfinden lassen; aber seit seinem Tode sind ihr fast alle alten Würden, fast alle Kirchen und Klöster, alle Pfründen und Beichtstühle wieder zurückgestellt worden. Man machte die Priester zu Bundsgenossen und Werkzeugen der conservativen Politik. Die protestantische

Kirche wird nur unter den eingeschränktesten Verhältnissen geduldet. Man gestattet ihr keine Kirchen, sondern nur Bethäuser. Ueber die neue apostolisch-katholische Bewegung fand ich in den Zeitungen entweder nur Schweigen beobachtet oder diejenigen Dinge hervorgehoben, die diese neue Kirchenverbesserung kompromittiren sollten. Wer sich etwa in Böhmen oder sonst einfallen ließe, seine Mitbürger zum Bekenntniß der neuen Lehre aufzufordern, der würde augenblicklich durch polizeiliche Mittel zur Ruhe verwiesen werden. Man kann sich die Verzweiflung dieser hierarchischen Staatsmänner denken, im übrigen Deutschland, Preußen voran, dem neuen Glauben Tausende zuströmen sehen zu müssen. Man kann überzeugt sein, daß die erste Blöße, die das Menschliche, was ja auch in dieser Offenbarung des göttlichen Geistes oft nicht ausbleiben kann, geben sollte, augenblicklich benutzt werden wird, um durch das Organ des Bundestages diese Bewegung in ein der italiänisch-katholischen Kirche unschädliches Bett zurückzudämmen. Wie unbequem muß ihnen ein Monarch sein, wie der jetzige König von Preußen, ein Fürst, dessen Lobredner zu sein ich wenig Geschick habe, dem aber eine gewisse Verehrung vor Allem, was auf die göttliche Ordnung der Dinge geht, zuerkannt werden muß, ein Fürst, der nie wagen wird, sich in dem Grade nicht als Protestant zu fühlen, daß er nicht alles, was der Annäherung an seinen eignen, heiligen Glauben dient, mit Freuden unterstützen sollte.

Die niedere Geistlichkeit beherrscht das Volk, die hohe den Hof, besonders seinen weiblichen Theil. Der Gebildete wird mit Mitleid und Rührung am Stephansplatz jene Wallfahrerzüge an sich vorübergehen sehen von Greisen, von Kindern, von Weibern, einen Kirchendiener im rothen Kleide

an der Spitze, gedankenlose Worte plärrend, ein Licht in der Hand, und in diesem Aufzuge Meilen weit zur Maria Taferl oder einer andern berühmten Kapelle pilgernd. Ich wiederhole, was ich schon oben sagte, daß ich mir auf meine menschliche Vernunft, dem ewigen Gott gegenüber, wenig einbilde und gern bereit bin, in Demuth mein Haupt zu beugen vor den Räthseln des Daseins; aber dem Aberglauben, dem Unsinn gegenüber hat unser Bischen menschliche Vernunft eine zum Zorn entflammende Kraft. Fürsten uud Staatsmänner, die nicht einen heiligen Eifer haben, die Völker aus der Dummheit zu erlösen, werden vor dem Gerichte der Jahrhunderte einst eine klägliche Rolle spielen.

Die Wege Gottes sind wunderbar, die Offenbarungen seines Geistes haben noch immer jede Berechnung getäuscht. Arme, niedrige Priester stehen auf und lehren die Völker einen reineren Glauben, als der den stolzen Würdenträgern der Kirche gefällt. Der Gesammtbau der italiänisch-katholischen Kirche kann sich nicht mehr länger in seiner alten Form halten. Gerade die, die diesen Bau stützen wollen, die Jesuiten, gerade diese werden ihn stürzen. Ihr unberufener Eifer geht über das Ziel des Möglichen hinaus. Die Staaten haben schon ihre Verfassung ändern müssen, in allen Gebieten des Wissens und Glaubens werfen sich die alten Voraussetzungen um und machen neuen Ueberzeugungen Platz. Rom sollte allein dieser Bewegung Widerstand leisten?

Die zähste Kraft entwickelt die Hierarchie in Italien und in Oesterreich. Nicht der katholische Glaube soll gefährdet werden, wohl aber die Weltlichkeit des Glaubens, ihre Anlehnung an Absolutismus und Aristokratie. In Frankreich und Spanien hat der Zeitgeist die Hierarchie überwunden.

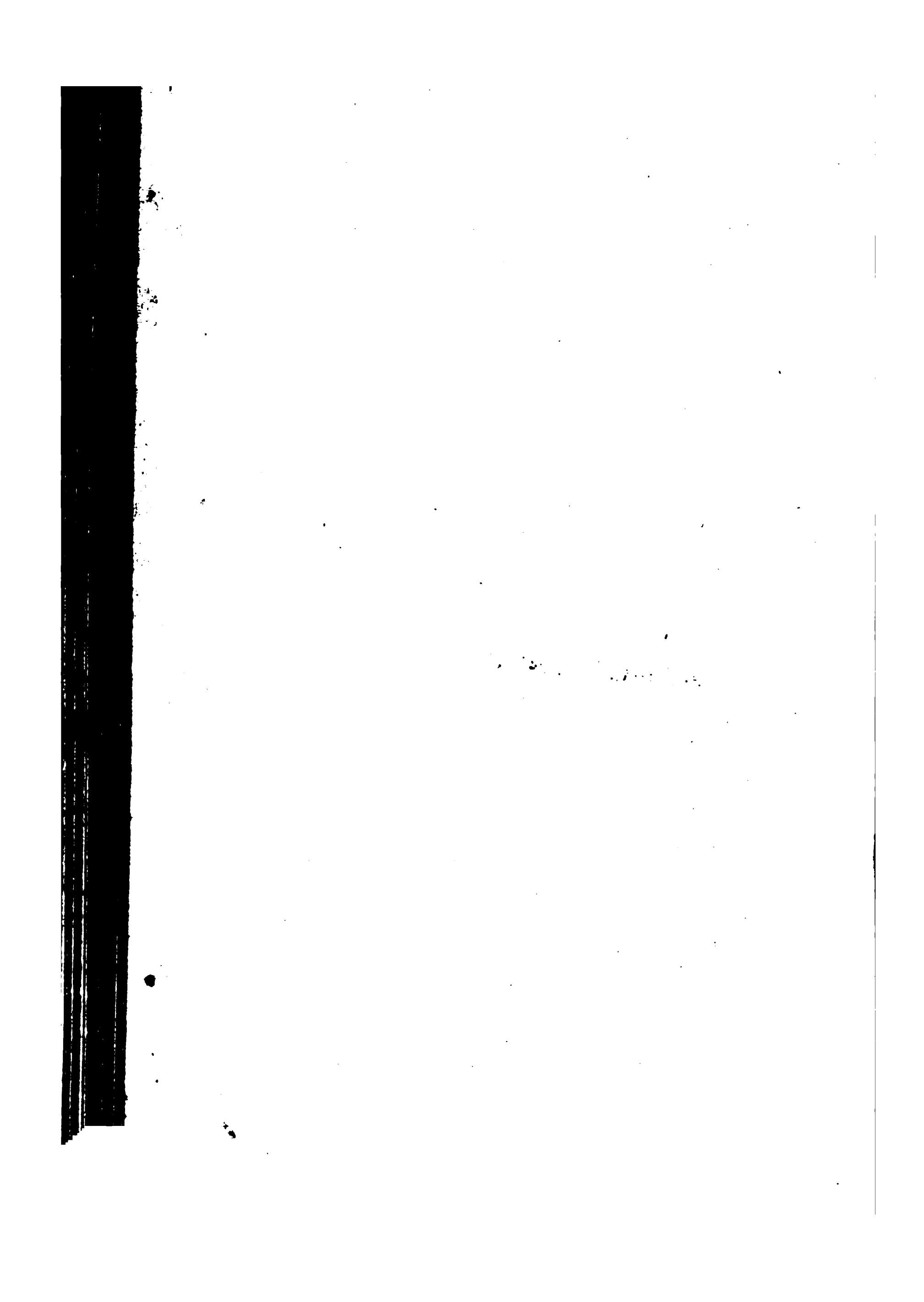
Der katholische Glaube als solcher hat darum nicht aufgehört. Die Priester mögen, wie dies in Frankreich genug geschieht, den weltlichen Geist befehden, sie mögen eine Philosophie bekämpfen, die sich nicht auf christliche Voraussetzungen gründet, aber nimmer sollte es sein, wie in Oesterreich, wo dieser Kampf von vornherein unmöglich wird, weil der freien Vernunft und diesem weltlichen Geiste jedes Organ, jede Aeusserung von vornherein abgeschnitten ist. Die Religion hat es noch immer aufs Tieffste büßen müssen, wenn sie sich zur Beschönigung weltlicher Despotieen hergab.

Es ist das so schreckhaft an der politischen Gewalt, daß sich mit den Schwankungen ihrer Grundsätze auch die Imputationen der politischen Verbrechen ändern. Was ist ein politisches Verbrechen? Heute regiert ein Fürst, dem Constitutionen ein Gräuel sind. In den Jahren 1820 straften die Untersuchungskommissarien diejenigen Ueberzeugungen als demagogische, die von „der Nothwendigkeit gemischter Verfassungen" sprachen. Zehn, zwanzig Jahre später kommen Fürsten und Staatsmänner mit andern Ueberzeugungen und die Märtyrer von damals werden Staatsweise. Träte, durch merkwürdige Umstände der Natur uud des Zufalls, in zehn Jahren ein aufgeklärter Monarch aus dem österreichischen Kaiserhause hervor oder ein Staatsmann bahnte einem liberalen Princip den Weg bis an das Ruder der Geschäfte, so wäre alles das, was in diesen Blättern heute noch für Verwegenheit wird ausgegeben werden, bis dahin das Loyalste und Willkommenste, was eine erleuchtete Regierung nur zur Unterstützung ihrer edeln Absichten gegen Fanatismus und Prärogative sich wünschen könnte. Und in diesem Hinblick auf eine ausgleichende Zukunft leg' ich getrosten Muthes die

Feder nieder. Ich bin im Grunde kein Parteischriftsteller und habe meinen Zeitgenossen durch mehr, als bloße Erörterung von Principienfragen, nützlich und angenehm zu werden gesucht; aber schimpflich wäre es, irgend eine Ueberzeugung, wenn sie sich mit Riesengewalt aufdrängt, verschweigen zu wollen. Hundertmal gefragt, wie hat es Ihnen in Wien gefallen? hab' ich hundertmal die Antwort gegeben:

Ein herrlicher Aufenthalt für Den, der die natürlichen Reize des Daseins noch zu genießen Lust und Fähigkeit hat. Aber ein trauriger, wenn man sich überzeugt, wie eine veraltete, dem Zeitgeist feindliche Politik dort ihre knöcherne Hand noch krampfhaft über dem geistigen Leben ausgespannt hält — vor ihrem baldigen Ende!

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte reist' ich von Wien ab. Ischl, das Salzkammergut, Salzburg, Tyrol, die Lombardei sind (fast sollte man sagen leider!) schön genug, das, was in Oesterreich so tief die menschliche Freiheit demüthigt, eine Weile vergessen zu lassen.



Gesammelte Werke

von

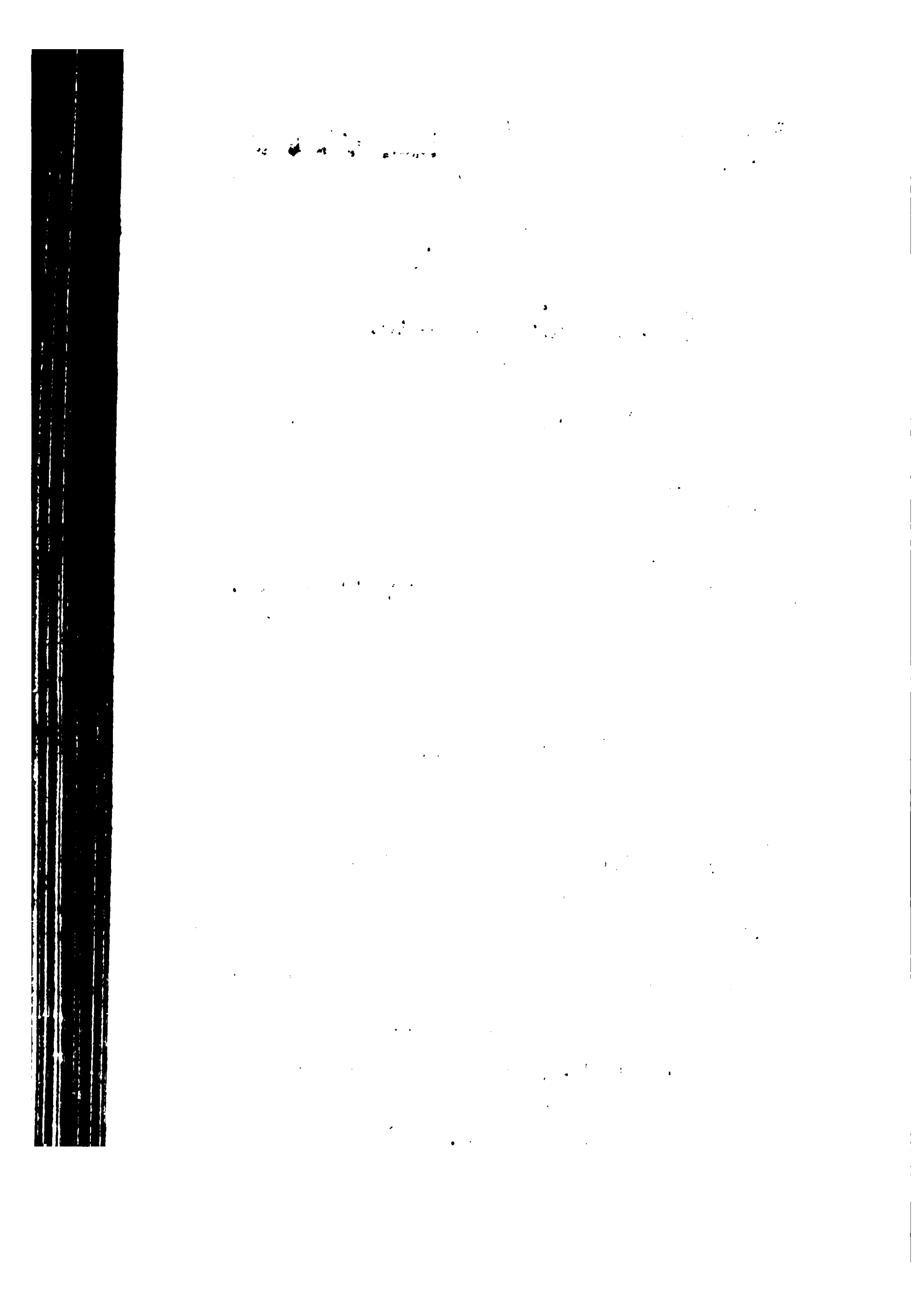
Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

Vierter Band.

Philosophie der That und des Ereignisses.
Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.



Vorwort.*)

Diese Schrift wurde unter Umständen verfaßt, wo ich nicht viel andere Quellen dazu benutzen konnte, als höchstens einige an die Wand gekritzelte Verwünschungen der Langenweile oder einige in die Fensterscheiben geschnittene Wahlsprüche zahlloser unbekannter Namensinschriften. Dies war eine Bibliothek, die in jeder Beziehung Etwas zu wünschen übrig ließ **).

Nun ist dies aber ein Vorzug dieser allein durch das Gedächtniß unterstützten Arbeit. Denn destomehr wird der Leser aus seinen eigenen Mitteln zu deren Vollständigkeit beizusteuern haben und dadurch in eine ergänzende Thätigkeit

*) Zur ersten Ausgabe, die unter dem Titel: „Zur Philosophie der Geschichte“ erschien.

**) Es war das Mannheimer Gefängniß, welches ich im November 1835 wegen meines Romanes Wally, die Zweiflerin, auf zwölf Wochen beziehen mußte. Acht waren Untersuchungs-, vier Wochen Strafhaft. Auch die in diesem Bande enthaltene Abhandlung über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte wurde zum größten Theile in jenem unfreiwilligen Aufenthalte geschrieben.

versetzt werden, ohne welche ein anregendes Buch nicht gedacht werden kann. Dies soll immer wirken wie eine Symphonie, die in dem Hörer die buntesten Gedankenreihen aufweckt.

Ohne Leidenschaft nachdenkend wird man die große Verschiedenheit der in Deutschland herrschenden wissenschaftlichen Voraussetzungen dennoch eine Begünstigung der Literatur nennen dürfen. Keine Nation wird durch Institutionen aller Art und eine unläugbare Principienanarchie so sehr zu dialektischer Gedankenerzeugung gereizt, wie die deutsche. Während in England gewöhnlich die literarische Debatte, um sie nicht ganz verglimmen zu lassen, durch Paradoxien angeschürt wird, ist in Frankreich nicht weniger der Gedanke durch so viel Thatsachen vorausbestimmt und das Meiste in seinen Factoren so sehr außer Zweifel gesetzt und durch allgemeine Zustimmung vorweggenommen, daß man in diesen beiden Ländern sich über Bücher wundern würde, welche man noch immer nöthig hat in Deutschland herauszugeben. Ich glaube, daß auch dieses, das meinige, dazu gehört.

Weit mehr Entschuldigung wird die formelle Abfassung meines Versuches bedürfen. Ich scheine oft das Widersinnigste in einander zu mischen, und fehlte doch nur darin, daß ich die Uebergänge zu schwach andeutete. Man sollte ganz numerische und mathematische Grundanschauungen haben, die uns verhindern, dort eine Farbe zu hungrig, hier eine zu satt aufzutragen. Man sollte diese Ausglättung und Aufweichung der verknoteten und verhärteten Massen, das Ableiten der Ueberfülle von einem zum andern Ort schon in den

Fingern haben. Ich hab's: kämpfe aber zu sehr mit meinem Stoffe und dem leidenschaftlichen Eifer, ihn ja gründlich zu erschöpfen und vor falschem Verständnisse zu sichern.

Bei meiner Revision dieses Buches empfand ich recht lebhaft die Betrübniß, daß sich in ihm viel Verhaue, Verhacke und Gedanken-Anacoluthe finden und daß ich mich von der Vorstellung nicht losmachen konnte, als wären Bücher, die man schreibt, nur Beschäftigungen mit uns selbst. Aber noch mehr beklagte ich, ein Hülfsmittel nicht anwenden zu dürfen, womit die Autoren des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Unruhe der Composition zu verdecken wußten. Ich dachte bei diesem Hülfsmittel an Montesquieu.

Montesquieu hielt eine gedehnte und monotone Untersuchung nicht lange aus. Hundert Einfälle und Reminiscenzen laufen ihm über den Weg seines Grundgedankens. Links und rechts ist er umschwärmt von Thatsachen und Beobachtungen, die ihn immer aus dem Zusammenhange seiner Untersuchung herausreißen und in ganz entgegengesetzte Gedankenreihen locken. Da ist eine Anekdote Plutarch's, dort ein Axiom des Plato, hier eine Stelle aus den Missionsberichten über China, da ist eine Brochüre, die, während er seinen Geist der Gesetze schrieb, gerade an der Tagesordnung war; das Alles zieht ihn rück- und vorwärts; er ist zum Dozenten nicht geboren und lernte im Style weit mehr von Tacitus als von Cicero.

Aber Montesquieu wußte sich zu helfen. Sein classisches Werk wäre ohne ein Mittel, das ihm seine Zeitgenossen anboten, ein zusammengeronnenes Amalgam von tausend Ein-

zelheiten geworden: er ergriff es ohne Umstände. Das sind seine Paragraphen, seine Eintheilungen, seine Capitel von drei Zeilen mit einer Ueberschrift von fünf Zeilen, das sind diese bequemen Abzugskanäle der Verworrenheit, welche seinen Geist der Gesetze durchschneiden und ihm das Ansehen eines großen Netzes mit zahllosen Maschen geben.

Als Klärungsmittel habe ich dem zu Folge zuweilen Striche benutzt, Barrieren, womit ich Eins vom Andern trennen und den Leser veranlassen wollte, beim Schluß der Sätze ein wenig inne zu halten oder sich den Uebergang zu dem Folgenden selbst zu bahnen. Mehr jedoch durfte ich bei einem Buche nicht wagen, das von Vielen beachtet zu werden wünscht und diese Vielen doch nur aus dem verwöhnten deutschen Lesepublikum rekrutiren kann.

Da man Lob und Tadel in der Literatur ohne Rücksicht auf ein gekränktes oder erwärmtes Herz austheilen soll, so trug ich keinen Augenblick Bedenken, ob ich mehrere in meinem Versuche mit Hochachtung genannte Namen, da ich deren spätere Verläugnung einer mir freilich untergeschobenen Tendenz erfuhr, an ihrem Platze sollte stehen lassen oder nicht. Ich kann mir aber erklären, wie es in einer allgemeinen Verwirrung aller Begriffe Gesetze geben kann, die einen unumgänglichen Einfluß haben, und daß, wenn man die Dinge retten will, man zuerst damit anfangen muß, die Personen in Sicherheit zu bringen.

„Das junge Deutschland" und „die junge Literatur" aber anlangend, so wird wohl Niemand in Ab-

rede stellen, daß sich das öffentliche und gutgemeinte Urtheil über diese Hypothese eine Uebereilung vorzuwerfen hat. Wer da weiß, daß das einzige Band, welches die öfter genannten Autoren des jungen Deutschlands zusammenhielt, factisch nur das Band einer oft überreizten und fast immer rücksichtslosen Rivalität war, wird zugestehen müssen, daß es jenen Prozeduren an einem erweislichen Thatbestande fehlte und daß bei aller Bedenklichkeit, die in irgend einer einzelnen heftigen Explosion eines dieser Autoren liegen mochte, doch ein solidarisches Verfahren gegen sie durch die Umstände am wenigsten gerechtfertigt war. So will ich denn hiermit nicht gegen meine Irrthümer protestiren, sondern nur dagegen, daß ich sie mit Andern gemeinsam haben soll.

Wenn etwas meinen Willen, dem Vaterlande nützlich, wenigstens erfreulich zu sein, darthun kann, so ist es dieser Versuch, welchen ich der öffentlichen Beurtheilung überlasse. Ich gebe hier meine Grundsätze über Philosohie der Geschichte zwar nicht in einer einfachen Beichte, aber doch in einer deutlich genug sprechenden Anwendung auf erläuternde Beispiele. Irr' ich mich nicht, so muß Wahrheitsliebe der erste Eindruck sein, den die Lectüre dieses Buches macht. Nur böser Wille, der sich in sich selbst verstrickt, könnte mir vorwerfen, daß die überlieferten und bestehenden Formen der Gesellschaft nicht meine Prämissen, sondern meine Resultate sind. An neuen Verketzerungen wird es nicht fehlen, doch vielleicht schon an der Bereitwilligkeit, ihnen so schnellen Glauben zu schenken, wie früher.

Dieser Versuch einer neuen Geschichtsphilosophie ist besonders gegen die Hegel'sche Construktion der Geschichte gerichtet. Wie großartig die Ergebnisse der Hegel'schen Philosophie für eine tiefere Auffassung der Geschichte waren, ist bekannt; dennoch hat sich später, sogar innerhalb der Schule selbst, das Bedürfniß, sich von der starren logischen Nothwendigkeit zur bewegenden Freiheit zu emanzipiren, so herausgestellt, daß dieser Versuch einer Philosophie der historischen Subjektivität (der That) und der historischen Objektivität (des Ereignisses) jetzt mehr als je gerechtfertigt erscheinen wird.

Wenn wir dem Ziele entgegen gehen, daß sich alle Philosophie von den Formeln zu erlösen hat, so hat diesem Ziele auch unsere Schrift gedient. Die Philosophie der Schule hat sich überlebt: man konnte nicht weiter hinaus, als über Hegel. Man mußte zur Erfahrung, zum Menschlichen, zum Sittlichen, zu dem Maß aller Dinge, zu den Thatsachen unsres nächsten Bewußtseins wieder zurückkehren. Philosophie muß erst wieder Weisheitsliebe werden, ehe sie neue Formeln über den Ursprung der Dinge aufstellt.

Diese Schrift, die in dem heftigen Streit der Schulen vor zehn Jahren wenig beachtet wurde, wird jetzt erst, wo sich auch der Schule die Gesichtspunkte erweitert haben und sogar die Theoretiker zur Erkenntniß kommen, daß wir nur wissen, daß wir nichts (oder Alles!) wissen, mehr verstanden werden, als damals.

Philosophie

der

That und des Ereignisses.

[illegible]

[illegible]

Einleitung.

Wenn des Aeschylus gefesselter Prometheus in die gefühllose Luft seine Klagen sendet, mischt er in den stöhnenden Schmerz die Drohung, daß auch von den Göttern keiner seinem Schicksal entgehen würde. Und wirklich, der wolkenversammelnde Zeus verhüllt sich in die Nebel des Ida und wägt in zwei Schalen das Schicksal Pergamums.

Wer ist wohl nach dem Glauben der Alten dieser höhere Wille, dem selbst die Kroniden nicht entrinnen? Der Spruch der alten Götterdynastie des Aeschylus, der Spruch jener elementarischen riesigen Begriffe, welche vor der Fluth sich über die Erde lagerten, jener uranischen Granitschicht der griechischen Mythologie? Oder das Schwesterkleeblatt der Parzen, die individuelles Leben und Tod (was ist auch die Geschichte anders, als ein Mensch, der in ewiger Metamorphose aus der Wiege in das Grab und aus dem Grabe in immer neue Windeln schlüpft!) auf ihrem Rocken spinnen? Oder Tyche, die Würfelspielerin des Zufalls?

Die Alten hatten hierüber kein klares Bewußtsein. Ihre Götter waren nur die Stufen ihrer Andacht, niedriger oder

höher, je nachdem das Auge ihres Geistes trug. Oben verlor sich die amphitheatralische Rangordnung ihrer Mythologie in die blaue Luft, in die heitere Sorglosigkeit des ionischen Himmels. Sie umkränzten sich mit den Rosen Anakreon's und nannten zuletzt Verhängniß nur jenen bleichen Schatten, der sie für einen Obolus über den Acheron setzte.

Die Schicksalsnothwendigkeit war bei den Alten, philosophisch ausgedrückt, nur der Nexus der Begebenheiten, das Band, geheimnißvoll für den, welchen eine einzelne Schleife davon umwindet, objectiv aber und im Ganzen genommen kein Räthsel, da ja Eins in das Andere geht und das Erste immer die Ursache des Zweiten ist. Das Schicksal der Alten war nicht Fürsorge oder ein Plan, dessen äußerste Gränzen sich in die Nebel irgend einer Offenbarung verloren hätten, sondern es war die Kette der Ereignisse, deren einzelne Glieder der Zufall bindet. Die Geschichte hatte gleichsam, wie die Erde selbst, den bekannten „ersten Stoß" der materialistischen Philosophie bekommen. Ein Atom reibt sich nur am andern, die Lust am Schmerze, Reichthum an Armuth, Liebe an Haß. Die Geschichte webt sich da wie von selbst zusammen, ohne Räthsel, oder wo sich gordische Knoten ineinanderwirren, da tritt ein Alexander auf und löst sie mit dem Schwerte.

Nothwendigkeit war bei den Alten der Zufall, wenn er sie überraschte. Sie konnten also auch kein Schema der Begebenheiten haben, keine Philosophie der Geschichte in dem Sinne, daß der Historiker in den Ereignissen einen noch tieferen als nur pragmatischen Zusammenhang gesehen hätte. Herodot und Thucydides kennen für ihre Darstellungen keinen andern Maßstab, als den der Authenticität. Die Reden

welche sie ihnen einflechten, ersetzen das Räsonnement der neuern Geschichtschreibung. Tacitus, der Culminationspunkt der antiken Historie, schwingt sich nicht höher als sein Zorn. Die Alten brachten es in den Fabeln der Geschichte höchstens zu einer kurzen Moral.

Philosophie der Geschichte konnte es erst geben, als sich das große Feld der Begebenheiten in Licht und Schatten theilte. Indem Rom alle antiken Radien in sich sammelte, hatte das Alterthum bloß den politischen Standpunkt gewonnen. Phrygier und Cappadocier, Egypter und Juden schwanden in Nichts vor dem römischen Bürgerrechte, das alle Nationen umschloß. Erst wurden die Bewohner Italien's, dann Griechenland, zuletzt alle Völker, welche bis an die Säulen des Hercules oder an die schwarzen Aethiopier wohnten, absorbirt in jene rhetorischen Begriffe, welche auf dem Forum stritten, in jene Gesetzesauslegungen, die durch das Amt eines einzigen römischen Prätors geheiligt wurden, in jene Parteikämpfe, die mit dem Diademe des Augustus endeten. Die alte Welt hatte immer nur einen Satz. Es gehören aber zwei Sätze dazu, um einen dialectischen Schluß zu machen.

Dieser Minor und Heischesatz wurde dann das Christenthum. Eine Religion des Unsichtbaren schleuderte den Sonnenstrahl in die Nacht der alten Welt. Rom und Christus rangen um die Herrschaft und während beide sich auf einer von Blut getünchten glatten Palästra niederzuwerfen trachteten, emancipirte sich das Individuum, das Individuum zur Nation. Die Nebel der Vergangenheit lösten sich: die Kimmerische Nacht entließ ihre Söhne. Auf den Hochebenen Asiens suchten heranpilgernde Nationen jene alten Furchen, welche die ersten Menschenpflanzer der Erde urdenklich

zurückgelassen hatten. Keine Hütte hielt sich vor dem brausend wehenden Sturme einer neuen Zeit. Mit Weib und Kind brachen die Männer auf und durchkreuzten sich massenhaft, immer mit blutigem Gruße in Wäldern und Ebenen. So sprudelten die Quellen der **Nationalitäten**.

Das Christenthum, an und für sich genommen, als historische Begebenheit, war nur Gegenstand der Geschichtsphilosophie; **Methode konnte es erst durch die Adoption des Judenthums werden**. Diese Vereinung des alten und neuen Bundes brachte in die Auffassung der Begebenheiten ein ganz neues Colorit, jenen Regenbogen, den Jehovah der Welt als Zeichen seines Bundes mit ihr über die atmosphärische Kugel gezogen. Die Geschichte hatte durch die **Bibel** einen Anfang gewonnen, der mehr als bloß mythologischer, der pädagogischer Art war. Die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte verdanken wir jener Mischung jüdischer und christlicher Begriffe. Waren die Menschen nur ursprünglich dazu bestimmt, gut und glücklich (das Paradies) zu sein, so ist mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zustand ausgesprochen. Weil die Menschen aufhörten, gut zu sein, so mußten sie fromm werden, d. h. sie mußten jene allmälige Stufenleiter der innern Selbstbeschauung, Prüfung und Besserung erklimmen, die sie des jenseitigen Paradieses würdig macht. Die Nationen wurden nach diesen Begriffen die abtrünnigen Söhne der Patriarchen, je weiter entfernt vom Wohnsitze ihrer Väter, in desto tiefere Nacht verstrickt. Die Erlösung durch Christus war die zweite Offenbarung dieses göttlichen Erziehungsplanes, der allmälig die aufkeimenden Nationalitäten absorbirte und sich mit der=

selben superficiellen Ausdehnung über die Gemüther legte, wie Rom mit seiner Autorität im Alterthume. Jetzt gab es Blicke in die Geschichte, welche eine Ordnung und Symmetrie der Begebenheiten ahnten. Jetzt hatte jede vereinzelte Erscheinung der Geschichte ihre primitiven Anknüpfungspunkte; ja ging man doch, wie ein neuerer Autor bemerkt hat, so weit, daß selbst die einzelnen Städte, z. B. Cöln, in ihren Chroniken immer mit der mythischen Zeit der Patriarchen anfingen, bis sie auf ihre historisch erweislichen Bürgermeister kamen.

Die ewige Wissenschaft verdankt demnach dem Christenthume den ersten Anstoß zur Philosophie der Geschichte. Der isolirte Begriff des Bürgers war vernichtet; statt der Pflichten emancipirten sich die Rechte. Der Mensch wurde eine allgemeine, rasirte, kahle Idee, noch nicht in Beschlag genommen von der Erziehung und der Tradition, sondern ein bildsamer Stoff, den das Christenthum aus den Wäldern fortnahm und mit dem Taufwasser in einen großen Wesenzusammenhang, in historische Präcedentien einführte, wo die Allgemeinheit etwas in sich Abgeschlossenes und von dem Einzelnen Freies hatte. Im Alterthume hörte der Staat mit dem Bürger auf; aber die Idee der neuen Welt, das Christenthum, war etwas von der individuellen Integration des Einzelnen Unabhängiges. Das Christenthum hätte bei der Weigerung der Nationen, es anzunehmen, doch nicht sogleich aufgehört, weil die dogmatische Festsetzung seines Wesens, wie sie von der späteren Zeit beliebt wurde, nichts als der Complex der Vergangenheit und eine auf das Unbestimmte angewiesene Prophezeiung für die Zukunft war.

Sieht man jedoch auf den neuesten Zustand der Philosophie der Geschichte, so wird man finden, daß die Dankbarkeit, mit

welcher die Wissenschaft dem Christenthume verpflichtet ist, eine zu weite Ausdehnung bekam. Wir sagten schon, daß die reine Idee jenes welthistorischen Ereignisses in Judäa wesentliches Moment, die Vermischung aber desselben mit dem Judenthume nur methodische Erleichterung für die Philosophie war. Daß man durch das Christenthum erst über die Geschichte denken lernte, verführte die Philosophie dazu, nichts als das Christenthum zu denken. Das Christenthum war ein dialectisches Moment der Ideen, aber nicht im Sinne neuerer Philosophie zu gleicher Zeit der Brenn- und Mittelpunkt der historischen Entwickelung, die Scheidewand der Jahrhunderte, so daß es nur zwei Begriffe für die Weltgeschichte gäbe, ein Vorher und ein Nachher. Nein, die Methode ist in der neueren Philosophie leider zum Schema geworden. Das bewegende Princip wurde die Achse seiner selbst.

Man wird diesen Tadel und meine daraus hergeleitete Revision der Philosophie der Geschichte besser begreifen, wenn ich eine Seite des Christenthums beleuchte, welche mir seine schönste ist. Schon Herder hat mit erquickendem Eifer diese Beziehung aller Dinge auf das Christenthum bestritten und das nicht, um die Lehre seines Meisters herabzusetzen, sondern um ihr einen neuen Triumph zu verschaffen. Gott schuf uns ihm zum Bilde. Wir sind zwar nackt und hülflos hinausgeworfen auf die Erde, welche unsere Mutter ist, aber eine sehr launische: wir sind an den Karst und Plug gewiesen; doch glüht in uns der göttliche Funke, erwärmt unsern Geist und leuchtet unseren Schritten. Da stehen wir nun, Menschen mit beliebiger Willenskraft, oft Werkzeuge unser selbst. Du hast deinen Kopf, dein Herz und deine Hand, nun gehe hin und tummle dich! Ich habe nur eine Lebensmaxime; das ist

die, mit Aufgaben zu stellen. Ich werfe einen Ball hinaus in die blaue Luft, ich weiß nicht, wohin er fiel, und steige dann über Hecken und Dornen, bis ich ihn wiedergefunden. Das nenn' ich leben, das Verworrene zu lösen, ein Thema zu entwirren, eine Unbesonnenheit wieder in die Gleise des Herkommens zurückzulenken. Nichts könnte gefährlicher sein, als eine Maxime dieser Art, wenn sie nicht von Grundsätzen und einer unverwüstlichen Integrität des Herzens begleitet ist. Jedem, der sich auf sich verlassen kann, rath' ich sie an, weil sie voller Genuß und Abhärtung ist.

In dieser Weise war nun auch das Christenthum eine Aufgabe. Es mußte so gut seine Kräfte zusammen nehmen, wie jede Energie, welche die Masse ergreifen will. Es mußte Kreuz und Leid, Hohn und Verfolgung dulden. Es ist dem Christenthume auch nicht Alles so in die Hand gewachsen, sondern es hat sich wohl strecken und dehnen müssen, um an die Decke der Geschichte zu reichen. In der Geschichte hat eigentlich nichts ein absolutes Recht; denn die Geschichte ist ein Complex von ungezählten Individualitäten, die kommen und gehen und das Recht haben, in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, was sie wollen, Gold oder ein Schwert, wenn es nur wiegt. Man spricht von dem Finger der göttlichen Vorsehung; sollte aber damit sagen, daß Gott nur zeige und andeute. Alles, was geschieht, kletterte an jener steilen Höhe hinauf, wo jedes Wagniß durch das Rollen eines Steinchens vereitelt werden konnte. Jede That hat ihr eigenes Recht, jede Zeit hat es. Man sollte, ohne dem Christenthume feindlich zu sein, eine Philosophie verlassen, welche behauptet, daß Alles in der Geschichte nur dem Christenthume zu Liebe geschehen sei.

Das Buch der Geschichte hat breite Ränder und weite Zwischenräume laufen durch seine einzelnen Linien. Man betrachte diese Ränder und Zwischenräume! Sie sind nicht leer. Mit sympathetischer Tinte, die dem Auge des unbefangenen Forschers sichtbar wird, sind zahllose Arabesken und Carricaturen von der Göttin Tyche gekritzelt, die sich lächelnd dem greisen Vater der Welt über die Schultern lehnt und ihn scherzhaft in seinen lapidarischen Schriftzügen zu verhindern sucht. Da ist ein Dolchstoß; um ein Haar glitt er vorbei. Da sind tausend Möglichkeiten und embryonische Anfänge und Begebenheiten, die sich würden entwickelt haben, wenn die Geschichte nicht eilte und der höchste Dichter, Gott, in seiner Diction nicht ein Feind der Anacoluthe wäre. Man nenne diese Geschichtsansicht nicht atomistisch oder glaube, daß ich ein Apologet des Zufalls wäre! Ohne Zweifel liegen Gesetze in der Geschichte, aber es sind Gesetze, die sie sich selbst gegeben hat. Ich möchte die Menschen von den Begebenheiten und von den Ereignissen das Individuelle trennen. Ich möchte die Geschichte in ihre subjectiven Factoren auflösen und Vieles dem menschlichen Muthe, der Tapferkeit und der Tugend vindiziren, was unsere Philosophie immer gewohnt ist, auf die Rechnung des vorausbestimmenden Himmels zu setzen.

Ehe ich aber die besondere Methode, die ich in meiner Behandlungsweise der Universalgeschichte befolgen will, angebe, mögen hier noch einige Entwickelungen über frühere Versuche Raum haben.

Es lag in der Natur des Gegenstandes, daß die Philosophie der Geschichte sich nur fernbär zu einer Doctrin ausbildete. Diese Wissenschaft hing von den Fortschritten

ab, welche die beiden Zweige machten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Die Philosophie mußte sich von der Scholastik und die Geschichte von der Chronik frei machen, ehe jene auf diese angewandt wurde. Wie in allen Punkten, wo Ernst, Tüchtigkeit und Charakter auf die Beförderung menschlicher Entwickelungen das Meiste beitrugen, ging auch hier England mit seinem Beispiele voran. Philosophie und Historie verdanken beide den Engländern ihre wahren Grundlegungen.

Wie immer, eine politische Frage gibt in England den Anstoß. In der englischen Revolution lagen entfesselndere Grundsätze als in der deutschen Reformation. Diese löste die Menschheit von der Tradition, knüpfte sie aber wieder an das Gesetz. Die englische Revolution ging aber auf Normalzustände der Natur zurück und begünstigte die Discussion des gesellschaftlichen Vertrages. Die rothe und die weiße Rose der englischen Revolution war das göttliche und natürliche Recht. Die Stuarts kämpften mit Hobbe's späterem Leviathan für die Legitimität, die Opposition mit Lockes' späterer rasirter Tafel für den gesellschaftlichen Vertrag. Die Opposition siegte. Der gesellschaftliche Vertrag ist der erste Grundsatz der englischen Parlamentsacte geworden.

Englische Philosophie und Geschichtschreibung haben bis heute den anthropologischen Charakter festgehalten. Der Engländer, wie er auch am menschlichen Körper der geschickteste Anatom ist, sezirt die kleinsten Fasern der menschlichen Seele. Von Hume bis Stewart hielt sich die englische Philosophie in jener psychologischen Propädeutik und Annäherung an die Wahrheit, soweit die Seelenvermögen die Organe der Wissenstriebe sind. Ihre Poesie schon bei Shakespeare ist die

Malerei des Details, ihre Geschichtschreibung (noch bei Gibbon) die Entwirrung der Knoten, die Auflösung der Begebenheiten in ihre Factoren und zufälligen Veranlassungen. Das philologische Material häufen sie massenweise, wie Guthrie und Gray, oder sie anatomiren eine einzelne Periode mit skeptischem Verstande, wie alle die, welche z. B. über das Zeitalter Homer's geschrieben und die späteren Untersuchungen Wolf's möglich gemacht haben. Die Engländer haben demnach eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus. Sie suchen nur Eines in der Geschichte, den Menschen, nicht wie die Franzosen den Bürger oder wie die Deutschen den Gott. Man nehme die Conflicte, in welche Gibbon mit dem Christenthume gerieth! Weit entfernt, in dem Verfalle des römischen Staates nach deutschen Anschauungen das Abblühen einer überreifen Erscheinung, die nur die Stufe zu einer andern wäre, zu sehen, weit entfernt, den Untergang der Römer als eine universalhistorische Nothwendigkeit zu betrachten, die ihnen von dem Christenthume nach göttlichem Rathschlüsse wäre aufgelegt worden, zerlegt er den Verfall in seine einzelnen Ursachen, in die Mißgriffe der Regierungen, die Laster und Tyranneien der Kaiser, die Sittenlosigkeit und den Luxus der Unterthanen und gibt dabei dem Christenthume eine Stellung weder höher noch tiefer als irgend eine dieser mit viel bewunderten Stylguirlanden umwundenen historischen Gruppen. Gibbon sieht nur die vereinzelte Größe und die vereinzelte Schwäche. Hier ist alles Analyse. Die Geschichte dient, um den Blick zu schärfen; sie ist eine Vorbereitung für die politische Debatte.

Den rein politischen Standpunkt in der Geschichtschreibung nahmen die Franzosen ein. Bayle's Skepticismus und

Bossuet's Versuch einer Universalgeschichte im orthodoxen Sinne bilden nur zwei Anomalieen in einem Verfahren, das allerdings nicht auf Verabredung beruhte und wo die individuelle Meinung sich noch immer für ihre eigene Rechnung ausbreiten konnte. Aber in der Mitte zwischen beiden liegen alle die Einflüsse, welche Montaigne, Montesquieu und Rousseau auf das historische Urtheil der Franzosen ausübten. Diese geistvollen Schriftsteller beförderten weniger die Systematik, als eine gewisse abstrahirende Methode, die sich aus der Geschichte Maximen und Grundsätze, immer aber einen practischen Fond entnahm, der in der Gegenwart angewendet, oft auf die Vergangenheit selbst ein neues Licht warf. Montaigne brachte durch seine Klugheitstheorie die Ereignisse immer dicht vor die unmittelbare Anschauung, als Werkzeug, Regel oder Vorschrift für das eigene Verfahren. Die Geschichte verlor sich unter seiner Hand in eine Masse einzelner Thatsachen, die für einzelne Lagen und Entschlüsse die schlagendsten Belege wurden. Wenn der Franzose so frühzeitig mit den Begebenheiten umspringen lernt und ihm für jede seiner Handlungen die Geschichte immer eine Analogie bieten muß, so war Montaigne für ihn dieser gewandte Lehrer, der aus der Geschichte eine Schule der Erfahrung machte. Montesquieu beschränkte diesen Unterricht auf den Staat und lehrte aus der Geschichte zunächst die Maximen der politischen Gesetzgebung. Rousseau endlich stellte nicht nur die Geschichte, sondern das ganze Gebiet der Philosophie unter die Reverbère des Staates. Rousseau, der in dem Bürger den Menschen retten wollte, that doch nichts, als alle menschlichen Beziehungen an den Staat anknüpfen, so daß er Codex jeder politischen Berufung werden mußte, besonders der des souveränen Volkes, ja sogar des

Despotismus der Freiheit. Der reine, abstracte Mensch des Genfer Philosophen war immer nur ein Findelkind, auf welches ein Dritter, nicht der unbekannte Vater, sondern der Staat und seine öffentliche Erziehung ein Recht hatte. Die Rousseau'schen Menschen, sie mögen in der entlegensten Einöde geboren sein, sind unter der Controle geboren, sie haben eine politische Bestimmung an sich, welche ihr Muttermaal und in der Haut schon der Abdruck jener — Kette ist, welche auch sie einst tragen werden. So ist alle französische Geschichtsbetrachtung politische Maxime und jeder Franzose wird erst dann Einsicht in den inneren Zusammenhang der Begebenheiten bekommen, wenn seine Phantasie zuläßt, sich bei ihnen persönlich betheiligt zu denken. Niemand kann diesen Satz schlagender beweisen, als ein Mann, der zwar selbst kein Franzose war, der aber aus dem Scheine, es zu sein, ein Studium gemacht hat, Napoleon. Napoleon, über Geschichte raisonnirend, sprach über Alexander, Cäsar, Cromwell und Friedrich den Großen nie anders, als sich selbst mit ihnen verwechselnd und von ihren Thaten, wie von den Folgen seiner eigenen Ueberlegung urtheilend. Dies ist keine Maxime des Selbstbewußtseins gewesen, sondern Etwas, das jeder Franzose mit seinem Kaiser gemein hat.

Um in dieser Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen, will ich eines französischen Versuches über die Philosophie der Geschichte Erwähnung thun, dessen Kenntniß ich Herrn Rosenkranz in Königsberg verdanke. Ich thue sie um so lieber, als ich bei Gelegenheit dieses speziell gegen die Hegel'sche Philosophie geschriebenen Buches dennoch gern meine Hochachtung vor einem ihrer gewandtesten und geistreichst gebildeten Lehrer ausspreche. Die Berliner Akademie

im vorigen Jahrhundert so unwesentlich für die Entwickelung unserer deutschen Zustände, immer dem Spotte sogar ihres eigenen Beschützers ausgesetzt, der sie z. B. zwang, auf die wunderliche Frage: Soll der Staat anerkannte Irrthümer bei seinen Unterthanen dulden oder nicht? goldene Preise auszusetzen, besitzt in ihren Verhandlungen zwei geistvolle Versuche über die Philosophie der Geschichte von Weguelin. In dem Raisonnement dieses Philosophen walten so zu sagen mathematische Kategorieen. Die Geschichte wird unter seiner Hand zu einer geometrischen Figur, welche sich durch die Elemente des Euclid lösen läßt. Er schöpft aus den Zeiten die Ideen ab, bringt sie in algebraische Formen und rechnet darauf mit ihnen nach den einfachsten Regeln der vier Spezies. Die Resultate dieser Verfahrungsweise sind oft erzwungen, kalt und todt, oft aber auch voller Anwendbarkeit und lehrreicher Consequenzen. Wäre die Ansicht Weguelin's richtig, so ließe sich die Welt als eine ungeheure Zahl betrachten, für welche Gott der Vega'sche Logarithmus wäre, und die Geschichte als eine Riesenpyramide von Zahlen und Buchstaben, die sich herauf- und herunter potenzirt auflöse in die große Wahrheit, daß $a^2 + 2\,ab + b^2$ das Quadrat von $a + b$ ist. So strikt sind seine Ausführungen.

Könnte ein ganz vollkommenes Geschichtswerk existiren, so müßte ein Deutscher dazu das Material, ein Engländer die Charaktere und ein Franzose den Pragmatismus liefern. In Frankreich erhebt sich keine Universalhistorie über die Mittelmäßigkeit. Der alte Rollin! Erst in neuerer Zeit haben französische Specialhistorien (Rulhiere mit der Geschichte Polen's ging voran) einen Grad von Vollendung erreicht, der für Frankreich ein Privilegium zu bleiben scheint. Nicht von

Villemain, Capefigue und selbst dem Grafen Ségur ist hier die Rede; denn diese Historiker stehen noch immer unter rhetorischen Einflüssen und arten bald in die scythische Romanendarstellung des Abbé Barthelemy, bald in die gigantischen Eis= und Nebelphantasien Ossian's aus; sondern von den unsterblichen Werken eines Thiers und Mignet, die deßhalb so groß sind, weil in ihnen das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten spricht. Thucydides, Livius oder Tacitus nachzuahmen, muß immer mißlingen, weil man selten mit den Autoren unserer Zeit so reine Vorstellungen verbinden kann, wie mit jenen Alten, unter denen gerade Sallust deßhalb einen besondern Platz einnehmen wird, weil sich die Nachrichten über sein Leben widersprechen und der Künstler bei ihm immer durch den Afrikanischen Proconsul in Schatten gesetzt wird. Aber die Ereignisse selbst reden lassen, Symmetrie und epische Perspective, Lebhaftigkeit und dramatische Gruppirung in seine Auffassung derselben bringen; darin liegt das große Verdienst der neuern mitten auf dem Forum gebildeten französischen Geschichtschreibung. Wäre nicht Friede das Glück der Völker, so möcht' ich diesen Künstlern nur noch das Eine wünschen — die eigne Anschauung des Feldlagers, und für diesen Fall, da wir Deutsche sind, z. B. dem kriegerischgesinnten Thiers am liebsten die eines Xenophontischen Rückzuges.

Mit dem spanischen Erbfolgekriege verspritzten die Deutschen das letzte Blut, womit sie bisher die Adern des übrigen europäischen Staatskörpers beherrscht hatten. Seither immer in die Ereignisse verwickelt, wurden sie von ihnen immer übervortheilt; durch Friedensschlüsse wurden selbst ihre Siege Niederlagen. Daher vielleicht die Einmischung so vieler Andacht

und Theologie in die deutsche Geschichtsbetrachtung. Daher diese deutsche Bürgerschaft zweier Welten, wo man gern vom Himmel Vorschüsse nimmt, um seine irdischen Rückstände zu bezahlen. Es ist auffallend, daß Lessing es sein mußte, der diese theologische Ansicht der Geschichte zuerst in ein System brachte. Möchte man nicht glauben, dieser große Freidenker hätte dafür, daß er dem Christenthum alle Geschichte nahm, der Geschichte dafür desto mehr Christenthum geben wollen?

Oder war auch schon Lessing in die seither so überflüssig cultivirte Unterscheidung des Theoretischen und Practischen verfallen? Glaubte er mit der bald so zahmen, bald so kühnen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß Dinge, welche sich in der Theorie nicht beweisen ließen, dennoch für die Praxis verpflichtend sein könnten? Leibnitz fing diesen unwissenschaftlichen Dualismus an, Lessing setzte ihn fort und Kant sprach ihn als ein System aus. Leibnitz erfand neben seiner göttlichen Monadologie die menschliche Theodicee; Leibnitz ist der Stifter jener Unterscheidung zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft hinaus sind, einer Unterscheidung, aus welcher man noch heut ein der pietistischen Theologie die trivialsten Sätze herleitet. Man muß Leibnitzen einen großen Einfluß auf die deutsche Geschichtsauffassung zuerkennen, von welcher sich außer Iselin, der die englische Methode der Psychologie befolgte, nur noch Kant selbst befreite. Kant näherte sich dem französischen Principe, dem politischen. Seine Schüler machten leider ein juristisches Princip daraus und lösten die Frage über den Zweck der Geschichte in die über den Zweck des Staates auf. Noch sehen die meisten unserer deutschen Rechtslehrer in der Geschichte nichts als entweder die Herr-

schaft des Gesetzes oder die Herrschaft der Sicherheit oder die Herrschaft des „allgemeinen Wohles." Das juristische Extrem in der Weltgeschichte ist die Auslegung derselben nach der Offenbarung des Justinian, das theologische Extrem die Auslegung nach der Offenbarung St. Johannis.

Lessing hatte mehr bindenden als trennenden Verstand; denn man spricht weniger von seinem Scharfsinne als von seinem Witze. Lessing, indem er das Christenthum vernünftigte, hütete sich wohl, die Philosophie zu derationalisiren. Lessing war ein Feind der atomistischen Philosophie seiner Zeit und haßte sie wie die Regeln Boileau's. Seine teleologische Weise, die Geschichte zu ordnen, seine Idee der Perfectibilität und der Erziehung des Menschengeschlechtes waren die milden und zarten Consequenzen einer Seelenstimmung, die sich von der sanften religiösen Glut, z. B. der in Moses Mendelsohn's Morgenstunden aufgehenden Wahrheitssonne, gern erwärmte. Lessing machte aus der Geschichte eine pädagogische Oeconomie, er sah den Arm der göttlichen Allmacht in den verworrensten Perioden walten und stellte alles in die Begebenheiten scharf Einschneidende, jede neue die Welt erschütternde Idee, jede Bereicherung der Kenntnisse oder des Glückes der Nationen als eine Stufe der göttlichen Welterziehung hin. So mußte bei ihm Socrates, so Jesus, so Spinoza kommen. Die Geschichte gleicht hier einer Aloe, wo aus dem unten ersterbenden Blatte oben wieder ein neuer grüner Keim hervorschießt, und Gott selbst wäre nach diesem Bilde bei dem Pantheisten jener Zeugungskeim, der in ewiger Metamorphose niemals stirbt. Bei Lessing ist er der fromme und gute Gärtner, der seinen Stock begießt bei jedem Sonnenuntergang und der sich zuweilen mit gemüthlicher Pfeife vor ihn

hinstellt, um mit den Rauchwolken das Ungeziefer von seiner lieben Pflanze zu vertreiben.

Dennoch muß man gestehen, daß in Lessing's Schriften etwas liegt, was dieser wohlgefälligen, genügsamen und beinahe optimistischen Ansicht der Geschichte wieder zu widersprechen scheint. Leset seinen Laokoon! Wie schwelgt der enthusiastische Antiquar in Ausmalung jener Griechenwelt, wo selbst die Künste in das Staatsgewebe verflochten waren und sich eine Zartheit des Geistes in ihrer politischen Bevormundung aussprach, welche unsere Zeit nun und nimmermehr wieder produciren wird. Der Olympische Sieger bekam eine Statue; aber nur erst derjenige, welcher es dreimal geworden war, eine solche, die seine eigne Gestalt wiedergab. Man wollte den Adel der menschlichen Figur bewahren, man wollte durch das Porträt nicht die ästhetische Anschauung des Volks an das Ordinäre und Zufällige verweisen. Dies ist eine so goldene und feinhaltige Regel, daß man bei einem Blicke auf unsere Zeit dagegen nur auf Barbarismen und gesellschaftliche Solöcismen zu stoßen glaubt. Wie zerfahren und materiell sind unsere Interessen! Wie drängen sich Künste und Wissenschaften durch den Lärm des Tages hindurch! Unser Körper ist verweichlicht, unser Geist ist ohne Harmonie, und selbst das Christenthum muß erst durch dialectische Muthmaßungen und Kühnheiten mit den edelsten Blüthen der menschlichen Cultur verknüpft werden. Hätte Lessing diese Vergleichung angestellt, ich weiß nicht, ob ihm seine Perfectibilität nicht wie eine grundlose Schwärmerei erschienen wäre. Sind wir gegen diese griechischen Auffassunungen nicht offenbar zurück?

Da blitzte das Genie eines Herder auf, ein Phänomen, dessen electrischer Stoff für Deutschland verloren scheint und

nichts Aehnliches wieder hervorbringen wird. Herder, ein Priester — aber ein Priester in dem großen Sonnentempel der Natur, ein Priester, wie es Johannes muß auf Pathmos gewesen sein. Hatte Johannes aus dem Schoße seines Meisters Dogmen geerbt? Sein Erbtheil war die Poesie, die Entzückung und die Liebe. Hätte Jesus nur den einzigen Jünger Johannes gehabt, seine Religion wäre eine Verheißung geworden, eine Seelenstimmung, eine Wiedergeburt der siechen Menschheit, nicht durch den Glauben, sondern durch die Liebe, eine Religion ohne andere Symbole, als die, welche in den Phantasmen des Traumes und der Einbildungskraft liegen. Herder war ein Priester dieser Johanneischen Ausbreitung des Christenthums, welche von der eifernden des Petrus und der moralisch mystischen des Paulus verschieden ist und keine andern Tempel hat, als duldsame Herzen.

Herder war weit entfernt, die Lessing'sche Methode zu adoptiren. Im Gegentheil, er schickte in seinen Ideen den Menschen auf seine jahrtausendjährige Wanderschaft mit dem Abschiedsgruße: Sorge für dich selbst! Herder's Prinzip war die Humanität. Was verband er mit ihr? Den ganzen Complex aller der Begriffe, welche sich an die Wiege und an den Sarg des Menschen drängen, sowohl jenes Terenzische nil humani a me alienum, d. h. die Leidenschaft und das Temperament, wie jede Blüthe der Cultur, die sich aus der Benutzung menschlicher Geisteskräfte, ja selbst aus der Benutzung zufälliger Begegnisse entwickeln konnte. Herder findet das Philosophische in der Geschichte mitten in der concreten Erscheinung selbst. Mit Ehrfurcht und mit gesenktem Haupte schreitet er zuerst an den unbekannten Ursachen des Weltalls vorüber, greift aber sogleich hastig nach dem Seile,

welches ihm die Materie aus ihrer Arche zuwirft und arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um Natürliches natürlich zu verfolgen, um Alles zu retten, was die Triumphe der Menschheit als Werk der Menschheit erhöhen muß. Dann tritt er an das erste Kind heran, das im Grase mit den phrygischen Schafen des Herodot spielt und lauscht, wie sich ihm allmälig das Zungenhäutchen der Sprache löst. Dann ziehen sich schon Spuren von Heerden und nomadischen Völkern durch die ungeheuern Sandebenen und einzelne Familien rasten in den Oasen und durchfurchen die Erde mit sinnig berechneten Werkzeugen. Das heilige Saatkorn, Persephone, die Tochter der Demeter, steigt in die Erde hinab und bringt hundertfältige Garben. Die Gerste wird gebrannt auf dem Roste und die Priester streuen sie auf das Haupt des Stieres, der sich zum Opfer beugt. Homer singt den Zorn des Achill und seine Schüler den zwiefach verschlagenen Odysseus. Jonien's Himmel lacht, die Göttin Athen's blickt von den Oelbäumen Sunium's auf die von den Schnäbeln persischer Schiffe besäeten griechischen Gewässer; Thucydides lauscht dem Vater der Geschichte, der in Olympia allen Hellenen seine Musenbücher liest; endlich erlischt die Sonne der Schönheit und die des Ruhmes taucht empor. Rom schmiedet seine Ketten und Mars zertritt die Ernte der Jahrhunderte. Dann tiefe Nacht, Weihnacht. Im Orient flammt ein Stern und aus einer Krippe lacht die neugeborne Zukunft der Welt. An ein geheimnißvolles Leben schließt sich eine desto lichtere Wahrheit. Kampf und überall Untergang; auch die Boten des neuen Himmels ziehen das Schwert. In den entferntesten Gegenden der Erde regt sich ein unbewußtes Sehnen: die Völker kommen der in der

Schlacht fast verlornen heiligen Standarte, dem Labarum, zu Hülfe, und die Geschichte erhält eine neue Integration ihrer Elemente. Hier konnte Herder noch einmal jene poetischen Wonnen empfinden, die sich in seinen Stimmen der Völker am zartesten aussprechen. Dann aber bricht sein Werk mit der Hierarchie, mit der Barbarei des Mittelalters ab und man ist versucht zu glauben, daß ihm nicht die Muse, wohl aber das Ideal zu fehlen begann, die Humanität, mit welcher sich das Prinzip mittlerer und neuerer Zeit, das egoistische Interesse nämlich, nicht zu vertragen scheint. Mit den dunkeln Farben, welche Herder jetzt auf sein sonnenhelles Bild hätte setzen müssen, fürchtete er, sich den Pinsel zu verkleistern. Ich habe hierin schon dasjenige ausgedrückt, was sich gegen Herder's Ideen mit besonderem Gewichte erinnern läßt.

Die Resonanz der Herder'schen Seele war zu schwach und zu zart gebaut, als daß sie alle erschütternden und grellen Töne der Geschichte hätte halten können. Sie zersprang vor diesen metallenen Glockenschlägen, welche aus den höchsten Regionen der Geschichte dröhnen. Herder, nur gewohnt, im Völkerleben die poetische Blume zu suchen, verlor sich in eine zu sanfte und elegische Stimmung seiner Darstellung und verfiel, wo ihn die Ereignisse überboten, oft in eine mäkelnde und intolerante Methode. Wer kann seine Beurtheilung der Römer billigen? Wer erschrickt nicht, wenn man Herder's Nachgiebigkeit gegen die Ereignisse eben zu einem neuen Principe für die Geschichtsdarstellung erheben will, plötzlich über diesen strengen, abfälligen, fast schulmeisterlichen Ton, den er sich über das durchgebildetste, charakterfesteste und bürgerlichste Volk der Erde erlaubt? Herder kann die Räu-

berei und Zerstörungswuth eines Mummius nicht vergessen. Die Bildsäulen und künstlerischen Denkmäler der Griechen, Sophokles und die Weisheit Plato's beherrschen seine Einbildungskraft so sehr, daß er in den Römern nur Barbaren, die entarteten Söhne entarteter Väter, eine tollkühne Verbrechercolonie aus Albalonga sieht. Da ist die wundervolle römische Gesetzgebung, der ganze Bau jener Universalmonarchie und zuletzt das an zahllosen köstlichen Charakterentwickelungen überreiche Detail der römischen Geschichte keiner Rede werth gegen eine Pindarische Ode! Herder verweichlichte in der griechischen Kunst. Seine Seele ist zu sanft für die Strenge der Geschichte. Aus der Philosophie der Geschichte wurde bei ihm eine Kritik derselben. Herder veranlaßte moralisch-politischen Chriee, welche ein eigenthümliches Stadium der deutschen Schulbildung bezeichnen; überhaupt wurde die Geschichte für die Jugend nach ihm ein pädagogischer Pappelbrei oder jene mit Erfahrungen naßgemachte Ruthe, welche die Erziehung hinter den Spiegel steckte als furchtbares Regardez-moi!

Ehe nun Friedrich Schlegel sein Bedürfniß einer ästhetischen Sinnenreligion in den Domen des Katholicismus zu befriedigen suchte, hatte seine Ideenentwickelung viele mit Lessing, dessen Schriften er in einem Auszuge herausgab, gemeinsame Punkte. Aber es war ein origineller Standpunkt, unter dem er Lessing betrachtete. Wie man in dem Leben von Männern, welche man bewundert, gern nach Thatsachen sucht, wo wir sie auch lieben möchten, z. B. ob sie mit Wehmuth von ihrer Mutter sprachen, ob sie eine Blume sinnig betrachten konnten; so durchsuchte Schlegel die Schriften Lessing's und brachte sich ein Bild von dem Mei-

ster heraus, das zwar unähnlich, aber dennoch nicht ohne Reiz war. Lessing wurde bei dieser Schlegel'schen Mosaik das Gegentheil seines Rufes. Ueberall für einen Feind des Christenthums geltend, macht ihn Schlegel zu einem Feinde des aufklärerischen Deismus. Fast scheint es, als hätte es Schlegel zu schmerzlich vermißt, wenn sich zu der Schelling'schen praktischen Polemik, der Friedrich damals angehörte, nicht die Manen des bewunderten Lessing gesellt hätten. Er richtete den großen Kritiker gerade so ein, wie er ihn als Glorie seiner spätern eigenen philosophischen Expositionen brauchte. Schlegel ging nur einen Schritt — ich möchte lieber statt weiter, sagen zurück — gegen Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts. Schlegel bezog das, was Lessing nur zu Gunsten des Deismus gesagt hatte, in der Geschichte auf das Christenthum und sogleich auf den Katholicismus!

Ich erwähne hier Schlegel's Philosophie der Geschichte, ob sie gleich von späterem Datum ist, als diejenigen Erscheinungen in der Wissenschaft, welche demnächst charakterisirt werden sollen. Schlegel's Werk ist die letzte Kuppel des Doms der romantischen Schule. Gleich beim Beginnen desselben sind wir in die Untersuchungen Kanne's, Creuzer's und Görres' über die orientalische Mythe versetzt; wir reiten auf dem ungeheuren mystischen Elephanten der Gangesreligion und hören bald, daß sich die hebräische Urkunde mit der Vernunft und Erfahrung in die glänzendste Harmonie bringen lasse. Dann wird die göttliche Heilsordnung das Schema der Schlegel'schen Darstellung. Die Sünde ist das Verderben der Geschichte. Welche Ueberwindung, daß Schlegel noch an seinen alten ästhetischen Studien mit so

vieler Liebe hing, um nicht Homer und Sophokles als die Sänger der Lüge zu brandmarken! Das Christenthum macht die Halbscheid der Begebenheiten, die Völker beten an und die Peterskirche in Rom wird der Mittelpunkt der Geschichte. Das Zeitalter der Reformation, der Vernunft und des Abfalles beginnt, die französische Revolution ist die letzte Offenbarung des Satan, während hier und da schon einzelne Glöckchen der neuen Hierarchie ihren süßen verlockenden Ton anstimmen und sich die Zeichen der Zeit zur Wiederkunft des Herrn mehren. Der Staat emancipirte sich früher von der Kirche, jetzt wird sich die Kirche vom Staate emancipiren und das Band, welches die Nationen umschließt, wird eine neue gesellschaftliche — Chimäre sein. Dies ist wirklich kein System, sondern nur ein Glaubensbekenntniß, das sich bestreiten, aber nicht widerlegen läßt.

Wenn ich mich hierauf nun endlich gegen die sogenannte Geschichtsconstruction erkläre, so möchte ich doch nicht, daß man mich für einen Verkleinerer der Hegel'schen Philosophie ansähe. Dieses System war nothwendige Schlußfolge einer vierzigjährigen speculativen Aufregung Deutschland's und mußte alle Radien vorangegangener Bestrebungen in seinen Mittelpunkt zusammenfassen. Ich habe selbst zu den Füßen Hegel's gesessen und aus dem unkünstlerischen Vortrage seiner Lehrsätze die entschiedene Wirkung wahrgenommen, welche seine weiten Umrisse, diese ungeheuren Conturen seiner Kategorien auf die Gymnastik der Seele haben. Hegel's concrete Methode, das materielle Füllsel seiner leeren Begriffsschemen machte seine Philosophie zu einem Surrogat der Erziehung, das weder von der psychologischen noch mathematisch-scholastischen Methode anderer Lehrer erreicht wird. Die

Masse von eigenen Kenntnissen, die man in Hegel's System vergraben kann, ohne im Besitze verkürzt zu werden, die eigne Durchbildung des Kopfes, die sich mit dem Hegel'schen Systeme immer in einen vertraulichen Zusammenhang bringen läßt, kurz das im Grunde Unverbindliche, Laxe und Leichtwendbare der Hegel'schen Principien schuf .eine sehr freie, bunte und der Individualität Alles einräumende Schule, zu der sich die unabhängigsten Geister bekennen. Wir haben hier z. B. nicht die über einen Leisten geschlagene Propaganda des Kantischen Kriticismus, diese Heydenreich, Feder, Schmid, Kiesewetter, wo Einer immer in Gefahr kam, mit dem Andern verwechselt zu werden, sondern ich erinnere nur an das tiefe und in der Kunst beinahe mystische Gemüth eines Hotho, an den in hundert Farben blitzenden Esprit eines Gans und viele andere ausgezeichnete Hegelianer. Es würde schmerzen, wenn sich Polemik nicht mit der größten Hochachtung vor dem Gegner vertragen sollte.

Was ist Construction der Geschichte? Ein kleiner Demiurgos sitzt mitten im Weltgebäude und sucht mit einem Cirkel die Zahl der historischen Breiten- und Längengrade zu bestimmen. Er hockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter und beginnt am siebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Wasser, die Bäume und den Menschen so nachzuformen, wie er an dem Allvater sich die Handgriffe gemerkt hat. Geschichtsconstruction heißt, die einzelnen Höhepuncte der Geschichte mit Spinnweben verbinden und das Disparateste zu witzigen Harmonieen zusammenschnüren. Sie ist zuletzt prophetischer Natur, sowohl in denm Sinne, daß sie, wie Aeneas es bei Virgil thun konnte, einen August und Marcellus pra-

phezeit, als auch in rein cassandrischem Sinne, daß sie noch wirklich das Ungesehene in der Zukunft zu erblicken glaubt.

Jedem wird hier Mephistopheles im Faust einfallen, wo er die philosophische Methode persiflirt, welche uns beweist, daß die Dinge nicht nur so sind, sondern auch so sein müßten wie sie sind, und daß gleichsam Jedermann kein Andrer wäre, als er selbst. Doch müssen wir hinzufügen, daß das Reagens dieser Geschichtsconstruction die logische Idee ist.

Von der logischen Idee bei Hegel muß man sich eine sehr ausgedehnte Vorstellung machen. Sie ist allerdings zunächst nur ein Begriff, oder, wenn wir dem Meister trauen dürfen, zu gleicher Zeit auch der Inhalt dessen, was dieser Begriff ausdrücken soll. Sie ist mit einem Worte der metaphysische Urstoff, aus welchem sich die Dinge als die Ideen darüber entwickeln, vielleicht Gott selbst, wenn man Beweglichkeit des Geistes genug hat, sich unter diesem Stoffe nichts Ruhendes und Abstractes, sondern ewig Gebärendes und Schaffendes vorzustellen. Dieses hohle Prädicat des Seins ohne Subject, diese noch unbestimmte und unwirkliche Kategorie wird uns immer in die Vorstellung des Nichts verfließen und wir werden jenen Moment ahnen können, wo es noch keine Welt und keine Geschichte gab. Hegel nimmt jene Periode des reinen Seins oder des Fürsichbegriffs als die Periode der Urwelt die Geschichte wie der Dotter im Eie schwimmt, wo die Götter auf der Erde wohnten und das Paradies die Ordnung des Tages war. Geschichte war da noch nicht. Geschichte ist das Product zweier Factoren und dieser zweite Factor, die Negation, brauste in das Chaos hinein, die Idee stürzt aus ihrem Gehäuse, die Natur öffnet ihren Drachenmund, Geschichte ist das Werk der Rebellion. Hegel kennt nur

alte und neue Welt: was in der Mitte zwischen Beiden liegt ist Kampf. Das Mittelalter ist Streit zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zweiten und dritten Theile des Systems. Christus war die Idee des Anundfürsich, die in ihren Anfang aber mit Geistesbewußtsein zurückgekehrte Idee. Sein Reich ist das Reich der Freiheit, Wahrheit und Wissenschaft, des vollständigen dritten Theiles, welcher mit dem Triumphe der Philosophie und beinah mit jenem Horazischen Satze schließt: der Philosoph ist König, Gott, Alles, wenn er nicht zufällig den Schnupfen hat.

So gesund und frisch die Ansicht Hegels ist, nach welcher man die Wahrheit doch nicht immer an entlegenen Orten suchen möchte, sondern daß man stündlich über sie wie über die Thatsachen der Straße stolpere, daß ferner das Aeußere der Dinge fast immer ihr Inneres sei und wir uns doch nicht einbilden möchten, was Wunder für große Begebenheiten auf dem Uranus und der Milchstraße geschähen; so möchte es doch schwerlich ein großer Triumph der philosophischen Wahrheit sein, wenn die historische Facta unsres Erdballs ihre ausschließlichen Belege wären. Inzwischen will ich der constructiven Methode drei Punkte entgegenhalten, welche ein practischer Grundsatz und zwei Verlegenheiten sind.

Herder verfiel in den Fehler, die Geschichte kritisiren zu wollen. Hegel übt gegen sie eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringt. Ich klammere mich nicht an die fünffüßige Phrase: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; denn Millionen Thränen sind in der Geschichte ungetrocknet, tausend Verbrechen ungestraft geblieben, das Recht war immer dessen, der der Stärkere war; aber in Allem Nothwendigkeit sehen, wo bleibt die Freiheit? Starb in Cato ein

Begriff oder eine große Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden? des non dolet der Arria, das sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmüthig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte: Caesar, moriturus te salutat? Dieser philosophische Schematismus betrügt ja die Menschheit um ihre schönsten Zierden und die Seele um ihre höchsten Entschlüsse. Er erzeugt einen indifferenten Quietismus für die gegenwärtige Zeitlage und selbst wenn er richtig wäre, müßte man ihn bestreiten, weil er der Thatkraft die Sehnen zerschneidet.

Das zweite Unglück der constructiven Methode ist die Sackgasse. Wo hinaus? Welche Regeln gibt uns der Tag? Natürlich ist es eine weite Zeit, von der schon Plato träumte, wo alle Menschen Philosophen würden. Aber wie es mit der Wiederkunft Christi war, der Eine spricht von tausend Jahren, der Andere: über ein Kleines! Hegel selbst hat sich verleiten lassen, seine eigenen politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse für den unmittelbaren Durchgangspunkt der Geschichte anzuerkennen, er hat an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine so entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt wird, ein ziemlich nahes Ende der gedachten und geschehenen Dinge anzunehmen. Hegel fing alle historischen Strahlen zu jener Sonne zusammen, welcher der preußische Adler kühn entgegenfliegt und brachte dadurch seine Schüler selbst in Verlegenheit. Gans war lange damit beschäftigt, diesen Sack durchzubrechen und der freien, von der beigepflanzten Linné'schen Bezeichnung unabhängigen Geschichtsvegetation wieder Luft und Athem zu schaffen. Irr' ich nicht,

so ist Herr Gans ein Hegel'scher Socinianer. Er sucht den Moment, die Freiheit und vielleicht selbst den Zufall zu retten*).

Die Einwürfe gegen die Construction müssen desto schlagender werden, wenn sie im Stande sind, einige Inconsequenzen derselben nachzuweisen. Der Hegel'schen Philosophie der Geschichte schwebt das Bild einer auf- und herabsteigenden Linie oder vielmehr eines Nieder- und Aufganges vor. Das Christenthum ist ihr der mittlere Durchschnittspunkt, der Kreuzweg, wo sich die Bahnen brechen und alle Begebenheiten in eine neue Strömung gerathen. Wie aber, wenn es welthistorische Ideen gäbe, welche sich in der neuen Welt mit Energie geltend machten und aus der alten herüber kamen, ohne vom Christenthume tingirt zu werden? Noch bis zu dieser Stunde ist die humanistische Bildung die erweislich beste Mitgift, welche man dem Jünglinge für seine Vermählung mit dem Leben geben kann. Sie hat sich frei erhalten vom Christenthume, ja sie flieht das Christenthum, weil sie fürchtet, von dem linguistischen Apparate desselben barbarisirt zu werden. Oder um etwas zu nehmen, was keine Ueberlieferung, sondern in der That eine Institution ist. Wer kann nachweisen, daß das römisch-deutsche Kaiserthum eine Idee des Christenthums ist? Die Hierarchie und das Kaiserthum ist ein Widerspruch, der auf heidnische Verhältnisse zurückgeht. Daß am Weihnachtsfeste der Bischof Zacharias Karl den Großen salbte, hab' ich

*) Spätere Note. Dies Alles wurde geschrieben vor Ruge, vor Feuerbach und vor den Bauer. Nichtsdestoweniger haben die Hallischen Jahrbücher vornehm auf den Verfasser herabgesehen, der jungdeutchen Literatur unphilosophischen und prinzipienlosen Dilettantismus, abstraktes Literatenthum, wie sie es nannten, vorgeworfen. Feuerbach's Theorie, das Menschenthum in seiner Tiefe und Schöne zum Maßstabe unserer Gotterkenntniß zu machen, lag fünf Jahre vor dem Hervortreten der neusten Entwickelungen der Hegel'schen Philosophie in diesem Buche ausgesprochen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern lege nur ein Gewicht — in die Wagschale der Gerechtigkeit.

immer nur für eine Ueberraschung halten können, die der Kaiser, er, der Harun al Raschid ebenbürtig grüßen ließ, von dem Priester als einen Dienst der Höflichkeit annahm. Das Kaiserthum sollte die unmittelbare Fortsetzung der Auguste, Trajane und Diocletiane sein. Dieser unveränderliche Gedanke, der das ganze Mittelalter erschütterte, schwebte allen deutschen Kaisern vor und beweist, daß die Form der Geschichte nicht Auf- und Absteigen, nicht der concentrische Kreis oder die Spirale ist, sondern der epische Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend. Nichts macht namentlich diese Form so einleuchtend, wie der Islam, den die constructive Methode nicht erklären kann. Schon in meiner Skizze über das Leben des jetzigen Sultans führt' ich an *), daß diese Methode den Islam für wildes Fleisch, für ein Ueberbein, den sich der stürmende Geist der Geschichte getreten habe, halte und noch jetzt wüßt' ich nicht, daß irgend ein Theolog oder Philosoph aus der Hegel'schen Schule den Islam anders behandelt hätte, denn als ein zufälliges Corollarium der neueren Geschichte. Wir wollen sehen, wie in dreihundert Jahren vielleicht ein türkischer Gelehrter die Historie construiren und welche Dinge er für wildes Fleisch ausgeben wird.

Bevor ich endlich die neuen Gesichtspunkte angebe, unter welchen ich die Philosophie der Geschichte künftig aufzufassen empfehle, mögen hier einige zur Sache gehörende Bemerkungen über den Geist der modernen Literatur ihren Platz finden.

Nach den Systemen eines Spinoza, Descartes und Leibnitz brach über die europäischen Literaturen eine Art philosophischer Dilettantismus herein, welchen man mit dem Na-

*) Gesammelte Werke, Bd. II. S. 206.

men der Encyclopädistenperiode zu bezeichnen pflegt. Jede Literatur stockt, wenn das System über sie die Autorität hat. Der Gedanke, welcher aus dem Systeme kommt, ist todt und welk wie die Blume des Herbariums. Styl und Abwechselung geht beim Siege des Systems verloren. Emancipation vom Systeme ist Fortschritt.

Welches sind die schlagendsten Ideen? Diejenigen wahrlich nicht, welche aus dem Systeme hervorbröckeln. Spinoza war ein größeres philosophisches Genie als Lessing; aber keine Idee Spinoza's ist so lebendig, so schöpferisch und so vieler Consequenzen fähig, wie eine Idee Lessing's. Dies ist ein Gesetz der Literaturgeschichte: nach der Blutstockung der Systeme springen die subjectiven Adern. Einzelne Köpfe arrondiren sich dann gerade so weit im Systeme, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band ist der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyclopädismus.

Einige junge Doctrinäre in Deutschland wollen unserer neuesten Literatur den Vorwurf machen, daß sie auf die bezeichnete Tendenz hinauskäme. Ich glaube, daß die Thatsache richtig ist, nur ist es unrecht, sie eine Nachahmung zu nennen. Ich glaube, daß unsere deutsche Literatur einen ganz neuen Charakter annehmen wird, der aber zunächst in nichts anderem bestehen dürfte, als in der Emancipation von der Schule und vom System. Man sollte die Geburtswehen dieser Literatur erleichtern helfen, da es sich um die Garantie unserer literarischen Zukunft handelt.

Zersetzende, verneinende, trennende Principien! Von Principien war noch nicht die Rede, sondern nur von einer neuen

Integration unserer Literatur durch einzelne Köpfe, welche die mumienhaft von den Systemen umwickelte Wahrheit aus ihren Gräbern wecken und zwischen der Schule und der eigenen Individualität die Straße des Lebens halten wollen. Und wenn auch die Poesie dieser Periode einen eigenen Charakter tragen sollte, so wäre es billiger, ihn erst zu studiren, als ihm die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts aufzuzwingen. Ich finde in einigen neuen Productionen weit mehr Positivität, als in den Spielen der romantischen Schule und glaube überhaupt, daß alle Poesie das Werk einer Ueberlegung ist, wie sie sich in Pindar's Oden trotz ihres dithyrambischen Schwunges findet. Denn welche Schönheit ist die vollendetste? Die plastische. Alles, was aus der Form gegossen wird, glüht nur während des Gusses. Will es dauern, muß es sich abkühlen.

Diese Abschweifung macht' ich, um meine Gleichgültigkeit zu beweisen, wenn mein Werk etwa der Vorwurf der Verstandsabstraction trifft und die Schule, immer des Systemes gewohnt, von einem Conglomerat einzelner Thatsachen sprechen sollte. Ich ziehe es vor, in der Philosophie lieber ein Virtuose, als ein bloßer Schüler zu sein.

Der erste Fehler, in welchen der construirende Geschichtsphilosoph zu verfallen pflegt, ist das lange Verweilen bei der Schöpfung, bei der Erde und bei der Urwelt. Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neueren Geschichte leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch das, was der Geist der Geschichte genannt wurde, ist ein Nachweis der innern

Analogieen, welche sich in den historischen Facten finden. Philosophie der Geschichte ist die vergleichende Anatomie der Ereignisse. Der Gegenstand dieser Philosophie ist in weit höherm Grade der handelnde, als der leidende Mensch, immer aber der Mensch in der Autonomie seiner Freiheit und schwächer oder so stark wie sein Wille. Man wird die göttliche Assistenz nicht läugnen können, aber doch einräumen müssen, daß die Geschichte zunächst des Menschen wegen da ist und daß eine Philosophie derselben die innere Dialectik der Begebenheiten ist. Die Physiologie z. B. entwickelt die innern Bestandtheile des thierischen Körpers, das Verhältniß des Fleisches zu den Muskeln, der Muskeln zu den Knochen, die Physiologie lehrt nicht, wie Gott den Menschen schuf, noch weniger, wie er ihn erhält, sie überläßt jenes der Theologie oder Naturwissenschaft, dieses der Medizin und Diätetik. Ebenso ist das Objekt der Historiologie nichts als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung, in seinen Beziehungen zur That und zum Ereigniß. Die Geschichte kann ein Problem sein; aber dann stünd' es nur der Theologie zu, es zu lösen. Unter Philosophie der Geschichte sollte man nur eine Wissenschaft verstehen, welche ihre drei Theile hat, einen anatomischen, einen physiologischen und einen dialectischen. Der erste gäbe den Thatbestand dieser Wissenschaft, die historischen Factoren unter dem Gesichtspunkte der Vereinzelnung aufgefaßt, der zweite eine Philosophie des historischen Menschen, und der dritte eine innere Verknüpfung, Analogie und Verwandtschaft der Begebenheiten und den Versuch, das in allen Zeitlagen Gemeinsame und Gleichartige nach kritischen und mathematischen Gesetzen zu entwickeln. Man hat so viel paränetische, fromme und rührende Zwecke

in die Geschichte gebracht, daß ihre Philosophie statt einer Erklärung eine Adelserhebung derselben geworden ist. Geschichte ist jener tausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, sie ist eine Abwechselung von Sonnenschein und Ungewitter. Was will hier die Philosophie? Ausglätten, richten, versöhnen? Die kalte Geschichte erwärmen und das Grausame behaglich machen? Nein, hat die Philosophie der Geschichte eine Methode, so ist es die der erleuchtenden Fackel, hat sie ein Ziel, so ist es dies, das Aehnliche zu verknüpfen, und hat sie eine Folge, so ist es die, daß wir auf unserer Hut sind.

Dieser Auffassung gemäß dürfen zuerst die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben. Alles, was uns schematisch vor Augen steht, ist Hinderniß unseres Verfahrens. Das Christenthum muß als die größte Thatsache der Religionsgeschichte verehrt werden, als ein welthistorisches Ereigniß, wo aus kleinen Anfängen die großartigsten Schlußfolgen entsprangen; aber aufhören muß es, jene Scheidewand der Begebenheiten zu bilden, welche wohl das ästhetische Gefühl der Symmetrie, desto weniger aber die historische Wahrheit befriedigt. Kann z. B. etwas diese unmittelbare, vom Christenthume unabhängige Vermischung und Fortsetzung der Zeiten deutlicher beweisen, als die heutige Griechennation? Die Thatsache (nicht mehr die Hypothese) weiß von diesen Griechen, daß sie Slaven sind, daß Namen, wie Bozaris und Zavellas nur aus den asiatischen Steppen kommen konnten, und doch halten sich diese Enkel der Barbaren für die Enkel des Miltiades und Epaminondas und leben nicht im Bewußtsein der Lüge und Adoption, wenn sie an Marathon erinnern, sondern im Bewußtsein ihrer ächten hellenischen Herkunft.

Da floß alte und neue Zeit ineinander. So wenig sicher sind jene Grenzpfähle, welche die Historiker und Philosophen für die Geschichte aufgesteckt haben.

Sodann vertauschte man das Reagens der logischen Idee mit dem Reagens des Zufalles. Man verstehe mich recht! Die Geschichte soll nicht das Werk des Zufalles, sondern der Zufall soll der Prüfstein der Ereignisse werden. Die Ereignisse haben immer etwas an sich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als sie wurden. Nachzuweisen, daß die Dinge gerade nur das wurden, was sie sind, ist wahrlich nicht philosophisch! Umgekehrt, der zweite Keim, der negative, gehört der Speculation an, denn ist eine einzige That ihres Zusammenhanges wegen gethan? War der Gedanke an den Augenblick nicht früher da, als der an die Ewigkeit? Ich sollte glauben, die Geschichte ist allgemein genug; es käme jetzt darauf an, sie zu individualisiren.

Jeder, der noch nicht von einem neuen Systeme zu sprechen wagt, wird wenigstens über die Methode desselben ein gebildetes Urtheil haben. Mein Buch ist keine Philosophie der Geschichte, aber es sind Vorstudien dazu. Wenn es sich hier um ein System der Moral handelte, so würde ich sagen, ich will in meinem Buche zunächst nur auf die Gesinnung wirken. Man hat so viel Glaube, Liebe und Hoffnung auf die Geschichte ausgegossen, daß meine salbungslose Darstellung jedem kräftigen Geiste willkommen sein wird. Ich glaube an den Gott mit der Geschichte, an die Perfectibilität unseres Geschlechts und an jede Frage der Humanität; doch geht es mir dabei wie mit dem menschlichen Auge. Man sieht nur dasjenige gerade und aufrecht, was auf die Pupille verkehrt fällt.

I.

Ueber die todten Kräfte der Geschichte.

Jean Paul hat in seiner Sonnenrede jenen eiskalten, vernichtenden Gedanken gewagt, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit zu belauschen. Alles, was wir denken und fühlen können, wird durch die beiden unsichtbaren und doch nicht weniger vorhandenen Bänder von Zeit und Raum zusammengehalten. Wie niedere und höhere Luftschichten fließen beide ineinander. Sie sind der eigentliche Athem unsers Daseins, ja Jean Paul hätte bedenken sollen, auch der Athem der Poesie. Denn niemals läßt sich jene wirre Phantasie, welche Zeit und Raum überflügelt, vor ästhetischen Gesetzen rechtfertigen. Dante mischte immer noch etwas Historie, Milton immer noch etwas Mythe in die Einbildungskraft. Jean Paul gefiel sich in jenen Zeit und Raum überspringenden Gestalten, welche den fürchterlichen Unthieren gleichen, die man in einem Glas Wasser durch microscopische Vorrichtungen wahrnimmt.

Also eines haltet wenigstens fest, den Raum, diesen flüssigen Aether, der nichts ist, als unser Gedanke. An die Gestirne und die Erde, von denen sich die Phantasie doch niemals losreißt, klammert Euch; nur dies versucht einmal

einen Augenblick, die Anschauung der Zeit in Euch zu tödten.

Saturn hat seinen riesigen Arm um die Welt geschlagen. Im Stundenglase, das auf seinem Schoße steht, rieseln lautlos die Jahrhunderte. Noch ist sein Auge wach: sein Auge ist die Zeit selbst, der Augenblick ein Jahrtausend.

Nun aber schliche über diese ermüdeten Wimpern die leise Dämmerung des Schlafes. In dieses helle, mit buschigen, weißen Brauen behangene Auge zöge die Nacht ein mit ihrer lösenden Kraft, die Nacht mit ihren gaukelnden Gestalten und der greise Gott der Jahrhunderte wäre gefesselt von der unbesiegbaren Macht des Traumes.

Nun wäre freilich, im unendlichen Raume schwebend, die Erde da. Aber die Unterschiede der Zeiten irrten phantastisch durcheinander. Keine Epoche ist mehr eingeklammert, keine Thatsache mehr gefesselt, die Völker und die Jahrhunderte mischten sich zusammen. Der Germane stünde lauschend an jener Säulenhalle, in deren innerem Hofe unter säuselnden Platanen der Grieche seine Weisheit hört. Napoleon läge über den Schultern Machiavell's und blickte lächelnd in den Fürsten, an dem der große Staatssecretär schreibt. Friedrich nähme aus dem Munde des Epaminondas jene Regeln der schiefen Schlachtordnung, die aus Collin ein Leuktra hätte machen können; und Raphael zeichnete nicht die Bäuerin auf dem Felde, um Kirchen zu schmücken, sondern die süße Königin des Himmels selbst mit ihrem ernsten Kinde.

Genug des Bildes! Ich möchte von meinem träumenden Saturn eine philosophische Anwendung machen. Welche Fäden spinnt das Alterthum in die neue Zeit? Ist unsere Zukunft die Rückkehr einer endenden Schlange in

ihren Anfang? Welches sind die schlummernden Kräfte der Geschichte?

Schon in des Orients alten Sagen lebten die im Christenthum verklärten Ideen. Auch bei den Persern war im Anfang das Wort und das Wort war Gott und wurde in Mitra Fleisch, das Wohnung auf der Erde machte. Noch heute lebt in Tibet jene ewige Fleischwerdung Gottes, eine permanente Idee, in welche sich fromme Knaben hineinstudiren, um die sichtbaren Träger des Unsichtbaren zu werden. Im fernsten Indien gestaltet sich dreifach die Epoche der Offenbarung; in den blühenden Gärten, wo Krischna wandelte, ist Christus schon einmal angebetet worden. Sollten jene drei Weisen, die aus Morgenland kamen mit ihren Geschenken, nicht das Symbol dieser Identität der Zeiten, das Traumsymbol Saturns gewesen sein? Ja, flimmert in der griechischen Mythe nicht auch Herkules als Sonnengott, der in der Erde die Hölle bezwang und, von seiner eigenen Liebe verrathen, sich auf dem Oetaberge opferte? Auch zwischen Orient und dem Norden weben sich geheimnißvolle Bänder. Die Walkyre, welche in der Schlacht würgt, und die Keren, welche ihre Todesloose auf die scamandrische Ebene schütten, die Mören im Hause des Meleager und die Nornen am Herde der Asgardischen Helden, sind in ihrer Verwandtschaft phantastische Zusammenwürfelungen des Zeitengottes. Man sollte glauben, daß die Menschheit nur ein einziges Individuum wäre, welches sich in den ach! so schmerzlichen Illusionen dieser Welt millionenfach widerspiegelt.

Diese Verwandtschaft fehlt in der Historie selbst nicht minder. Denn hatte Rom nicht seinen Berg und seine Si=

ronde, wie einst Paris? Ostrazisirten die Florentiner nicht die Verdienste ihrer Bürger, wie die Athener auch? Und lag in dem, was in den Schluchten des Taygetus die rauhe Dorische Philosophie erzeugte, nicht schon Alles, was später St. Simon und Fourier über Frauen, öffentliche Erziehung und gemeinschaftliche Mittagsmahlzeiten gelehrt haben?

Die Geschichte ist demnach eine ewige Regeneration. Ihre Erscheinungen sind elastisch: sie geben nach und dehnen sich wieder aus. Eine Epoche restaurirt sich durch die andere. Das Alterthum und die Griechenwelt sind nicht verloren. Wo war das Christenthum im sechszehnten Jahrhunderte? Die classischen Studien hatten es verdrängt und Luther mußte wieder an den alten Born der Bibel zurücktreten, um eine neue Religion zu stiften. Das Zeitalter der Revolution warf die Menschheit noch weiter zurück, in die lallenden Anfänge der Kindheit, in die Experimente einer Philosophie ohne Voraussetzungen. So wirren sich die Zeiten durcheinander und eröffnen uns eine Ahnung in jene Ewigkeit, wo keine Partei, keine Autorität mehr gelten und die Geschichte daliegen wird, offen und nackt, wie der Boden eines Teiches, von dem man das Wasser ablieẞ. Wie erhaben jener Tag, der nicht mehr Tag ist! jener Moment, wo das unsichtbare, dünne Gewebe unserer Anschauungen, diese Kategorie der Zeit, von dem Ewigen, nämlich dem menschlichen Geiste und seiner That, herabfällt, wo man Euch überraschen wird in den Armen Plato's oder sitzend im Schoße Christi, wo sich Brutus und Cäsar begrüßen werden und Robespierre erschrickt, vor den gewaltigen Schultern Danton's zu stehen!

Aber nicht nur die schlummernden, sondern auch die todten Kräfte der Geschichte verdienen Beachtung, jene zeitlosen über die Erde ausgestreuten Möglichkeiten, jene an alles Leben ausgetheilte historische Dynamis. Same der Geschichte fiel überall hin, auf den Weg, auf den Stein und das fruchtbare Feld war oft nur dasjenige, wo zufällig ein Geschichtsschreiber die Ernte sammeln konnte. Ich will hier einige Momente hervorheben, denen man geschichtliche Rechte nicht streitig machen sollte und welche hinreichend beweisen, daß es unnöthig ist,. für unsere Entwickelungen den Conflict mit großen Begebenheiten als nothwendig anzunehmen.

Im östlichsten Asien blüht seit Jahrtausenden die Blume des Weltalls China, der Mittelpunkt der Erde. Beweist irgend ein Land, wie unwesentlich die westlichen Begebenheiten an und für sich den Zwecken der Menschheit sind, so ist es China's in graueste Vergangenheit sich verlierende Cultur, das noch heute ist, was es zu den Zeiten seines Messias, Foschon war. Höhere und niedere Künste, practische und theoretische Wissenschaften blühen ohne historischen Anfang in jenem Lande der Mitte, das Schießpulver und die Buchdrukkerei kennen die Chinesen lange vor den Europäern. Was bleibt von unserer mit so viel Plan und Nothwendigkeit gezeichneten Geschichte noch übrig, wenn diese Erfindungen, welche für uns Epoche machen, schon um tausend Jahre früher von einem Volke gekannt waren, welches man immer als außer dem Bereiche der universalhistorischen Entwickelung befindlich darzustellen pflegt? Die Constructionsphilosophie nimmt z. B. China nur für den Ausdruck

der leeren, wesenlosen Abstraction der Bildung und erkennt diesem Lande nur eine einzelne in der Geschichte von ihr repräsentirte Idee zu, nämlich die patriarchalische Staatsform. Aber was kann die innere Natur China's matter ausdrücken, als dieser Begriff des Patriarchalischen, den wir in jeder andern Phase der asiatischen Cultur, nur nicht in der chinesischen antreffen! Das chinesische Princip ist ein durchaus künstliches, weit aus dem Naturleben hervorgerücktes, ja, fast möchte man sagen, bureaucratisches Princip. China hat namentlich in Betreff seiner Bevölkerung Institutionen, die mit den schwindelhaften Theorieen Law's und anderer moderner Staatswirthe mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Naturweisheit eines Abraham, der weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammen that, um buntes Vieh zu erzielen. Dies chinesische Problem wird uns die Philosophie nimmermehr lösen, wenn sie auf ihren Kategorien der Nothwendigkeit besteht. Denn was ist selbst der Einwurf, daß China kein Gemüthsleben habe, anders, als eine Unbekanntschaft mit chinesischer Literatur? Wahrlich, ich glaube, daß die Herzen auch ohne das germanische Princip warm werden! Die chinesische Poesie ist das zarteste, was der Orient hervorgebracht hat. Diese sinnige Betrachtung der Blume, diese sanft ausgesponnenen Seufzerfäden des Schmerzes, diese Klagen der verkauften Braut des Harems um ihren fernen Geliebten, diese rührende Polemik gegen die bestehenden Sitten- und Staatsgesetze, — ist dies alles darum weniger empfindungsvoll und tief, weil es nicht die germanische Gefühlsprobe überstanden hat?

Auch mag es nicht Fabel sein, daß in entlegenen Gegenden der Erde politische und moralische Organisationen

existiren, welche von unserer adoptirten Weltgeschichte unabhängig Höhengrade erreicht haben, die wir nur gewohnt sind, in den Strömungen der bekannten Geschichte zu finden. In Abyssinien soll es einen jüdischen Staat geben, den einige Flüchtlinge nach der Zerstörung Jerusalems bildeten. Jedenfalls enthält das Innere von Afrika Völkerexistenzen, die mehr als nomadisch sind, die dem Löwen und Tiger die Herrschaft des Strandes ließen und sich selber die der Oasen sicherten. Die Geschichtsconstruction spricht der africanischen Race alle Geschichtsfähigkeit ab und nennt auch Amerika das wiedergekäute Europa. Der Neger und Indianer sollen nur auf jenen Stufen stehen, welch die europäische Bildung überwunden hat; ihre Bestimmung soll die Verflüchtigung in die caucasische Race sein, als wenn es jemals gelingen könnte, so zu sagen, einen Neger weiß zu waschen! Zur Prüfung jener abfälligen Urtheile empfehle ich Beobachtung der Negercolonie Liberia. Sie wird noch lange eine Treibhausanstalt sein, wo der auf den Neger geimpfte europäisch-amerikanische Stoff kümmerlich sich entwickeln wird. Doch Nichts sagt dafür gut, daß sich nicht in den Enkeln schon wieder das alte hyrkanische Blut regt und die Geschichte jener Colonie Beobachtungen zuläßt, welche beweisen, ob irgend eine menschliche Individualität für die Geschichte absolut ohne Prädestination ist.

Auch den asiatischen Völkern will die Philosophie kein Zugeständniß machen, ob in den Europäern gleich die Ahnung lebt, daß der Orient sich einst noch auf den Occident werfen und Kosaken mit den edelsten Blüthen der Cultur ihre Gäule

füttern würden. Hier fühlt die Ahnung der Völker vielleicht tiefer, als die Philosophie und nur dies ist ungewiß, ob diese Reaction ein Glück oder Unglück für Europa ist. Hier ist eine todte Kraft der Geschichte, die mit dem Donnertone der Kanonen zum Leben erwachen wird! Doch glaub' ich, nur die ersten Vorpostenlinie ist ein Verlust für die Cultur. Hinter Rußland liegen die Hochsteppen Asiens und werden bewohnt von frommen und in Sitten strengen Völkern. Kämen sie in Eure Städte, sie würden wieder die fromme Einfalt der Wüste mit sich bringen, Worte, die so viel als ein Mann sind; Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geschlechter, eine Sprache mit offnen und ungeschminkten Ausdrücken. Jede Nation, welche das Pferd liebt, hat historische Prädestination.

Und wäre diese Lüftung unsrer verstockten und verschimmelten Gefühle, diese frische, gesunde Integration unsrer gesellschaftlichen Extravaganzen und Raffinaden kein Glück oder nur ein humoristischer Traum; so bliebe noch die eine Erklärung des nothwendig auferstehenden Orients übrig, welche in den unauflöslichen Schwierigkeiten des europäischen Statusquo läge. Dieser heutige Statusquo bleibt, ich seh's mit prophetischem Blicke. Diese Wirren und Gegensätze lösen sich nicht durch eigne Kraft. Die europäische Revolution ist durch die französische für ewig eine unmögliche geworden. In einer so künstlich gesteigerten Existenz, wie die jetzige Europa's ist, in dieser allgemeinen Noth, um die seufzende Natur und die disparatesten Interessen zur Effectuirung des Augenblickes und der Luft, die man athmen muß, zu benutzen, ist an Resignation, an demokratische Aufopferung, an eine demokratische Stimmenmehrheit nicht zu denken. Europa wird viel Tumulte,

aber aus sich selbst keine Revolution mehr haben. Wie nun, wenn das asiatische Princip, das sich durch Rußland auf uns werfen wird, zuletzt seinen eignen Zweck verfehlte? Wenn für die religiöse und politische Freiheit Europa's die asiatische Maxime der unermeßlichen Staatendistricte eine glückliche Chance wäre? Ich meine dies: das theilende Princip ist das herrschende, das bindende, das befreiende. Wär' es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle stehendes ungeheures Khanat verwandelt zu sehen, so müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner sein und der Jubelruf am Tajo sein Echo an der Newa finden.

Welches ist in der Geschichte der rechte Moment? Man sagt, die providentielle Nothwendigkeit. Doch könnte man nicht auch sagen: der Conflict der Umstände? Die Ungerechtigkeit der Vielheit gegen die Einzelheit oder wie man diese Bevorzugung des Einen vor dem Andern durch Glück, Stellung, Geleit und sonstige Umstände nennen mag? Viriathus konnte so groß wie Sulla, Spartacus so groß wie Marius werden. Man sagt, für Luther sei die Zeit reifer gewesen, als für Huß, doch hätte Luther nur in Prag leben und statt nach Worms nach Konstanz berufen werden dürfen, so hätte ihm selbst das sechzehnte Jahrhundert jenen Scheiterhaufen gebracht, den Calvin noch für Servet anzuzünden wagte. Gottes Wille kann es wahrlich nicht gewesen sein, den trefflichen Huß fallen zu lassen, um Luthern den Sieg zu geben. Die pädagogische Geschichtsansicht, dies ewige Manövriren mit der Hand Gottes, kommt zuweilen auf Trivialitäten heraus.

In einem und demselben Menschen kann das Entgegengesetzteste schlummern. Der Mensch ist immer das, wozu ihn seine Lage macht. Die bestgearteten Menschen geriethen in den Strudel der französischen Revolution, und wurden, wozu sie die Vorsehung wahrlich nicht prädestinirt hatte, Henker. Ich bin heftig erschüttert, wenn ich an einen Charakter jener Zeit denke, über den Charles Nodier eine vielleicht zu romantische Skizze geschrieben hat, Eulogius Schneider. Dieser Unglückliche war ein deutscher Geistlicher, ein Weltpriester, der sich Rhetorik und schöner Wissenschaften befleißigte. Schneider lebte in Bonn, schon während des Ausbruches der Revolution, und lehrte an der dortigen Hochschule Poesie und Beredtsamkeit, so weit der Katholicismus erlaubte. Ich besitze seinen in Bonn gedruckten Leitfaden der Aesthetik, dessen Dedication im naivsten und unbefangensten Tone an den Curator der Universität, den Grafen Spiegel zum Desenberg, gerichtet ist. Wie schwärmt der junge Docent über die Quellen der Schönheit, über das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, über die Erhabenheit eines Klopstock und die Theorieen von Sulzer und, Eschenburg, wo es ihm eine heimliche Freude zu machen scheint, sie in den Katholicismus einzuschwärzen! Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit gibt Schneider alle rhetorischen Wendungen an, das Zeugma, die Hendiadys, die Metonymie; keine Sylbe verräth den spätern Advocaten der Guillotine. Schneider ist ein empfindsamer Schwärmer für die Musen und Grazien und eine einzige Straßburger Reise macht ihn zum Apostel des Schreckens, zu einer Furie, welche St. Just an das Tribunal in Paris überliefert. Mittelglieder zwischen der Definition über die Hendiadys und dem Schaffote fehlen;

denn ein böses Herz? Die Manie des Jacobinismus beweist noch immer kein böses Herz.

An die harmlos vegetirenden Völkermassen, an die stille Existenz auf dem Lande möcht' ich fast sagen und an abgelegene Daseinskreise legt Euer Ohr und lauschet auf das geheimnißvolle Rollen der Räder, welche kein Auge sieht, auf dies Sprühen und Glühen electrischer Funken, die aus unsichtbaren Stoffen springen! Gott säete auf jeden Fleck der Erde die Möglichkeit der Geschichte und noch sind ihre ergreifendsten Momente immer da ausgebrochen, wo von ihnen die geringste Ahnung war. Die feuerfangende Materie ist überall. Ein zufälliger Funke, der hineinfällt, gibt die Entscheidung der Jahrhunderte. Ich habe Scheu vor jeder Scholle, auf der ich stehe; denn der Erdgeist gleicht dem Geist im Hamlet und nimmt mit seinem dunklen Schwöre! bald hier, bald dort eine Existenz oder ein Individuum in den geheimnißvollen Dienst der Jahrhunderte.

II.

Die natürlichen Voraussetzungen der Geschichte.

Ob die Erde allmälig aus dem feuchten Aether herabtröpfelte, ob diese Masse breiiger Verschlammung durch das kosmische Gesetz der Bewegung eine runde und haltbare Form bekam oder ob aus dem Gedanken Gottes die electrische Weltmaterie blitzte (der Electricismus bildet den Uebergang von dem Unsichtbaren in's Sichtbare), und die Schöpfung das Werk vulkanischer Zerstörung war; dies geologische Problem liegt außerhalb der Geschichte. Auch jene riesigen Ungeheuer der Urzeit, welche den Grund des Meeres bewohnten, jene entsetzlichen Cüvier'schen Quadrupeden, welche in den baumhohen Farrenkräutern schlummerten, diese Mammuthe, deren letzter Rest der fromme, kluge, von sechstausendjähriger Weisheit so plumpe schwerfällige Professor der Thierwelt, der Elephant, ist. Das ist eine Belustigung des Witzes und der Neugierde; aber kein Gegegenstand der Geschichte. Und zuletzt selbst der Mensch, diese letzte Zusammennahme der natürlichen Kräfte, diese letzte Feierstunde der fast verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie, dieser Ehrenwein, den die Natur so lange hatte gähren und reifen lassen und dann

beim verklärten Lächeln der Sonne mitten in die erstaunte Schöpfung stellte, als Letztes, Bestes und Gelungenstes — auch an den ersten Menschen knüpft sich der Anfang der Geschichte nicht. Adam und Eva gehören der Philosophie und der Dichtkunst an.

Die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung. Wer vermag in Betreff der Sprache schon das Mehr oder Weniger ihrer primitiven oder secundären Einflüsse zu bestimmen? Die Annahme einer Ursprache ist ein Problem der Philosophie; aber jene zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Factum der Geschichte, das auf die Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem sprechenden Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogenbrausen, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren oder sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen=, Thier= und Steinwelt spricht, gaben den Nationen die Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tief dunklen Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die sich in

Gurgellauten durch die Kehle quetscht, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitiren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen ein Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen, singend und klagend oder, wenn noch höher hinauf, fast der Ausdruck des Schreckens und Zusammenzuckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte, die der Lappländer in die Erde gräbt, um sie vor der Wuth des Nordwindes zu schützen.

Die Scholle beherrscht den Menschen. Ihre Mißgunst macht ihn zum Nomaden, ihr Wohlwollen zum Ackerbauer. Sie leitet ihn zu Erfindungen an und lockt ihn sogar in ihren Schoß, um die Metalle an den Tag zu fördern. Jedes Phänomen der Natur kann für die Geschichte zum Hebel werden. Ein Fluß, der Nil, ist seit erdenklichen Zeiten die Pulsader des ägyptischen Lebens. Die Aegypter sind noch immer mit ihrem Glauben und mit ihren Sitten in dem Schlamm des Nil verwickelt. Ihre Religion ist ein Vogel, der aus diesem Schlamm das Ungeziefer frißt. Der Nil überschwemmte nicht nur das Land dieses Volkes, sondern auch seine Begriffe, seine Philosophie und Andacht. Hat der Glaube an die Seelenwanderung nicht seine Quelle im Nil? Man hielt die Thiere dieses Flusses für heilig, man hielt es für eine Belohnung seines Glaubens, dereinst zu irgend einem Ibis oder Krokodil „versammelt" zu werden und göttlicher Ehre zu genießen. Wenn den Aegypter eine verzweifelte Scheu vor dem Verwesen beherrscht, wenn ihm

Alles daran liegt, seinen Todten die Möglichkeit der Metempsychose zu verschaffen, so haben selbst die Künste und Wissenschaften in jenem Lande der Räthsel ihren Grund in dem Räthsel des Nil. Sie erbauten unermeßliche Steinkolosse nicht für die Masse, wie die Römer, dies Volk des Universalismus, sondern für ein einziges Individuum, für irgend einen Cheops, dem sie die Ehre sichern wollten, unversehrt in den Leib einer Katze zu fahren.

Ohne Furcht, mit einem Schematiker in der Geschichtsphilosophie verwechselt zu werden, nenn' ich Indien das Land der Geburt, Aegypten das Land des Todes. Es ist bekannt, welche Parallelismen beide Länder verbinden. Nicht nur die indische Einwanderung von Aegypten wird für historisch gehalten, sondern auch die Eintheilung in Stämme und Kasten ist ein Gemeingut beider Länder. Aber in Indien sind alle Symbole, alle Beweise für Volksbegriffe auf die Idee der Geburt und der Zeugung gerichtet; weil, wie der Schematiker sagen würde, Indien der Uterus und Asien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Gesetzt, diese Erklärung wäre mehr als ein witziger Einfall, wie käme Aegypten zu der correspondirenden Rolle des Todes? Ging vielleicht die indische Kolonie nach Aegypten, um auszudrücken, daß der Blüthenstengel des Lebens auch immer schon der Nagel zum Sarge ist? Wenn auch; warum aber für Aegypten diese Rolle? Warum nicht für Thule? Was gab Aegypten der Geschichte? Nichts. Die ägyptischen Todesgedanken sind unläugbar; aber sie kommen aus der Seelenwanderung, diese kommt aus der Verehrung des Thieres und die Thiere kommen aus dem fruchtbaren, segensreichen Schlamme des Nil. Der Nil ist die Offenbarung der Aegyptier.

Die Philosophie und das Christenthum nennen die Natur ein mürrisches, böses und willkürliches Princip. Gott halte die Natur nur so beim Nacken, im Ganzen und Großen, nieder, doch winde sich und ringe der schwarze Fürst der Erde, die weißen Zähne bald hier, bald dort fletschend. Der aber vergifte die Gewässer und schlage mit den Ruthen der Pestilenz über die Erdstriche, welche verdorren. Der schwarze Tod mäht im Mittelalter alle Straßen der Städte öde und Satan lacht, daß eine Religion entsteht, welche Gott mit dem blutig gepeitschten Rücken des Flagellantismus verehrt. Diese schadenfrohe Natur springt unvermuthet über jeden Calcul und zerstört den Schematismus der Geschichte, wenn er vorhanden ist. Sie treibt auf dem unruhigen Meere zu den Füßen des sinnenden Columbus Muscheln, Pflanzen, Baumrinden, ja selbst den Leichnam eines rothgezeichneten Menschen und lockt mit diesen verführerischen Wahrzeichen einer fremden Welt den ehrgeizigen Genuesen. Wenn es im Plane der Geschichte gelegen hätte, dies Amerika mit seinen Sonnentempeln und Goldadern sich selbst entwickeln zu lassen, damit einmal eines Tages dem Bräutigam Europa die Braut Amerika zugeführt würde, so kuppelte eine Grille der Natur sie vor der Reife zusammen und gab der reichen Erbin, dem frommen Ynkakinde, statt Küsse die Umarmung des Krieges, grausame, blutige Freiwerber und das Loos einer zitternden, gefesselten Sclavin. Ist das Alles göttlich oder dämonisch?

Es scheint, daß immer, wenn sich die moralischen Gesetze der Geschichte erschöpft haben, die Natur an ihrer Stelle neue giebt. Wie welterschütternd und geschichtserzeu-

gend sind seit den letzten drei Jahrhunderten jene Entdeckungen gewesen, welche man in der Benutzung der chemischen Naturgesetze machte! Die Natur kehrt Seiten heraus, welche immer dämonischer und geheimnißvoller werden. Jene Explosion, die zusammengeschüttete Kohle, Schwefel und Salpeter erzeugten, brachte eine Revolution des Kriegswesens hervor. Der electrische Funke mit seinen Schlußfolgen über den Magnetismus schafft eine Methode der Heilkunst, ja sogar eine neue Gemüthsstimmung und die ergreifendsten Rückwirkungen auf den Glauben und die Poesie einiger Nationen. Eine Spiegelfechterei der Hölle wird die Jakobsleiter der Visionen und der hereinragenden Geisterwelten. Und zuletzt wird in jenen Dunstwirbeln, von welchen die Alten nur wußten, daß sie die Laune der Götter anzeigten, und die Neuen, daß sie als Regen wieder zu uns kommen, ein Expansionsgesetz entdeckt, dessen Anwendung auf Schifffahrt und Handel unserm Zeitalter eine ganz neue Physiognomie gegeben hat. Sind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen? Ist dies Erhabenheit über die Natur, wenn ein Engländer oder Amerikaner alle seine Combinationen wie ein Uhrgehäuse aufzieht und getrieben von der industriellen, durch unsere Lage verschuldeten Erfindungsmanie die Natur segnet, beschwört und um Erbarmen anfleht! So sitzet jetzt die Menschheit und drückt und reibt an der harten Materie, ob sich nicht ein neues Gesetz von ihr ablösen wolle. Von dem Cultus dieser Experimente sind die Nationen beherrscht, man kniet vor der Natur und hat sich längst daran gewöhnt, den Stein der Weisen aus einem gewöhnlichen Kieselhaufen hervorzusuchen.

Der Einfluß des Klima's auf Sitte, Charakter und Geschichte des Volkes ist beinahe ein Gemeinplatz geworden. Man sagt, die Kanäle machten die Holländer und Chinesen zu Brüdern, in die englischen Nebel und Steinkohlendämpfe hülle sich der Lebensüberdruß und die kalte Resignation eines ganzen Volkes und im Thrane spiegle sich der Geist des Lappen. In solchen Analogieen wird es immer eine Grenze geben; denn das Komische verträgt sich kaum mit der Wahrheit. Helvetius hat sich sogar verleiten lassen, Ursachen angeben zu wollen, welche das Genie erzeugen. Erstens sagt er, das Klima, zweitens die Nahrungsmittel, drittens die Erziehung und viertens nicht selten der Zufall. Erlaubt eine philosophische Definition eine drolligere Anwendung, als diese? Goethe wurde mithin nach Helvetius ein Genie, zuerst durch den milden Luftzug, der aus dem Rheinthale strömend sich am Taunus bricht und an die Höchster Warte pocht. Er wurde es zweitens durch jene grünen Gemüse des Sachsenhäuser Verkehrs, durch die Brodsuppen Frankfurt's und die eigenthümlichen Leistungen der dortigen Metzgerei, er wurde es drittens durch die Kosten, die der kaiserliche Rath auf dem Hirschgraben zur Erziehung seines Sohnes anwandte und zuletzt durch etwas, was vielleicht der Zufall und nicht unwahrscheinlich die Hauptsache ist.

Die beste Anwendung, welche sich von jener klimatischen Entdeckung machen läßt, besteht in einer Darstellung der eigenthümlichen Beiträge, welche die Nationen seit erdenklichen Zeiten zu der Geschichte gegeben haben. Es genügt nicht, die welthistorischen Entwickelungen und ihre Gesetze philosophisch zu entwerfen, sondern auch die Durchgangspunkte müssen charakterisirt werden, welche sie nehmen müssen, durch die

Individualität der Völker. Es ist leicht hingeworfen, daß hier und dort ein erschütternder Stoß die Ordnung der Jahrhunderte angab; man muß auch die Bedingungen verzeichnen, welche bei den verschiedenen Nationalitäten die Ideen zu überstehen haben. Wenn Europa die Bestimmung hat, aus seinem eignen Schoße seine Zukunft zu gebären, wenn keine fremde Paralyse den gegenwärtigen Kampf der Parteien und Interessen abschneidet und die Discussionen in ganz neue Gebiete wirft und sie dadurch aufhebt, so läßt sich aus Vorangegangenem in Europa leicht auf Zukünftiges schließen. Jedes Volk unseres Welttheiles scheint eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden hat, wenn es aus der Hand Frankreichs in die Hand Englands übergegangen und zuletzt auch an Deutschland gekommen ist.

Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollenaustheilung ineinander. Weder die Natur allein, noch die Annahme einer providentiellen Absicht sind hinreichend gewesen für den Charakter, den z. B. Spanien in der Geschichte behauptete; es mußte die sogenannte zweite Natur, die Gewohnheit, eine ernste historische Schule zu den rein physiologischen Voraussetzungen hinzukommen. Denn warum sind die Charaktere, welche die europäischen Staaten gegenwärtig behaupten, so verschieden von denen des Mittelalters? Deutschland, jetzt nur noch die Balancirstange, das Hypomochlion Europa's, stand unter seinen thatkräftigen Kaisern in der ersten Reihe, Frankreich und England dagegen, für die spätere Politik so hinausgreifend über seine Grenzen, zogen sich in

ihr Gehäuse zurück und drohten, sich an kleinen feudalistischen Fragen aufzureiben. In einem halben Jahrtausend konnten sich alle diese Verhältnisse umwerfen.

Jetzt wird für jede ergreifende Frage der Geschichte Frankreich die Initiative haben. Es schöpft den ersten Schaum der Gährung ab. Es hat die Frage nicht durchgesprochen, sondern die kleinste Handhabe, welche sich an ihr krümmt, ist für Frankreich schon genug, sie factisch zu ergreifen. Ueber die unumschränkte Monarchie hatten englische Hofphilosophen weit gründlichere Untersuchungen angestellt, als sich deren in den schmeichlerischen Versen Racine's und Boileau's und in den Abhandlungen der Academieen finden. Doch Frankreich gab die Mode an, welche die großen und die kleinen Könige nachahmten, die Mode des l'état c'est moi. Seither ist Frankreich der Puls des europäischen Staatslebens geworden und das Land der Symptome. Es hat die Bestimmung, auch in seiner Einseitigkeit immer über das Ziel hinauszugreifen und in allen seinen Unternehmungen eben deßhalb, weil sie die Folgen einer blos aufblitzenden Ueberlegung sind und nicht immer positive Grundlagen haben, um eben so weit zurückgetrieben zu werden, als die Wahrheit immer zwischen ihren beiden Extremen schwebt. Frankreich hat die Initiative unserer Zeit, aber keinen seiner Anträge und Processe wird es bis mehr als zur Hälfte durchsetzen und gewinnen.

Die für die Geschichte reflective Nation ist die englische. Fast alle Ideen, welche in der neuen Geschichte Epoche gemacht haben, waren fünfzig oder hundert Jahre vor ihrem thatsächlichen Ausbruche daselbst umfassender Gegenstand der gründlichsten Debatte. Die englische Debatte hat immer et-

was für alle Nationen Anwendbares. Die französische nicht, selbst wenn sie die gründlichste ist, wie z. B. der Kampf der Parlamente und des Jansenismus gegen die Regentschaft, eine Debatte, die den Ausbruch der französischen Revolution allerdings erleichterte, die aber mit der Enthauptung eines Malesherbes und Gleichgesinnter für die Zukunft der Ereignisse ganz verloren war. Weit weniger die Hautoberfläche reizend, weit systematischer war die Entwickelung des öffentlichen Lebens in England. England wird jeder in Frankreich aufblitzenden Idee eine Thatsache seiner Geschichte als Spiegel vorhalten und in dem Stolze, entweder schon alles selbst erlebt zu haben oder nichts ohne eigenen Antrieb beginnen zu wollen, der französischen Initiative die sprödeste Widerpart halten können. Ein schmaler Streifen Wassers trennt zwei Länder, welche ganz entgegengesetzte Berufungen haben. Die Praxis, die Erfahrung und die besonnene Ueberlegung kann hier in die Theorie, in die Jugend und den sorgenlosen Enthusiasmus mit einem Fernrohre hinübergucken.

Und wo sind auf der pyrenäischen Halbinsel die durchgreifenden Erscheinungen, welche nicht längst das natürliche Gewand mit dem historischen vertauscht hätten? Der Spanier glüht, wie die Frucht aus dem Granatbaume brennt; aber fast möchte man sagen, daß die gewöhnlich für spanisch ausgegebene Eigenthümlichkeit sich auf Haus und Hof zurückzog und nur noch dazu dient, dem Leben auf dem Lande, überhaupt den Sitten des Privatumganges eine besondere Färbung zu geben. Alles Andere, was in Spanien sich Luft zu machen sucht, die Interessen, die sich politisch äußern, sind modernen Ursprunges und aus Frankreich geborgte Begriffe.

In Spanien vertauschte sich die Sehnsucht nach unklösterlicher, freier Geistesbildung mit einer einseitigen Frucht dieser Bildung, mit dem französischen Liberalismus, wie fast bei allen Naturvölkern der Fall war, die lange im Druck des Aberglaubens gehalten wurden, den Polen, den Griechen. Spanien hat keine europäische Mission mehr, wenn nicht die, in die einmal von ihm adoptirten Ideen die dunkle Gluth seiner angebornen Leidenschaften zu mischen. Spanien war das letzte Zucken des Mittelalters. Es läßt sich fast so an, als würde es noch auf lange Zeit die letzte Ueberlieferung der französischen Revolution bleiben.

Ich will auf Italien nicht übergehen, ohne den Zweck dieser Charakteristiken genauer zu bezeichnen; denn es kann scheinen, als widersprächen sie meinen eigenen Behauptungen. Ich begann diesen Abschnitt mit einer Apologie der Natur und scheine jetzt die Natur wieder fallen zu lassen. Es ist aber dies: Die Natur ist ein Begriff, den jeder Freibeuter in der Geschichtsphilosophie für sich erobern kann. Sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle; und ich suche nachzuweisen, daß in der neuern europäischen Geschichte die Factoren, die Völker und Individuen, sich zum großen Theile ihrem primären und naturwüchsigen Anfange überhoben fühlen und in der Schule der Erfahrung sich mit einer neuen Haut bekleidet haben. Ich wollte eine besondere Erklärung über meinen Satz am liebsten an den schlagendsten Beweis derselben, Spanien, anknüpfen.

Der Italiener hat vielleicht die untergeordnetste Stellung zu den Aufgaben der Geschichte. Er erfaßt sie schnell, sein Temperament beschleunigt den ersten Anlauf, aber sei es nun, daß der Charakter nicht für die Dauer ist oder daß

seine politische Lage ihm die Kraft der Masse und Verabredung versagt, die Ideen werden unter seiner Bearbeitung bald hohl, äußerlich und verflüchtigen sich. Es liegt eine Zähigkeit im Italiener, welche an ihm die Tapferkeit ersetzt. Er fällt sobald nicht in der Schlacht, sondern wirft sich auf der Flucht gleichsam wie todt hin, um seinem Nachfolger in den Rücken zu kommen. Er schießt zagend seine Flinte ab, ist aber unermüdlich, aus seinem Versteck sich wieder hervor zu wagen und das Glück an einem Haare zu erwischen. Mißlang es, so verhinderte eine wundervolle Natur den Italiener, Gedächtniß zu haben. Der Groll pflanzt sich schwer fort; seine Ursachen verflachen sich in die Phrase. Im Uebrigen sind die Italiener die Nachzügler, Maraudeurs und Ausreißer der Geschichte.

Die Slaven stürzen hastig auf alles Neue. Der Ungar! Ah, die neue Idee wird ihm eine goldene Troddel am Czako geben, sie wird ihm zwei Pistolen in den Gürtel stekken, sie wird ihm auf einen stolzen Renner helfen und ihn zum Helden einer Geschichte Teremtemtem! er weiß selbst nicht welcher machen. Die Combinationen des Polen sind glühender; das demüthige Zwinkern der Brauen über den feurigen Augen ist schon die Garantie, daß er mit einiger Umsicht zu Werke gehen wird. Der Pole, wenn er auf freiem Fuße steht, ist der nordische Franzose. Er stürzt sich blind in die Gefahr und harrt aus so lange, als mit der Ehre noch das Herz pulsirt. Ja selbst der Russe im langen Rock und mit dem Gürtel um den schlotternden Leib lächelt neugierig zur Frage des Tages. In seine gesunden Geisteskräfte redet sich das Natürliche und Einfache leicht hinein, er macht, wie sein großer Czar Peter, alles mit eigener Hand

nach und hat eine angeborne Ehrfurcht vor jeder Meinung, die von gewandten und ihm überlegenen Manieren unterstützt wird. Und welch ein merkwürdiges Phänomen ist es, daß gerade diese schnell entzündeten Völker diejenigen sind, welche gegen die Besorglichkeiten des neuernden Principes zuerst verwandt werden.

Scandinavien repräsentirt das germanische Princip heut vielleicht reiner, als Deutschland selbst, welches seit dem Wiener Congresse einen in sich abgeschlossenen und gerundeten Charakter bekommen hat, seit einer Zeit also, wo noch keine großartigen Ereignisse das welthistorische Verhalten des deutschen Bundes haben erproben können. Wenn der germanische Norden für uns zeugen kann, so werden die neuen Ideen bei uns immer erst Gesetze werden müssen, um die Massen binden zu können. Norwegen mit seiner aufrichtigen Demokratie, Schweden mit einer bürgerlichen Aristokratie, Dänemark endlich mit einer milden und humanen Monarchie drücken in der That einen vollständigen Begriff aus, einen ebenso freimüthigen, wie gerechtigkeitsliebenden und besonnenen. Die Empfänglichkeit zur Neuerung fehlt nirgends, wie der Ursprung der jetzigen schwedischen Dynastie und die dänischen Preßvereine bezeugen; aber das Neue würde sich dort in seinem tumultuarischen Rechte nirgend lange erhalten. Entweder muß es widerlegt oder zum Gesetze erhoben werden.

Wie sich Deutschland in Zukunft für die Geschichte bewähren wird, ob als Neutralisirung oder als Widerstand — darüber urtheilen zu können, fehlte es bisher an Veranlassungen. Dürfen wir annehmen, daß in Deutschland sich Altes wiederholen wird, dann sind wir durch unsere Niederlagen die Sieger, durch Uneinigkeit unter uns selbst die Ver-

föhner der Fremden, jedenfalls aber ein schwerer Stein des Anstoßes für Alles, was geschehen kann und soll, da wir in unsern Enthusiasmus immer nüchterne Vernunft mischen und das Mangelhafte unserer Handlungen gern durch große Worte zu ersetzen suchen. Vor allen Dingen wird jeder unserer historischen Schritte durch die Bildung gehemmt werden, welche uns so viel Selbstgenügsamkeit gegeben hat. Wir sind die größten Denker unter den Nationen, aber die Mannichfaltigkeit und Bruderfeindschaft unserer Gedenken macht sie unwirksam für unsere Entschlüsse. Vielleicht, daß sich zu der politischen Einheit, welche wir jetzt besitzen, auch die Einheit des Geistes findet und Deutschland endlich lernt, von seinem Reichthume den würdigen Gebrauch zu machen. Die Einheit der Idee ist einer unserer stolzesten Gemeinplätze, aber ich glaube, daß die Idee noch wie Kadmeersaat gegen sich selbst wüthen wird, während uns die politische und materielle Einheit vielleicht längst gerettet hat. Aus Deutschlands jetziger noch junger Verfassung ein besonderes Moment für die Geschichte zu entwickeln ist unmöglich. Doch glaub' ich, daß Deutschland aus seinen eigenen Mitteln keine Hypothese mehr aufstellt, sondern daß es bestimmt ist, alles historisch Solide und Practische von England zu borgen.

So liegen die Coefficienten der Geschichte da! Nun trete ein Genie oder ein Abenteurer auf und werfe einen Einsatz auf den grünen Tisch! Frankreich begehe eine Thorheit, Deutschland eine Schwärmerei, England mache eine Erfindung — der Wurf ist ein göttlicher — wir Philosophen zittern nicht; wir klagen nur über das Eine, nicht selber

wirken zu können und werden unsern Trost finden, sinnend in einem einsamen Stübchen zu sitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert und mit gestütztem Haupte auszurechnen, was heute noch genial, morgen schon verbrecherisch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit ist. Wir werden cirkeln wie Archimed und in demselben Momente, wo wir den Schluß machen, wird das Ereigniß selbst als Mittelpunkt im Sande unserer Kreise stehen.

III.

Der abstracte und concrete Mensch.

Rousseau rupfte dem Menschen, wie Diogenes seinem Hahne, die Federn aus und warf ihn nackt und hülflos in die Arme der Philosophie. Der Rousseau'sche Mensch ist in der Historie eine Chimäre, nur die Erziehung konnte aus dieser weichen Masse Emil's etwas Compactes bilden. Es ist rührend, den zärtlichen und zerknirschten Philosophen zu sehen, wie er trotz einer Kindsfrau dem abstracten Menschen die Pocken impfen läßt, ihm den Milchbrei einstopft, ihn ohne Fallhut gehen lehrt, ihn deutlich und articulirt nachsprechen läßt, was ihm sein Mund vorspricht; aber für die Geschichte ist Emil nur ein Heischesatz, der eine Theorie, keine Thatsache beweisen kann. Der abstracte Mensch war in dieser rasirten und entblößten Nacktheit niemals ein Coefficient der Geschichte.

Eine Tendenz zur Abstraction ist unläugbar. Aber sie ist nicht absteigender Natur, sie liegt nicht dem Anfange, sondern dem Ende der Geschichte zu. Je weiter wir zurückgehen, desto tiefer ist der Mensch in natürliche und politische Verhältnisse verstrickt, desto concreter, unfreier und durch Vorurtheile

gebundener ist seine Erscheinnng. Jene Vorstellung des Menschen, wie er gleichsam die Schale des Eies bricht und nichts als die Möglichkeit von Allem ist, ein Vehikel von zahllosen latenten Energieen der Seele und des Gemüthes, ist moderner Natur und schwebte selbst der alten Philosophie nicht in dieser Ausschließlichkeit und Reinheit vor. Die alte Philosophie war immer eine, die nur auf Griechen und Römer als solche ihre Anwendung hatte.

Um uns von der geschichtlichen Anthropologie eine Vorstellung zu machen, werden wir nur nöthig haben, die Gründung der Staaten alter und neuer Zeit und besonders jene Gesetzgebungen, welche sich an bestimmte Namen knüpfen, zu beobachten. Hier wird man immer finden, daß das Alterthum, indem es etwas Primäres, wie Gesetze und Staat sind, gründen wollte, immer zu viel concrete Begriffe, die neuere Zeit immer zu viel abstracte in ihr Verfahren mischte. Den alten Gesetzgebern schwebte eine Erhebung der Natur zum Geiste eben so wenig vor, wie sich die neueren entschließen können, in ihre abstracten Verflüchtigungen der Begriffe über Staat und Gesetz etwas aus der Natur und dem concreten Leben Genommenes zu mischen. Wir werden diese Betrachtung genauer durchführen, weil es uns daran liegt, die Ungereimtheit einer sogenannten Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen.

Das größte legislative Genie des Alterthums war unstreitig Moses. Seine Gesetzgebung weicht so entschieden von der Solonischen, Lycurgischen und römischen ab, daß sie sich sogar Begriffen nähert, welche wir so eben der neuern Zeit vindizirt haben. Wenigstens gingen bei ihm die beiden Begriffe einer abgesonderten und eigenthümlichen Nationalität

mit der Idee einer kindlichen, erinnerungslosen und bildsamen Generation Hand in Hand. Während Moses die Juden mit ehernen Ketten an den Himmel schmiedete und Jehova zur unmittelbarsten Gegenwart aller die Nation betreffenden Ereignisse, jedes hebräischen Wortes und jeder israelitischen That machte, ließ er doch diejenigen, welche er mit sich aus Aegypten führte, in der Wüste aussterben, um einen besser erzogenen Stamm in die Verheißung des gelobten Landes einzuführen.

Sollte Moses mit seiner vierzigjährigen Tergiversation das Aussterben der Leidenschaften bezweckt haben, so suchte Lykurg sie durch eine strenge Erziehung, durch das Verbot des edlen Metalles, durch die Heloten zu zähmen, auf welchen er mit weiser Berechnung die Schmach des Thieres ließ, um sie sowohl zum Bilde dessen zu machen, was die Spartaner verachten sollten, als auch zu einem verfolgten Sündenbock für die zuweilen aufspringende Zügellosigkeit seiner Bürger. Aber Menschen im abstracten Sinne, Menschen, die einem philosophischen Staatszwecke untergeordnet wären, schwebten Lykurg nicht vor. Man muß hier eine durch die neuere Alterthumswissenschaft (besonders durch die genialen Studien von A. Böckh und O. Müller) ans Licht gestellte antike Maxime nicht übersehen, daß nämlich die Alten gern die vereinzelten Thatsachen langer Zeiträume zusammenfassen und sie an einen einzigen Namen anknüpfen, der nicht einmal in jedem Falle ein historischer ist. So ist namentlich die lykurgische Gesetzgebung kein Werk einer langen Vorberathung, keine theoretische Ausführung nach Grundsätzen und Maximen gewesen; sondern das eben so dankbare wie doch wieder nachlässige Gedächtniß der Nachkommen übertrug auf einen einzigen

Mann, auf Lykurg, eine Reihenfolge von Institutionen, die in Sparta wahrscheinlich länger als ein Menschenalter bedurft haben, nicht nur, um sich zu befestigen, sondern auch, um mich so auszudrücken, sich zu erfinden. Die Sage scheint selber andeuten zu wollen, daß Lykurg keinen Calcul machte; denn sie verschreibt seine Weisheit aus Creta, aus einem Lande, das der griechischen Weisheitsquelle, Aegypten, ziemlich nahe lag. Sie drückte jeden Falls damit sehr richtig aus, daß Lykurg historische Erfahrungen, die Erfahrungen einer Reise, für Lacedämon accommodirte und statt seiner eigenen Combinationen es vorzog, Natur zu geben, Nationalität und concrete Erfahrungsthatsachen.

Noch bei weitem weniger abstract war die solonische Gesetzgebung. Drako gab doch wenigstens Criminalgesetze; aber die Gesetze, welch Solon gab, waren wenig mehr, als eine Maßregel der Noth, welche von Clisthenes schon wieder anders bestimmt wurde. Solon hatte weder Menschen, noch Griechen, nicht einmal Athener vor Augen, sondern nur Schuldner und Gläubiger, von welchen jene die Herabsetzung des Zinsfußes, diese die Bezahlung oder politische Rechte verlangten. Es war ein kritischer Augenblick in Athen, als Solon aus Salamis kam, im zerlumpten Rock und sich mit verstelltem Wahnsinn auf die Rednerbühne begab und zuerst seine Schmerzberuhigung, seine Seisachthie verkündete. Alle spätern Einrichtungen des Weisen wurden auf die Grundlage der innern finanziellen Zerrüttung gebaut. Die Aristokratie erhielt Privilegien und die Masse einige Vorrechte, welche von der Art waren, daß Solon ihre Anwendung vielleicht niemals für möglich gehalten hat, z. B. den Ostrazismus, Vorrechte, welche dennoch bald den ganzen Charakter jener

Gesetzgebung umwarfen und Athen zu einer reinen Demokratie machten.

In der römischen Geschichte ist vielleicht die Gesetzgebung des Numa die einzige, welcher ein Nachdenken über die ursprüngliche Natur des Menschen vorangegangen ist. Denn während alle übrigen sich nur mit den Abwägungen bürgerlicher und polizeilicher Verhältnisse beschäftigen, während sogar die berühmten juristischen Begriffe der Römer sich erst in ziemlich später Zeit ausbildeten, war die Gesetzgebung des Numa eine religiöse. Indem sie sich mit dem Reize des Wunderbaren umgab, hatte sie den Hang des natürlichen Menschen zum Geheimnißvollen berechnet. Dieß ist vielleicht der einzige Fall in der alten Geschichte, wo sie an psychologische Phänomene, an das Studium der Menschen, Institutionen anknüpfte. Sonst hat Rom den concreten Menschen bis zur entschiedenen Einseitigkeit cultivirt. Der Mensch war nur Bürger, Pflichten und Rechte waren die der Convenienz, der Erbschaft, des edleren oder gemeineren Blutes. Das Alterthum wußte nichts Anderes und selbst die politische Philosophie, welche zum großen Theile die Staatseinrichtungen der Kolonien des untern Griechenlands traf, konnte sich von den Begriffen der Aristokratie nicht trennen. Das Höchste, was ihre geistige Bevorzugung hervorbrachte, waren jene pythagoräischen Geheimbünde, welche in der Begünstigung des Cosmopolitismus der Freimaurerei gewiß nicht geglichen haben.

Endlich, wenn man auch nicht läugnen kann, daß Aristoteles die Psychologie in seine Politik mischte und den Mangel eines bestimmten von ihm angegebenen Staatszweckes durch eine Menge empirischer, von mannichfachen Gemeinwesen abstrahirter Bemerkungen ersetzte, so ist doch Plato's

Republik ein ganz antikes Werk. Allerdings, die Gerechtigkeit leitet seinen Entwurf ein; Plato vergißt nicht, die Tugend zum Fundamente desselben zu machen; aber der obere Bau, die Construction seines Staates, dessen Dimensionen und letzte Kuppel sind Typen, die sich in Athen, Sparta und Syrakus schon abgenutzt hatten. Im Begriff des Lebens bleibt selbst das größte Genie seiner Zeit unterworfen und wird in der Absicht, die Fehler der politischen Existenzen zu verbessern oder zu umgehen, doch immer wieder in sie verstrickt werden. Die Kategorie, die Anschauung, die Erfahrung selbst mußte eine andere werden, ehe auch Plato sich von seiner Zeit hätte losreißen können. Nicht durch die politische Praxis ragt Plato in die moderne Zeit, sondern durch den Schlüssel des himmlischen Geheimnisses, den Athem jener Weltseele, welche in seinem tiefsinnigen Timäus weht.

Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Menschen, welche kein Gesetz haben, als ihre Mäßigung, keinen Glauben, als ihre Ueberzeugung, Menschen ohne Vorurtheile sind die Ideale der morbernen Philosophie. Auch die Staaten von der Natur frei zu machen, dem Eigennutz und der Tyrannei die historische Begründung zu nehmen, ja sogar in Sitten und Gewohnheiten das Herkömmliche zu modeln oder zu vermeiden, das ist Zweck und Ziel derselben Philosophie. Sie löst Erinnerungen, Ahnen, ja sogar das unvertilgbar Scheinende im Physiologischen, die historische Schale von der zarten, unbedeckten Nuß des innern Menschen, den sie darauf in alle Verhältnisse als einen Begriff a priori schleudert. Ich brauche die herrlichen Folgen dieses Verfahrens nicht aufzuzählen: aber verschweigen läßt sich nicht, daß er auch oft Menschen und Staaten erzeugte, welche nur auf dem Papiere lebten.

Mit demselben Eifer der Neugier, welchen Aerzte und Naturforscher zu zeigen pflegen, wenn sie die Natur in ihren empfangenden, zeugenden und gebärenden Momenten belauschen können, tritt auch der Historiker an die Bildung neuer Staaten. Es gelingt selten, in diesen Prozeß zu blicken, weil die Thatsache nicht oft geschieht. Aber wir Neueren sind so glücklich gewesen, zu verschiedenen Malen Gemeinwesen durch rechtliche Uebereinkunft, ohne Usurpation und Gewalt sich bilden zu sehen. Die Staatsgrundgesetzgebung ist ein ganz ausgewachsener Zweig der neueren Politik geworden. Man hat sogar Schemata und eine Art von geburtshüflicher Praxis immer bereit, um in den neuerdings so oft eingetretenen Fällen schnell bei der Hand zu sein. Die englische und französische Philosophie haben für diese theoretischen Accouchements den ersten Unterricht gegeben, der von der modernsten Politik zuerst nur vervollständigt, späterhin aber beinahe wieder verworfen und durch Maximen eigner Empirie ersetzt worden ist.

Die englische Philosophie übergab dem Staate Virginien eine Verfassung, welche auf Urgesetzen gegründet sein sollte. Aber sie war eine abstracte in der Luft schwebende Chimäre, welche eben so wenig zur Anwendung kommen konnte, wie Rousseau's Entwurf einer polnischen Constitution. Der Detailhandel, den in neuerer Zeit Jeremy Bentham mit Staatsgrundgesetzen trieb, hatte schon eine practischere Unterlage. Seine Constitutionen kamen nicht in die Wildniß. Sie litten nicht an der wunderlichen Voraussetzung, daß der natürliche Mensch der abstracte wäre. Die Menschenrechte werden nur

von denen empfunden, welche glauben, von den historischen übervortheilt zu sein.

In Paris, nicht am Orinoco, konnten die Menschenrechte eine säcularische Jubelhymne sein. Mirabeau zog den mit feudalistischen Wappen und barbarischen Gesetzen beschriebenen Vorhang von dem Allerheiligthume der Menschenwürde zurück. Nur der an Vorurtheile, an Privilegien und seine Gläubiger gebundene Mensch der laufenden Geschichte konnte dieser Befreiung zujauchzen. Spanien erlebte dasselbe Glück und selbst die jungen Freistaaten Südamerika's hatten viel Mittelalter, viel Aberglauben, viel Moos, das an ihnen wucherte, abzusetzen. Hier ist der abstracte Mensch eine Heilung gewesen.

Von neuesten Staatenbildungen ist die belgische unbedeutend; denn Belgien war eine vollständig organisirte Provinz, die sich isolirte und in die Reihe der Staaten aufnehmen ließ. Weit reicher an Objecten für die politische Philosophie ist dagegen Griechenland's Wiedergeburt. Der Aufstand geschah hier, um zu gleicher Zeit etwas Menschliches und etwas Historisches zu retten. Der langwierige Kampf selbst warf die tapfere Nation wieder in neue Entwickelungsphasen, die man wohl Verlegenheiten nennen kann. Denn es regten sich die wilden, in den Bergen verschlossen gewesenen Leidenschaften, alle Nachwehen des Barbarismus, in welchen die Moral des griechischen Volkes unter türkischer Herrschaft verfallen mußte. Und in diese Gährung edler und unreiner Elemente trat dann die europäische Politik, entschieden, offiziell und darum siegreicher, als der philosophische Humanismus, die Begeisterung aller Gebildeten, als die Rathschläge uneigennütziger

Theilnahme für ein neu zu schaffendes Gemeinwesen. Den Griechen bot sich der abstracte Mensch nicht an, sondern neue Vorurtheile wurden auf alte gepfropft, Verbrauchtes sollte Verbrauchtes heilen; hier war es ein Unglück, daß Jeremy Bentham nicht an die Tugend der Mäßigung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Resignation, an alle Tugenden des philosophischen Menschen erinnern konnte. Ein wenig Abstraction, ein wenig mehr rasirte und schematische Begriffe hätten Griechenland retten können und ihm eine Stellung unter den europäischen Staaten gegeben, welche weniger besorglich wäre. Herr Klüber hat in seinem neuesten Werke über Griechenland's Wiedergeburt eine sehr gründliche, historische und staatsrechtliche Arbeit geliefert. Doch schwingt sich dieser vortreffliche Gelehrte, dessen großes Verdienst in unbestochener Ehrlichkeit besteht, selten zu einem philosophischen Gesichtspunkte seiner Gegenstände auf. Klüber's Manie der Citate, seine pedantischen Eintheilungen und die Schwerfälligkeit seines Styles ziehen ihn in ein immerwährendes Ringen mit der Fülle des Stoffes hinunter. Sein neues Werk kann die Grundlage eines andern bilden, welches die Psyche der Klüber'schen werden und auf unsre Frage zurückkommen müßte.*)

---

*) Spätere Ereignisse haben gezeigt, daß in Griechenland das Volk nachholte, was seine Gewalthaber versäumt hatten.

IV.

Mann und Weib.

Mystiker werden in eine seraphische Entzückung verfallen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache, daß Eva umgekehrt der Gruß an den Stern des Meeres ist, Ave! Eva und Maria sind die beiden berühmtesten Mütter der Geschichte, jene, welche den ersten Sünder, diese, welche den göttlichen Mittler gebar. Und doch blieben sie untergeordnet; doch rief Jesus aus: Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?

Wenn irgend etwas beweist, daß die Geschichte nur der Triumph der zufälligen That, daß ihre Ergebnisse die Resultate menschlicher Willensfreiheiten und göttlicher Befähigungen sind, so ist es das historische Loos der Weiber. Schwebt über der Geschichte ein Plan, warum sind die Frauen nicht in ihn aufgenommen? Ist der absolute Mensch das Problem der Geschichte, warum ließ die Geschichte überall die zweite Person des absoluten Menschen fallen? Warum machten nur die Männer Geschichte?

Im Alterthume wohnte das Weib in abgelegenen Erkern des Hinterhauses, zu welchen man auf versteckten Treppen

gelangte. Selbst Helena und Andromache treten nur aus ihren Gynäceen hervor, wenn Greise eine Augenweide auf den Zinnen Troja's suchen und wenn Hector sein Vermächtniß macht. Die griechischen Weiber haben die Gabe der Weissagung, aber die Becken im Haine von Dodona verstummten bald und Pythia wurde nur die Vermittlerin von Hexametern, die unter ihrem Dreifuß von Männern componirt wurden. Die spartanischen Frauen haben einige historische Berühmtheit errungen, aber immer nur durch das, was sie der Geschichte thatlos lieferten, durch ihren Heldenmuth im Schmerze, durch ihr stoisches und kaltes Dulden. Die Mutter der Gracchen glänzte im Gedächtnisse Rom's. Aber sie trat nicht auf das Forum, sondern rief ihre Söhne von ihm ab und trocknete die heiße Stirn vom Schweiße des Tribunates. Das Alles steht ziemlich einsam und läßt sich dem Charakter der Begebenheiten jener Zeit nur auf's Tiefste unterordnen.

Man sage doch nicht, daß das Christenthum die Stellung der Weiber revolutionirte! Sie bekamen Rechte des Umganges; aber durfte ein Weib in der Gemeinde auftreten? Sagte nicht selbst Paulus, daß es gut sei, zu heirathen, — ledig zu bleiben, aber besser? Eine Folge dieser Ansicht mußte die Sclaverei der Frauen sein; und wenn sie nicht in sie geriethen, so ist dies nur die Dankbarkeit für das große Unglück, welches die Weiber in den Christenverfolgungen erduldeten, eine durch Gott vermittelte Dankbarkeit für den Eifer und die Inbrunst, mit welcher namentlich die Frauen am Christenthume hingen. Die Chevalerie war eine Methode, diese Dankbarkeit abzustatten. Die Ritter trugen die Farben ihrer Damen und tyosteten für sie auf Leben und Tod. Aber

wie Vieles kommt hier schon auf die Rechnung der ausschmückenden alten und neuen Poesie! Wenn man erwägt, daß jene Burgherren in ihrer Bildung doch kaum dasjenige erreichten, was man heute in den Bauernhöfen antrifft, so wird man leicht begreifen, wie viel poetische Blumen von dem Minnethum abzuziehen ist. Auch war diese trovadorische Mode weit entfernt, für die Geschichte von Einfluß zu werden. Die Männer stehen in der Schlacht, im Rathe, zu Gerichte. Hier ist die Hälfte des Menschengeschlechts also immer dem Zufalle, der Laune und der Barbarei preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Ich sehe nicht ein, wie die Geschichte dazu bestimmt wäre, die Offenbarung einer ganz besonderen Idee zu sein. Wenn ihren Wechselfällen ein normaler Totalangriff der absoluten Menschen zum Grunde läge, warum dann die Frauen nur immer als Zugabe obendrauf genügen und ihr Loos zu allen Zeiten dasselbe sein sollte? da es doch Beispiele genug gibt, welche die Geschichtsfähigkeit der Frauen beweisen, Beispiele von kühnen und besonnenen Thaten, von der Judith an bis zur Charlotte Corday, Beispiele von Regenten- und selbst Gelehrten-Tugenden von der Sappho an bis zur — Karschin, ja sogar von kriegerischen Eigenschaften. Kurz, ich habe zuviel Ehrfurcht vor den Frauen, als daß ich sie in den Zweckbestimmungen der Geschichte zu übergehen wagte.

Die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir durch unsere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unsicheren Brette. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und Niemand scheuten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder

das Laster. Alles Uebrige, was Ihr in die Geschichte hineinlegt, dient nur dazu, Euern Willen zu lähmen und die Moral desselben zu beschönigen. Geschichte ist ein ganz relativer Begriff, der so viel ausdrückt, als Komplexus der Bedingungen, unter welchen das Leben möglich ist. Die Hebel, Formen und Voraussetzungen des Lebens, ich meine jener moralischen und bewußten Existenz des Einzelnen, nutzen sich ab und verlangen durch die Geschichte nur Veränderungen. Es kann Zeiten geben, wo die Tugend eine so schwere Aufgabe ist, daß die äußern Umstände ihr müssen zu Hülfe kommen. Ich werde auf diese Frage zurückkommen, wenn ich von den Uebergängen der Geschichte spreche.

Jeder Moment der Geschichte ist in sich abgerundet und vollständig. Fehlt ihm etwas, so ist es gerade das, was das zeitgenössische Individuum aus den Hülfsmitteln seiner Tugend und seines Genies ersetzen soll. Wenn diese ruhenden Momente im Vergleiche von hundert oder tausend Jahren, die dazwischen liegen, sich unähnlich sehen, so ist es, weil die Ordnung der Geschichte eine moralische, weil die Moral das Gesetz der Freiheit ist und weil die Nachahmung die göttliche Originalität der Tugend nicht erzeugen kann *). Der Zusammenhang, welcher in den objectiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, ist ein relativer; ein Zusammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menschlichen Freiheit steht. Die Freiheit ist der einzige große Factor der Geschichte. Was uns die Geschichte bringt, ist die gute oder böse Saat unserer Handlungen.

*) Der Zweck des Menschen ist das moralische Leben, nicht die Geschichte. Die Verschiedenartigkeit der Sitten und der Zeiten dient nur dazu, die höchste Vollkommenheit der Tugend möglich zu machen, nämlich, daß sie nicht auf Nachahmung beruht. Darum geschieht Geschichte.

Ich legte diese Ansicht am liebsten bei einer Gelegenheit nieder, wo es mir daran lag, die historische Bedeutung der zweiten Hälfte des Menschengeschlechts zu retten. Wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Grille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge. Es gibt keine höhere Offenbarung, als die, welche an unser Herz spricht. Und es spricht nichts zu uns, als der Unterschied des Guten und Bösen. Der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesammtzweck, sondern der einzelne Mensch, wie er geboren wird und stirbt mit dem Bewußtsein, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben. Was gäb' es denn noch, das über die Gerechtigkeit eines Aristides und die Unsündlichkeit eines Jesus hinausläge? Wäre die Geschichte zu etwas Anderm bestimmt, als daß wir Gutes thun, ich wollt' es Jedem verdenken, der es thäte.

Erst mit dieser Ansicht, welche das Geschehene für das in der Geschichte durchaus Unerhebliche erklärt, wird die Bestimmung des Weibes zu ihrer Würde erhoben. Ist der Geschichtszweck das Leben, so ist es, durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menschen Raum zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. Das gemeinsame historische Band, welches Mann und Weib

zusammenkettet, sind: die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter und einst bei der Trennung vom Leben das Gewissen. Das Weib ist der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann die moralische Aufgabe der Schöpfung besser bewähren? Ich denke, der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Princips sein. Die Geschichte wird sich in kleines Detail verlieren und das Wohlgefallen Gottes wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle lächeln, wie es zu den gespreizten großmännischen Verrenkungen der welthistorischen Kothurntragödie lächelte.

Die Unbequemlichkeit, daß man bei der teleologischen Geschichtsansicht den Begriff des Weibes nicht recht entwickeln konnte, schuf jene tolle Emanzipationsidee der Frauen, welche in unsern Tagen noch immer in einigen Köpfen spukt, ob sich ihre Erfinder, die St. Simonisten, gleich schon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wer könnte verlangen, daß des Aristophanes' Ekklesiazusen auf Eure Rathhäuser stürmten und daß schwangere Weibspersonen als Polizeibeamte die Päſſe der wandernden Handwerksburschen visirten? Die Emanzipation der Frauen ist die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat und schon deßhalb, als wenn es Wunder ein Glück wäre, in die Maschinerie der Staaten als ein kleiner Stift gebraucht zu werden!

Die Emanzipation der Frauen wurde vielleicht an einem nebeligen Winterabende ersonnen, wo sich eine zahlreiche Männergesellschaft bei einer reizenden Pariser Dame versammelt hatte. Die Kronenleuchter blitzten, die Kamine verbrannten Sandelholz, er war eine Feerie, dieser Salon. Man

sprach von Zenobia, von Elisabeth und Madame Roland und irgend ein Schwärmer warf den Göttergedanken der Emanzipation hin, der am folgenden Morgen schon die Reise um die Welt antrat. Die St. Simonisten waren überwiegend verrückt.

Das Weib kann als solches niemals in der Geschichte auftreten, weil es keinen Instinct der Masse hat und seine Sympathieen nur dem Einzelnen gelten. Das Weib wird von einer angebornen Feindschaft gegen sein Geschlecht beherrscht und selbst am größten und in der Geschichte glänzenden Manne liebt es niemals allein den Ruhm, sondern das Negligé des Ruhmes und ihre Vertrautheit mit demselben. Das Natürliche aller weiblichen Begierden geht auf den Alleinbesitz; aber das Herrschenkönnen, welches einige Weiber in der Geschichte vortrefflich entwickelt haben, ist keine historische Kraft. Die Staaten sind zu allen Zeiten so willkürlich manipulirt worden, daß sie es selbst ertragen konnten, wie ein Strickzeug behandelt zu werden. Sonst ist der Zug der Frauen immer ein aparter und ich zweifle, ob selbst eine Rahel, im Besitze eines Portefeuille, nicht eine Menge zerstreuter Maschen hätte fallen lassen.

Das Weib schützt die Geschichte vor der Verwilderung. Es wird den Mann allmälig von den Begebenheiten abziehen. Die Liebe wird immer mächtiger sein, als der Haß.

V.

Die Leidenschaft.

Zügellose Leidenschaften würden die Geschichte bald zum Stillstand bringen. Wenn Alle wüthen, so vernichten sie sich wechselseitig. Ein Einzelner, ein asiatischer Despot, der nur seinen natürlichen Eingebungen folgt, löscht Thaten und Begebenheiten aus, seine Herrschaft ist auch geistig wie über Stumme und Verschnittene. Es ist dafür gesorgt, daß zu allen Zeiten die Leidenschaften in der Geschichte einen Zaum tragen, oder daß sie sich doch unter einem Gesichtspunkte sammeln, wo das Transcendente gefangen genommen und für die Gesellschaft weniger verderblich gemacht wird.

Das Temperamentum der antiken Leidenschaften war der Staat. Nicht in dem Sinne, daß der Staat polizeiliche Verordnungen dem Ausschweifenden entgegen hielt; sondern der Staat war ein Abzugskanal, er war eine erlaubte Entschuldigung für Alles, was an und für sich dem natürlichen Menschen gehört. Der Ehrgeiz fesselte alle Begierden und zwang jeden üppigen Auswuchs der Sinnlichkeit sich an Bestehendes anzuschmiegen. Die heftigsten Leidenschaften verstummten, wenn sie dem versammelten Volke gegenüber traten und zogen

sich still in jenen versteckten Winkel zurück, wo der Ehrgeiz über politischen Ehrenämtern brütete. Das Alterthum ist reich an Beispielen, wo Menschen von dem begehrendsten und einem von Natur immer excentrischen Temperamente dennoch einen hohen, fast philosophischen Grad von Vollkommenheit in der Selbstbeherrschung errungen haben.

Das Christenthum verwarf sogleich diese eigenthümlich gebildeten antiken Charaktere und griff das Alterthum bei seinem Heiligsten, dem sittlichen Stolze, an. Das Christenthum polemisirte gegen die eigne Gerechtigkeit, wie dieser Stolz von ihm genannt wurde, gegen das Höchste im aristotelischen Sittengesetze, gegen die Autarkie. Das christliche Gebot an die Menschheit war die Herabsetzung ihrer selbst und die Demuth. Die Tugend wurde von der Gnade abgelöst. Und dieß war für die Geschichte in der That ein Fortschritt. Denn wie schwer wurd' es den Männern der sinkenden Römerzeit, das Steuerruder ihres Charakters in den stürmischen Epochen des Unterganges der alten Welt zu regieren! Das Temperamentum der Leidenschaften des Mittelalters wurde die Religion.

Es währte aber lange, ehe die stolzen Charactere ihr Knie beugten. Dem Christenthume war es selbst nicht oft Ernst genug mit seiner Predigt. Welche Indulgenzen gestattete es nicht dem Kaiser Constantin! Dieser von der Schmeichelei und dem Glücke um alle innern moralischen Haltpunkte gebrachte Fürst mordete seinen Sohn, dessen Mutter, seine Vettern, lebte in dem weibischen Prunke des Orients, duldete nur die Creaturen des Despotismus in seinem Umgange und doch priesen ihn die Bischöfe und suchten ihn durch elende Nachgiebigkeit gegen seine Verbrechen zur Taufe zu bewegen,

die er erst einige Tage vor seinem Tode nahm, um von ihr eine große Wirkung zu erhalten. Wie weit wird dieses Beispiel von Theodosius dem Großen und dem heiligen Athanasius überstrahlt! Jener geistvolle Fürst ließ in einem Anfalle seiner Leidenschaftlichkeit dreitausend Seelen in den Circus von Thessalonich locken und zur Strafe für einen Aufruhr ermorden. Er kömmt nach Mailand. Athanasius hält ihn vor der Thür des Doms zurück. „That David nicht mehr denn ich?" sagte der Kaiser. „Berufst Du Dich auf David, so thue auch Buße, wie David!" erwiederte der Bischof und Theodosius betete und fastete acht Monate lang. Canossa und St. Just lieferten Nachahmungen dieser ergreifenden Scene.

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Rollen, welche man in der Darstellung des Mittelalters gern den Leidenschaften der Völker zutheilt, fast immer zu groß sind. Es ist wahr, das Christenthum hatte viel Barbarismus an die Kette des Rosenkranzes und die Kirchenbuße zu legen, aber die Verderbtheit der Massen ist fast immer ein falscher Schimmer, der von der Verderbtheit der Einzelnen auf jene fällt. Wenn irgend eine Zeit beweist, daß die wahre mittelalterliche Leidenschaft nur der Despotismus war, so ist es die, aus welcher das Mittelalter allmälig in seinen stabilen Hauptgruppen hervorging, der Untergang des römischen Reiches. Man ist hier immer gewohnt, von den negativen Leidenschaften, der Demoralisation und Feigheit der Völker zu sprechen, welche bald eine Beute der Barbaren werden sollten; aber waren nicht frische und gesunde Naturvölker, die Gallier, die Britten, die Hispanen, ja selbst die Franken und später die Gothen, dem römischen Reiche einverleibt?

lieferten nicht Stilicho und Aëtius entscheidende Schlachten? Das Unglück und die Ursache des Verfalls war allein politischer Natur. Es war nicht die Demoralisation, sondern die öffentliche Calamität, welche das abendländische Reich stürzte. Die Ursache der Calamität war der Despotismus. Der Despotismus ist in den meisten Zeiten eine Möglichkeit; aber in dem verarmten und hungernden römischen Reiche war er es kaum mehr. Der Staat konnte keine Beamten mehr finden. Jemand, der die Nachricht hatte, daß man ihm eine Anstellung geben wollte, floh in die Wildniß oder unter die Sclaven eines Landbesitzers, um sich vor einer Ehre zu retten, die ihn um sein Leben brächte. Denn wer konnte Steuern zahlen? Und der Beamte sollte doch die Steuern an bestimmten Terminen den Behörden ausliefern. Die Folgen dieses Zustandes waren fürchterlich. Das abendländische Reich ging mit blutigen Schrecken, mit hoch zum Himmel lodernden Städten, mit dem Ruine aller Civilisation unter, aber man klage nicht immer die „rohen" Leidenschaften der geängsteten Völker an, sondern den Despotismus und den Uebermuth jener Kaiser, von denen die früheren Pferde zu Consuln machten und die spätern den Erdkreis für die Beute eines Kriegers hielten, über welche sich mit drei Würfeln auf einer Feldtrommel im Lager entscheiden ließ!

In neuer Zeit wurden die Leidenschaften durch die Erziehung gefesselt. Aus der Religion hatte sich die Furcht verloren, seitdem die Religion zum Gegenstande des allgemeinen Nachdenkens erhoben wurde. Der natürliche Mensch wird nun durch die Schule abgestreift und eine Masse von Lehrgegenständen, welche Surrogate der Erziehung wurden,

seitdem man die Erziehung mit dem Unterrichte verwechselte, fesseln und beschwichtigen die Leidenschaften so sehr, daß das innerlich Angeborne und von der Wissenschaft im Menschen Zurückgedrängte sich höchstens in privaten Beziehungen Luft macht. Die moralische Gediegenheit ist durch den großen Umfang des Wissens geschwächt worden. Die Arbeit des Kopfes verhinderte den Erguß des Herzens. Aber jene weit ausschweifenden, historischen Leidenschaften drohen unsern neuen Zuständen nicht mehr; denn sie sind von der Bildung und der Erziehung aufgerieben worden.

Nur für eine moderne Leidenschaft, die Neuerung, sollte es weisere Abhülfen geben. Ich habe über den eigentlichen Ursprung dieses Triebes nachgedacht und finde, daß man ihn nur in der Erziehung angreifen und überwinden kann. Aber welche großartige Reform müßte dann die moderne Erziehung erleiden! Das Uebel ist die Ueberfülle unserer Zeit an Ideen. Diese wird sich immer mehr steigern, unsere Nachkommen werden nicht die Ungerechtigkeit haben und die großen Philosopheme der drei letzten Jahrhunderte als eine Antiquität betrachten. Im Gegentheil ergreift alle Tendenzen der Nationen ein besonders ideeller Zug, wie ihre Literaturen hinreichend ausweisen. Diese Ueberfülle kann an und für sich kein Unglück sein, aber sie wird es dadurch, daß sie nicht geordnet ist und auf die Erziehung wie ein wildes Chaos losstürmt. Erziehung ist ja heutiges Tages weniger Receptivität als Spontaneität. Erziehung ist nicht mehr Annahme, gläubige Annahme angebotener Bildungsmittel, sondern Gährung des innern Menschen. Und diese Gährungen, diese einzelnen Momente in den Bildungsprozessen der moderne, Jugend, sind so gefährlich geworden für den Staat nrwie

die Familie. Was sie erzeugen will zunächst, das ist ein Individuum. Sie will zu früh die Zeit und die Menschen verstehen und greift zu diesem Zwecke jeden der ihr gebotenen Wissensstoffe schnell auf und sucht ihm sogleich eine practische Handhabe zu geben. Die Frühreife des Selbstbewußtseins ist das moderne Unglück, denn der Jüngling ahnt nicht, daß seiner jetzigen Ideenstaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle seine Begriffe eine andere Wendung genommen haben, er wartet diese Zeit nicht ab, sondern beginnt sogleich, seine erste ihm klar gewordene Idee auf die positiven Verhältnisse überzutragen. Ein Glück für ihn, wenn diese Verfahrungsweise nicht verbrecherischer Art ist; aber was ihn umgibt, seine Familie und wär' es nur seine Liebe, muß heftig unter diesem frühreifen Wahne, der immer von dem reformatorischen Terrorismus der Ueberzeugung begleitet ist, leiden. Man nehme nur in Deutschland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und Jahn, dann diejenigen eines Görres, Tieck und Arnim, darauf die eines Steffens, endlich die Hegel's oder Schelling's überstanden und zuletzt sich selbst gefunden hat! Bei diesen vier Metamorphosen hat man auf jeder schon hundert Thorheiten begangen und kann sich, seine Familie, den Staat, seine Zeit an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Hiermit ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft gezeichnet und ich fordere alle Staatsmänner auf, diese merkwürdige Erscheinung mit philosophischem Nachdenken in's Auge zu fassen.

Es kann eine Rettung gegen die Gährungsprozesse der Jugend geben. Nicht, daß man Schriften verbietet oder der Jugend etwas entzöge, was zur Nahrung ihres Geistes dient. Das ist ein sehr trügerisches Mittel. Nein, man sollte durch

großartige, die ganze Nation ergreifende Acte, durch Institutionen, die nichts von Privilegien haben, sondern auf der philosophischen Höhe unseres Jahrhunderts sich erhalten müßten, Etwas erfinden, was den ideellen Selbstvertilgungen im Schoße der Nationen dadurch endlich ein Ziel setzte, daß es weit größer wäre, als aller jugendlicher Stolz, weit größer, als jugendlicher Enthusiasmus, größer endlich als Alles, was wir aus uns selbst glauben schaffen zu können. Das machte die Alten so groß. Wenn man die Schule verließ und die Academie, so waren die Jünglinge, wie heute, nicht erhabener, als das Leben, weit hinaus ragend mit ihrer eingesogenen Bildung über diese miserable Wirklichkeit, sondern sie fanden immer etwas vor, was ihnen unerreichbar dünkte, die Archontenwürde, daß das Jahr nach ihnen benannt werde, den olympischen Segeskranz, ein Urtheil des delphischen Orakels, wie Socrates es bekam, der von ihm für den weisesten der Griechen erklärt wurde. Wenn ebenso auch großartige, meinetwegen pädagogische Institutionen der modernen Jugend sichtbare Stufen für ihre Gedankenleitern anböten, so würde die Jugend die Masse der Ideen, welche sie um ihrer selbst bewußt und in sich klar zu werden verarbeiten muß, weit leichter überwinden. Es ist gar nicht damit gesagt, daß unser politisches Leben eine radikale Aenderung bekommen müßte. Es wäre möglich, zu diesem Zwecke schon mit pädagogischen Mitteln auszureichen, mit einer Umgestaltung unserer Schulen und Universitäten, vor allen Dingen aber mit einer Reform unserer ganzen Unterrichtsmethode, die jetzt nur dazu da scheint, den jugendlichen Kopf gegen das Leben recht störrisch und widersetzlich zu machen. Wenn Methode, Unterrichtsstoff und die Schule in allen ihren Zweigen verändert würden

und auch im Organismus des Staates eine neue Stellung bekämen, wahrlich, das moderne Ich würde sich mit weit weniger Nachtheil sowohl für die öffentliche Sicherheit, wie für die Ruhe der Familien produziren und entpuppen. Fraget Euch selbst, ihr jungen Männer aus dieser Zeit, wie viel Herzen ihr verwundet habt, ehe Ihr so weit gekommen waret, Euch als ein haltbares Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts zu fühlen!

Hier ist der Ort, wo auch die Literatur erwähnt zu werden verdient; denn wenn sie auch oft am weitesten entfernt war, Frieden in den Streit zu bringen, so hatte sie doch auch in allen Zeiten zu den Gemüthern eine Stellung, welche sich für die Milderung der Sitten und Empfindungen benutzen ließ. Namentlich war die Literatur der classischen Zeit ein entschiedenes Versöhnungsmittel der Leidenschaften. Die Krieger horchten den Gesängen der Homeriden. Die dramatische Literatur der Griechen war sogar eine Sache der Religion, sowohl ihrem Gegenstande, wie ihrer Veranlassung nach. Selbst die kriegerischen Römer gaben sich ihren Dichtern gefangen, ob deren Leier gleich in älterer Zeit ein wenig schartig und mehr in der Weise des Hackebretts klang. Der ältere Scipio verkehrte mit Ennius, der jüngere mit Terenz. Ja es gelang sogar der alten Literatur, freilich nicht mehr in ihrer Blüthezeit, die erschlaffende historische Energie der Völker zu fesseln und ihnen zum Ersatz für verschwindendes öffentliches Leben eine neue Welt, das Privatleben und die Verwickelungen bürgerlicher Convenienzen, zu erschließen. Die griechische mittlere Comödie und die römische Pantomime

lenkten auf frische und ergötzliche Weise die Zuschauer von öffentlichen Calamitäten ab und milderten die Leidenschaften, welche das Unglück in Unterdrückten zu erzeugen pflegt. Die ganze alexandrinische Literatur nahm diese bürgerliche und idyllische Richtung und war selbst in ihren kritischen Streitigkeiten geeignet, die Ungeduld der Köpfe auf eine unschädliche Weise zu beschäftigen. Selbst die verheerenden Leidenschaften der römischen Rednerbühne verloren sich in die beginnende Blüthe der juristischen Literatur, wo der Begriff der Weltherrschaft allmälig von dem des Mein und Dein abgelöst wurde.

Die christliche Zeit hatte ihre Bibel, ein Werk zufälliger Zusammensetzung, aber eine unschätzbare Richtschnur für Zeiten, welche eine unmittelbare Verbindung mit der Ewigkeit zu haben glaubten. Die Bibel wurde nicht nur Gesetzbuch für das streitsüchtige alexandrinische Element der Kirchengeschichte, sondern auch Bildungsbuch für die Nationen, welche allmälig in die große christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Indem man ihr eine abergläubische Verehrung schenkte, bekam sie, wie das Kraut Reseda oder Nepenthes, eine zauberhafte Wirksamkeit. So wie der Teufel vor diesem Buche wich, so die Leidenschaft der Nationen. Das Christenthum selbst, eine Religion, wo das Unsichtbarste für das Heiligste gehalten wird und wo ein visionäres Princip die verworrensten Phantasieen rechtfertigte, das Christenthum hatte selbst seinen Zügel in der Bibel. Das Mittelalter ließ ihn schießen, bis Luther in den Weg trat und die stürmenden Rosse des Ezechiel, die phantastische Planlosigkeit der katholischen Kirche wieder in die kanonischen Gleise der Vergangenheit einlenkte und mit der Bibel ihren Inhalt rettete.

Man muß es schmerzlich bedauern, daß die neue Zeit kein Buch besitzt, welches für das moderne Princip dieselbe Wichtigkeit erhielte, wie die Bibel für das Christenthum. Wie sicher und gediegen würden die Fortschritte der neuen Aufklärung gewesen sein! Wie beruhigt könnten wir einer Zukunft entgegensehen, welche vielleicht durch das Zufälligste und Leidenschaftlichste ihr Gepräge erhält! Hätte der Liberalismus ein Gemeingesetz, wie die Bibel, ein Werk der Berufung, eine gemeinschaftliche Auslegungsquelle, so lägen die modernen Zustände mit weit lachenderen Aussichten da. Luther appellirte vom Papste an die Bibel: könnten die Nationen jetzt von den Regierungen an irgend etwas gemeinsam Anerkanntes appelliren, könnte dieselbe Gemeinsame die Grundlage unserer Erziehung und eine Fibel von der Art werden, daß man Buchstaben und Geist zu gleicher Zeit aus ihr lernte; wie heiter würde das Auge des Menschenfreundes in trübe Momente blicken! Wie unantastbar wäre das Vermächtniß des Vaters an den Sohn, welches jetzt nur aus fragmentarischen Traditionen besteht. Wir bringen es niemals zu einem Codex der Neuzeit und ich werde nicht der letzte sein, der die Gründe, warum wir zu ihm nicht kommen, wenn sie ein Anderer ausführen will, ohne Widerspruch, obwohl mit Schmerz, unterschreibt.

Im Gegentheil ist die moderne Literatur eine fortwährende Anreizung zur Leidenschaft geworden. Die moderne Literatur hat keine Selbstzwecke mehr, sondern dienet den Interessen der Parteiung. Während ein classisches Werk die Partieien beschämte, bildet sie ein modernes. Einzelne geniale Köpfe reißen das vormundschaftliche Recht über die Masse an sich und schleudern aus ihren eigenen Wolkenthro=

nen entzündende Blitze in die brennbaren Interessenstoffe. Nur zwei Epochen in der modernen Literatur hat es gegeben, welche eine antike und classische Physiognomie hatten und einen Hauptzweck zu behaupten suchten, das Zeitalter Ludwig's XIV. und die Periode von Lessing bis zum Tode Schiller's in der deutschen Literatur. Sonst ist alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreistigkeit. Sie beruhigte die Leidenschaften nicht, sondern schürte sie an.

Das Publikum und die Kritik, beide sind von derselben Tendenz ergriffen. Ist man nicht so weit gegangen, das Genie nach seinem Glaubensbekenntnisse in der Religion und in der Politik zu rangiren und selbst den Ruhm eines halben Jahrhunderts anzugreifen, wenn die Tendenz der folgenden Zeit mit der der früheren in Widerspruch lag? Die Folge dieser Maßstäbe mußte sich in einem immer pamphletartigeren Charakter der Literatur aussprechen und auf die Neige, wo sich die öffentlichen Leidenschaften beruhigt haben, mußte sie in eine spröde Gleichgültigkeit gegen Geistesthätigkeiten, von welchen man sich keinen unmittelbaren Nutzen mehr versprechen konnte, ausarten.

Ich glaube, daß man die europäische nächste Zukunft aus den gegenwärtigen Literaturen signalisiren kann. Ich glaube daß fast alle Literaturen auf einen Selbstzweck zusteuern, der zu gleicher Zeit die Garantie jener apocalyptischen „kleinen Stille," die Garantie einer längeren Friedenszeit ist. England's Reise-, Memoiren- und Sittenschilderungsliteratur berührt nur die Oberfläche der Nation und das ungefähre Lesebedürfniß. Kein Gebildeter in England macht von Bulwer, Marryat u. s. f. ein solches Aufheben, wie die deutschen und französischen Uebersetzer. Diese Autoren sind im Aus-

lande weit berühmter, als in England selbst. Es ist charakteristisch für den vortrefflichen Geschmack dieser Nation, daß sie zu keiner Zeit ihre Literatur überschätzt und daß sie selber niemals daran gedacht hat, z. B. einige Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, unter Andern Pope, so zu erheben, wie es das Ausland that. Es ist nicht unmöglich, daß die englische Literatur von einer Seite aus wird bestimmt werden, wo es ihre jetzigen Modeschriftsteller nicht ahnen lassen.

Frankreich scheint sich eine idealische Welt in seiner Literatur aufbauen zu wollen, die sich in den Gefühlen wenigstens, in den moralischen Handlungstriebfedern zu verwirklichen beginnen kann. Diese Zusammenwürfelungen conventioneller Verhältnisse, diese poetische Opposition gegen das in Sitte und Gesetz Herkömmliche kann ohne Zweifel schmerzhafte Reactionen auf die Wirklichkeit ausüben, doch ist zuletzt ihr Rest immer nur eine Verfestigung jenes Kittes, welcher das ewig Unzertrennliche in der Tugend und in der Liebe zu allen Zeiten zusammenhalten wird. Dabei spielt in den französischen Literaturkämpfen die Form und das ästhetische Gesetz eine so entschiedene Rolle, daß ich auch von ihr annehmen möchte, die Zeit einer Erhebung zum Selbstzwecke werde nicht mehr lange ausbleiben.

Von Deutschland endlich ist es entschieden, daß es seine Literatur von der Debatte zu befreien sucht. Ueberall herrscht die Sehnsucht, die Literatur von Zuständen abzurufen, welche durch anderweitige Hülfe müssen gewendet werden.

VI.

Der Staat.

Für die Geschichte beweist der gesellschaftliche Vertrag nur eine sehr späte Richtung des Zeitgeistes auf veränderte Principien des Staatsrechts, für ihren Anfang selbst ist sie eine unanwendbare Hypothese. Alle Staaten des Alterthums und der mittleren Zeit sind entweder Uebergänge der patriarchalischen Gewalt über die Familie, auch auf den Staat, oder militärische Usurpationen gewesen. Der Begriff einer steuerpflichtigen Menge, die zu einem Gewählten, Besten und Ausgezeichnetsten sagte: do ut facias, dies obligatorische Verfahren ist modernen Ursprungs und beweist für die alte Geschichte nichts. War denn selbst die mosaische Staatsbegründung ein Vertrag? Waren nicht verpflichtende Traditionen der Vergangenheit da, die Genealogie des Jakob, welche als etwas Positives und Unumgängliches jeder juristischen Auseinandersetzung wechselseitiger Verpflichtungen natürliche Fesseln anlegte? War die Bevorzugung des Priesterstandes nicht Etwas, was sich hier unter jeder Bedingung von selbst verstehen mußte?

Die Theorie aller natürlichen Staatenbildung ist zunächst die zufällige oder absichtliche Usurpation, darauf Befestigung derselben und zuletzt Widerspruch aus dem Schoße des Staatskörpers selbst oder wie ich es besser nennen möchte, die innere Heilkraft der Natur. Dieser Moment des Widerspruches ist der historische, und da wir von ihm allein Kunde haben, so verführt er unser Auge und läßt uns eine Folge des Anfangs, den historischen Anfang, für den Anfang selbst nehmen. So ist z. B. der erste Blick auf die Ursprünge der römischen Geschichte gleich auf verschiedene und oft blutige Abwägungen juristischer Gegenseitigkeiten gerichtet. Aber diesem zweiten Momente ging ein erster voran, eine unmittelbare Tradition aus Albalonga, eine von dort herstammende Genealogie, welche bei der ersten Grundsteinlegung Rom's für diesen neuen Staat etwas Verpflichtendes hatte. Ebenso war der Verlauf in den feudalen Staaten, wo namentlich die germanischen zunächst auf einen gesellschaftlichen Vertrag gegründet zu sein scheinen. Doch werden wir unten genauer ausführen, daß dem germanischen Staatsprincip das Hauptsächlichste mangelte, nämlich die Garantie der Dauer. Diese Gemeinwesen waren immer nur für den Moment berechnet, für den Krieg, für eine Gerichtssitzung. Wenn der Feldherr ein Schwert in die Scheide stecken oder der Richter seinen Stab senken mußte, so hatte der Begriff des Staates aufgehört, weil Staat bei unsern Voreltern in der That nur ein momentaner Auftrag war. Alles nun, was sich über die Dauer dieser Bevollmächtigung hinaus erhielt, war Usurpation, selbst der Glanz und das Andenken gut geführter Kriege und weise gehaltener Gerichtssitzungen. Das Regiment entstand bei den Germanen erst durch einen Gebrauch

der übertragenen Gewalt, der länger, als gesetzlich war. Entweder eine schweigende Zustimmung oder ein dreistes Wagniß kam hier der Usurpation zu Hülfe. Nächst der Usurpation regte sich der Widerspruch, ob ihn die Geschichte verzeichnet hat oder nicht. Man muß annehmen, daß alle constituirten Staaten der älteren und mittleren Zeit ihren Ursprung haben aus jener rechtlichen Abfindung des Widerspruches nicht mit der freien Wahl, wie der gesellschaftliche Vertrag lehrt, sondern mit einer Gewalt, welche schon immer so weit gediehen war, daß sie einen beinahe sichern Rücken hatte und auf ihren Forderungen mit einigem Trotze bestehen durfte. So entwickelten sich die griechischen Staaten, so besonders Rom und die feudalistischen Gemeinwesen der germanischen Welt.

Neuere Ansichten, welche von Haller in Umlauf gebracht und von der Originalität eines Heinrich Leo noch jetzt unterstützt werden, versuchten es, die Politik zu einem Zweige der Naturwissenschaften zu machen. Für die Staaten sollten die Schriften eines Linné von größerem Werthe sein, als die Montesquieu's. Hier werden die Gemeinwesen Producte der Natur, Vegetabilien von zarter und philosophischer Sinnigkeit. In der That haben die alten Sachsen eine Tradition gehabt, nach welcher ihre Vorvordern ursprünglich Baumfrüchte gewesen sind. In nämlicher Weise ergaben sich hier auch die Institutionen als Erzeugnisse der willkürlichen, freiheitlosen Materie. Mit dieser Physiologie wollte Haller das historische Unrecht rechtfertigen. Leo will nur die organischen Staaten von einer Verwechselung mit den mechanischen retten.

Die Geschichte widerspricht auf jedem ihrer Blätter diesem gemüthlichen Entständnisse der Staaten. Sie lehrt, daß

alle Gemeinwesen in Folge des Widerspruches organisirt und daß die Uebergänge aus der patriarchalischen in die politische Existenz immer von einer scharfen, oft — geschliffenen Grenzscheide auseinander gehalten wurden. Das germanische Staatsprincip zunächst ist von Hause aus nichts als Bevollmächtigung, also ein Act der Willensfreiheit, der die Natur ausschließt und die Verjährung immer als Usurpation und Unrecht bezeichnen wird. Wäre das germanische Staatsprincip etwas Naturwüchsiges, so müßte es dauerbarer, bindender und universaler sein. Im Gegentheil ist der germanische Staat über fortwährenden Fluctuationen in der Geschichte anzutreffen, die nur in einer unbeschränkten Freiheit, also in einem Widerspruche gegen die Natur, ihren Grund haben können. Das germanische Staatsprincip ist integrirt von der Individualität, es ist nichts, als die Individualität selbst, die sich entschließt, sich ein wenig zu regeln: wo ist hier wachsende, fesselnde und verjährende Natur? In der That das Hallerisch-Leo'sche Princip, wenn es seine Anwendung in der Geschichte irgendwo finden kann, eignet sich höchstens für die schnell improvisirten arabischen und tartarischen Militärherrschaften, wo die Unterdrückung nicht widersprach, und die man leicht mit steil aufgeschossenen Bäumen vergleichen kann, wo sich oben die Herrschaft palmen- oder pinienartig an das Volk so indifferent ansetzt, wie der Federbusch an einem Helme flattert.

Man pflegt den Staat für den Culminationspunkt der Bildung auszugeben und doch sanken seine Formen oft so schnell zusammen und mußten entweder an den Begriff der Natur übergehen oder verloren sich, wie das Hunnenreich, in eine plötzliche Unsichtbarkeit, die grauenerregend ist. Gibt es in

der Geschichte Sätze für die Dauer der Staaten? Untrügliche kenn' ich nicht, aber ein annäherndes glaub' ich entwickeln zu können. Wenn es ein fast mathematisches Ansehen hat, so will ich damit nicht sagen, daß es so sicher ist, wie Euclid.

Jeder Staat muß Radien haben, historische Blitze, welche sein Wesen und seine Bestimmung, wenn auch nur für einen Augenblick, erleuchten. Diese sammle man! Man suche für sie den Mittelpunkt zu finden und beschreibe darauf mit Halbmessern den Umfang des Gemeinwesens. Die Peripherie, welche sich durch dies Verfahren ergibt, ist die ungefähre Zweckbestimmung und Idee des Staates und läßt einen Schluß auf die Dauer desselben machen. Man merke wohl: die kleinste Peripherie kann oft die Garantie der längsten Dauer sein!

Beobachtet man dies Verfahren, so wird man alle Staaten, welche in der Geschichte auftauchten, in excentrische und concentrische getheilt finden, excentrische in dem Sinne, daß sie gar keinen Mittelpunkt haben, concentrische in dem Sinne, daß sie über die Länge ihres Diameters nicht hinausgehen.

Staaten der ersten Art haben keine Wahrscheinlichkeit der Dauer für sich. Die Hast ihrer Tendenz erhält sie eine Weile. Darauf werden sie sich erschöpft haben. Alle schnell zusammengefundenen Staaten der Völkerwanderung mußten eben so schnell ausathmen, weil sie nur Anlauf, nur Tendenz in's Vague hinaus waren. Das Hunnenreich zerstob in Nichts. Besonders sind es die arabischen Staaten, welche den obigen Satz beweisen; das muhamedanische Prinzip ist an und für sich selbst unvertilgbar, weil es Propaganda über die ganze Welt heißt. Der Koran will von den Nationen entweder Glauben oder Tribut. Hier gibt es keine Grenze: hier ist ein excentrisches Princip, das an sich niemals sterben wird, das

aber alle die Staaten, welche aus ihm entstehen, einer kurzen Dauer weiht, weil diese Staaten nur Feldlager und Stationen und einstweilige Ruhepunkte sind, weil ihr Prinzip immer über die Grenzen hinausfahren wird. Wenn sich das türkische Reich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so ist dies eines Theils die Folge der sehr ernsten Angriffe, welche bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Occident von ihm zu leiden hatte, anderer Seits jener Umstand, daß die jetzige Türkei eine organisirte Eroberung war. Die spanischen und afrikanischen Reiche der Araber gingen schnell unter, weil sie aus dem Nichts geschaffen waren. Die Türken aber trafen eine Civilisation an, deren Resultate sie adoptirten, und Völker, welche sie namentlich in Europa sich selber einverleiben konnten. Wenn diese Integration des türkischen Reiches aber verbraucht ist, so stirbt es, denn der Koran gibt keinen Haltpunkt, kein Gesetz der Ruhe und der Resignation an und das zerstörendste „Gesetz der Trägheit“ wäre doch wohl die Trägheit selbst.

Staaten dagegen von centralen Zwecken sind approximativ in ihrer Dauer berechenbar. Von Rom's primitivem Universalismus nicht zu reden, erinnere ich nur an die Handelsrepubliken der alten und mittleren Zeit. Der Handelsgrundsatz ist kein absoluter, wie der der Eroberung, sondern abhängig von Erfindungen, Entdeckungen, geographischer Lage und Absatzwegen. Der Handelsgrundsatz kann immer nur sporadisch sich etabliren und Tyrus, Karthago werden so schnell abgeblüht sein, wie Venedig und Genua. Ein Gemeinwesen mit dem Grundsatze des Zwischenhandels erhält sich länger, weil es von den großen Ereignissen in der Handelswelt weniger empfindlich berührt wird. Augsburg, nicht zum

deutschen Reiche gehörig, hätte sich so lange erhalten können, wie es Holland wird, dessen einträglichster Handlungszweig Vermittelung ist. Ein Gemeinwesen, wie Hamburg, wenn es nicht der physischen Gewalt weichen muß, sie ist durch seine Idee unvertilgbar.

Die Dauer des englischen Staates ist weit prekärer; denn welches ist seine Peripherie? Die Alleinherrschaft zur See. Ist diese Idee mehr als das Monopol des Zufalls und des Glückes? Kann sie nicht jene andere Nation und wird sie nicht Nordamerika streitig machen? Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Die Herrschaft zur See ist unmöglich Selbstzweck: denn der Ruhm ist kein ausschließliches Motiv des englischen Lebens. Diese Herrschaft ist nicht nur ein bloßes Mittel zu jenem trügerischen Zwecke des Handels, sondern sie ist sogar eine Art Fontanelle, um staatsrechtliche Schäden im Körper der Nation selbst abzuleiten. Diese verschiedenartigen Zwecke in eine Harmonie zu bringen, erfordert es eines künstlichen Mechanismus und das ganze historische Leben England's ist auf diesen Mechanismus gegründet. Eine mechanische Idee aber ist kein historisches Präservativ und ich denke mir eine Revolution für England nothwendig, wenn es nicht plötzlich einmal als politisches Glied in der europäischen Staatenkette zerbrechen will. Hier sieht man deutlich, wie verschieden sich der historische Zweck eines Staates von der Bestimmung des Volkes, das ihn bildete, herausstellen kann. Die Völker werden zuletzt immer den Staat regeneriren müssen.

In Frankreich ist Volk und historischer Staatszweck weit inniger verschwistert und garantirt diesem Lande eine unver-

wüstliche Dauer. Frankreich ist das Land des Ruhms und dem Ruhme wachsen in der Historie noch die dichtesten Lorbeerhaine, so lange Europa's Politik die der Interessen ist. Frankreichs Idee ist ein vaguer Begriff, der sich aber in allen Zeiten realisiren kann und wo der Schatten schon hinreicht, eine leere Schelle, um Millionen zu electrisiren. Ich glaube wohl, daß der unveränderliche Gedanke Louis Philipp's ein ganz anderer, als der Ruhm ist; aber die Nation hat den ihrigen fest im Auge und wird mit ihm sterben, da in Frankreich Staat und Volk niemals auf die Dauer zweierlei sein kann. Der Ruhm ist etwas, was man nicht theilen kann, das sichert Frankreich vor Zerstückelung. Der Ruhm ist etwas, das sich vererbt; dies versichert Frankreich seine Integrität, selbst wenn es neue Schlachten von Roßbach in seine Bücher aufzeichnen müßte.

Spanien ist eine Beute, wenn auch eine gefährliche. Spanien ist vom Glück in der Geschichte bald begünstigt, bald so mißhandelt worden, daß es an ein Centrum und eine Garantie der Dauer nicht denken konnte. Welch' ein Sprung von Karl's V. Universalmonarchie bis zu dem fast gänzlichen Verluste von Amerika und von einer Silberflotte bis zu einem finanziellen Bankerutte! Bei solchen Schicksalen in so kurzen Fristen stellen sich in dem Staate kaum unverwüstliche Ideen heraus und wie auffallend es bei der Zähigkeit des spanischen Charakters erscheinen mag, ich glaube, diese Nation kann getheilt und will dann nur gescheut regiert werden.

Alle rein germanischen Staaten tragen, wie die Geschichte beweist, immer den Keim des Todes in sich. Denn das germanische Staatsprincip ist kein Rechts-, sondern nur ein Regierungsprincip. Man erstrebte hier immer die Einheit

durch die Einzelheit; man wollte Totalität und Individuum neben einander bestehen lassen. Der Fürst war Gewählter und Bevollmächtigter, aber nur primus inter pares, kurz die Deutschen sind von Natur Feinde des Staates als einer perennirenden Gesammtheit. Die Centralideen dieses Volkes waren immer nur solche, welche durch eine Fiction galten, es waren unsichtbare Widersprüche gegen das überall Sichtbare. Das Princip der Vereinzelung und Absonderung garantirt in der That keine Dauer. Und will man, was die deutsche Geschichte auf jeder Seite lehrt, mit einem Worte sagen, so haben die Deutschen politische Methode, aber keine politischen Principien, sie haben das Repräsentativsystem seit undenklichen Zeiten, aber nur als etwas Modales. Der Irrthum aller germanischen Staaten war, das Repräsentativsystem zum Selbstzweck erheben zu wollen und aus einer Form ein Wesen zu machen. Repräsentation ist nichts Absolutes, in natürlichen und organischen Staaten wenigstens nicht, sondern immer etwas, was auf bestimmten, geordneten und wenigstens polizeilich sicheren Institutionen und Thatsachen erst aufgebaut werden kann. Alle die germanischen Völker, welche so frühzeitig das Opfer ihrer Gemeinwesen wurden, begingen diesen Fehler, den Sattel für das Pferd zu halten, da der Sattel doch nur das Reiten erleichtert. Sie waren immer rasch mit ihrem constitutionellen Principe zur Hand, das sogleich eine angeborne Staatsunfähigkeit zum Gesetze erhob. Die Deutschen sind nur als Volk mit dem ausgedehntesten Republikanismus groß; so wie sie der Staat einfängt, siechen sie und reiben sich an dem Kampfe gegen eine Fessel auf, die sie von Natur den Instinkt haben, nur zuweilen, in Zeiten der Gefahr, wo Einheit des Verfahrens gelten muß,

sich aufzulegen. Staat ist den Deutschen nur etwas Temporäres, eine Erleichterung der Methode, und an dem Unbehagen, Jahrhunderte hindurch mit dem Kopfe verkehrt zu gehen und statt auf dem Hals, auf dem Schweif des Pferdes zu sitzen, ruinirte sich diese Nation und konnte eine Beute schon vor zweihundert Jahren für Frankreich werden, wenn dieses Land damals im Stande gewesen wäre, einen Napoleon über den Rhein zu schicken.

Das germanische Princip hat sich aus dem Sturze des deutschen Reiches nach Preußen und Oesterreich geflüchtet, und ist namentlich in jenem ersten Staate zu den größten Ehren gelangt. Wir müssen von beiden ausführlichere Berichte geben.

Oesterreich wurde früh von einer weisen Einsicht geleitet, welche dessen Fürsten und Staatsmänner über das germanische Princip gewonnen hatten. Oesterreich, mit der deutschen Kaiserwürde bekleidet, hatte keinen Mittelpunkt für dieselbe und begann die Mühe, ihn zu suchen, sogleich mit der Resignation, ihn zu finden. Oesterreich gewann seinen Schwerpunkt dadurch, daß es früh auf seine deutsche Superiorität verzichtete. Es hat das germanische Princip freilich gänzlich aufgegeben und nur das behalten, wozu seine Lage die Veranlassung gab, nämlich das Centrum, und dieses zudem für Staaten, welche die sonderbarsten Widersprüche zu sein scheinen und die österreichische Staatskunst beinahe zu einer Equilibristik machen. Dieses großartige Reich beweist einen Satz der Geschichte, welcher neu ist, wie Alles, das nicht natürlich scheint. Für natürlich hat man es bisher immer gehalten, daß Staaten heterogenen Ursprunges nicht von dauerndem

Zusammenhange sein könnten. Die Verschiedenartigkeit der Zunge räche sich; der Staat befestige sich allein, je mehr er sich der Natur nähert.

Feuer und Wasser freilich, den Sultan und Venedig vermählen, oder, wie die Alten sagten, Greifen und Rosse zusammenspannen, wird sich immer schlimm verlohnen. Hier ist selbst das Gleichartigste oft unvereinbar, wenn statt der Natur z. B. die Religion oder auch nur ein Provinzialhaß, der sich in der Geschichte nährte, dazwischentritt. Wie spröde ist das Band, welches Irland und England verbindet! Wie eigensinnig sind die Antipathieen Belgiens und Hollands, Norwegens und Schwedens! Aber schon zwischen Russen und Polen schürt den Haß doch weniger die Natur, als die Geschichte. Jenen Erfahrungssatz von der Heterogenetät mildert die Erfahrung selbst. Denn es wird bei jenen verschiedenen, unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten immer darauf ankommen, ob sie ein in sich concentrirtes nationales Bewußtsein haben. Wenn Oesterreich noch Jahrhunderte lang über Böhmen, Ungarn und Italien herrschen wird, so ist es, weil Böhmens Glanz in die deutsche Geschichte hinüberstrahlt, weil Ungarn immer nur eine flüchtige, zufällige und von allen Seiten gedrängte historische Existenz hatte und weil Italien nur ein einzelner Landstrich ist, der in allen seinen Conspirationen niemals gefährlich werden kann, weil sein Ideal Centralisation ist und das Centrum immer über die Grenzen der Lombardei hinausbringen wird. Will man demnach die Dauer des österreichischen Staates bestimmen, so sind die entgegengesetzten Nationalitäten desselben von unerheblichem Einfluß auf eine Berechnung, die, wie ich glaube, mit den jeweiligen Capazitäten des Wiener Cabinettes zu-

sammenfallen und das Centrum des politischen Verstandes auch zur Peripherie der politischen Dauer machen wird.

Preußen, obwohl nicht völlig ächt germanischen Blutes, scheint dennoch die Bestimmung zu haben, das germanische Prinzip für die Geschichte zu erhalten. Dieser jugendliche Staat, hervorgegangen aus den Trümmern jenes heiligen römisch-deutschen Widerspruches, hatte die Erfahrung dieses Prinzipes als Lehrmeisterin für sich und fand in ziemlich autokratischen Herrscherperioden Zeit genug, eine innere feste Gliederung seiner einzelnen Theile zu versuchen und seinen mehr improvisatorischen Ursprüngen ein sicheres und andauerndes Fundament zu geben. Der preußische Staat ist eine Idee und wird selbst, wenn er entweder auf den kleinsten Länderumfang herabgesetzt oder seine gegenwärtigen Gebietstheile mit ganz andern vertauscht werden sollten, doch niemals sterben können, es sei denn, daß Deutschland die Einheit bekäme, die es wohl nie bekommen wird. Preußen muß in protestantischer Weise die Garantie des germanischen Prinzips in seiner modernen Umgestaltung bleiben und ich glaube, bei der Lage Deutschlands, wie sie nicht anders sein kann durch die leidige Souveränetät der Bundesstaaten, müßte man ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.

Wie ich schon bewiesen habe, das germanische Prinzip an und für sich, wie es sich bei der Vielzahl unsrer Fürsten auch niemals wieder offenbaren kann, ist kein Moment der Geschichte. Es kann von diesem geschlossenen Bundesvereine kein Gewicht in die Wagschale der Ereignisse gelegt und nicht die leiseste Tradition der alten Eichenwälder gerettet werden. Für das unvermischte germanische Prinzip sind die Voraussetzungen nicht da. Preußen nahm sich desselben an, aber es

mußte mit Zuthaten versetzt werden. Es mußte eine breite Basis vorhanden sein, auf welche sich das Germanische, welches nur Methode ist, aufführen ließ. Das Bewußtsein der Gleichheit aller Freien ist natürlich auch in Deutschland untergegangen, aber Deutschland hat kein Terrain, das groß genug wäre, den Bau imposant zu machen. Preußen hat es, Preußen hat einen bildsamen Stoff, mit welchem es seine Schöpfungen machen kann. Brauchen wir an die Städteordnung, die Volksbewaffnung und die Aussicht einer allgemeinen Vertretung politischer Rechte zu erinnern, um die Hochachtung, welche Preußen vor seiner Mission hat, auszudrücken? Preußens Lebensdauer ist eine ewige Wechselwirkung Deutschlands. Preußen ist eine Idee, unzerstörbar, so lange die kleinen deutschen Staaten nicht in der Verfassung sind, die historische Größe Deutschlands für sich zu repräsentiren. Hier wird einer des Andern Unterpfand. Die Zeit erkennt es und die Vorurtheile zwischen deutschem Nord und Süd fallen, wie die Barrieren unseres merkantilischen Verkehrs.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne die Frage aufzunehmen, ob der Staat das höchste und letzte Vehiculum der menschlichen Existenz ist? Die Hegel'sche Philosophie lehrt, daß man über den Staat als das vollendetste Kunstwerk nicht hinausgehen könne und daß alle Ideen bestimmt wären, am Staate ihre philosophische Wahrheit zu finden.

Ein Kant oder irgend einer der Philosophen, denen es mehr um die Menschheit als um die Geschichte zu thun ist, hätte ein solches Axiom niemals aufgestellt. Es muß eine sonderbare, jedenfalls eine sehr glückliche Lage gewesen sein, welche einen Philosophen bestimmen konnte, den Staat für

die Blüthe der Cultur und die Wissenschaft, ja die Cultur selbst nur für Blätter und Stengel dieser Blüthe auszugeben. Ich will aber etwas hochherziger von diesem Philosophen denken und mir einbilden, daß ihm eine antike Idee vorschwebte und er etwas sagen wollte, was vom classischen Alterthum freilich sehr glorreich bestätigt ist.

Die Alten machten aus Kunst und Wissenschaft eine Sache des Staats und sogar über den Cultus und die Religion, über Anerkennung neuer Gottheiten gaben die Römer Senats- und Volksbeschlüsse. Doch schon Plato und Socrates lehrten eine Wissenschaft, welche nicht mehr am Staate ihre Wahrheit hatte, die jenen um den Ruf eines guten Bürgers und diesen um das Leben brachte. An welchem Staate hatte wohl die Philosophie des Spinoza ihre Wahrheit? Oder was heißt es, am Staate seine Wahrheit haben? Vielleicht dachte der Erfinder dieses Ausdruckes an das practische Element, welches in jedem speculativen und künstlichen Ergebnisse liegen soll. Oder an Verhütung vaguer Theorieen, welche dasjenige, was in den Dingen ist, gern über ihnen suchen. Darum dünkt mich, liegt der erste Anstoß dieses Axioms nicht in einer verdächtigen Gefangengabe seiner Freiheit, sondern in einem zu hohen Begriffe vom Staate, dessen Dauer wahrlich nicht das Zeichen fortschreitender Gesittung, sondern eine ewige Mahnung ist an das, was aus der menschlichen Natur weder durch die Furca des Horaz noch durch die immer mehr um sich greifende Civilisation kann ausgetrieben werden. Selbst dann, wenn man mit Schmerz das Zugeständniß machen muß, daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind, selbst dann, wenn man mit tiefster Wehmuth auf die statisti-

schen Tabellen blickt, welche allen unsern humanitären Träumen Hohn sprechen, soll der Staat von der Philosophie niemals als etwas Absolutes, als ein Culminationspunkt der Cultur angesprochen werden, sondern als eine von der leidigen Nothwendigkeit gebotene Maßregel wechselseitiger Sicherheitsleistung. Was wird der Staat, an welchem Kunst, Wissenschaft und Religion ihre Wahrheit haben, doch immer thun? Er wird Socrates wegen Blasphemie zum Tode verurtheilen und seine Angeber, Menschen, wie Miletus und Anytus, mit einer Bürgerkrone beschenken.

VII.

Krieg und Friede.

Die griechischen Sophisten hatten die Fertigkeit, wie die Alten sagten, aus einer schlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen und in Rom traten mit umsichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier auf, welche heute für das Eine, morgen für das Entgegengesetzte gleich entscheidende Gründe zu entwickeln wußten. Ein gutes Thema für diese Zungenvirtuosen müßte Krieg und Friede gewesen sein. Denn wer kann in Abrede stellen, daß hier das Widersprechendste Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens ist in zahllosen Hymnen von Horaz bis Rammler besungen worden. Aber auch der Krieg findet seine Vertheidiger; denn er ist eine Blutausleerung der Menschen, er macht die Herzen, selbst der Alltägigen, höher schwellen, er bringt die Nationen in einen gewaltsamen Verkehr, der wenigstens besser ist, als gänzliche Unbekanntschaft, kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen Krieg, obschon unter letztern jener Satz der Griechen eine entschie-

dene Wahrheit sagt: Der Krieg macht eine größere Menge schlechter Menschen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechselungen zwischen Krieg und Friede die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erkennen. Es giebt einige sehr harte und am Blute sich gern sättigende Phantasieen, welche den Eros und Anteros zum Prinzip der Geschichte machen und das, was sie den Geist der Geschichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titanische, halb cannibalische Menschen darstellen. Ihr sehet einen großen Plan der Weltgeschichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menschheit sei zu etwas Anderem bestimmt, als zum Gutthun; wo diente aber je eine Schlacht diesem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, war über ihnen nicht immer Mars, welchen man den linken, schwebenden und ungewissen nennt? Ich möchte wohl behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen gesiegt und daß das Schwert, welches Christus verhieß, in seinem Sinne mehr das Schwert war, welches Maria im Herzen fühlte, da sie am Kreuze stand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze, als den Griff des Schwerzes bedeuten sollte*).

Seit Anbeginn der Geschichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es Recht der Völker. Aber keineswegs

---

*) Es ist eine Streitfrage, ob das Christenthum durch Missionarien solle verbreitet werden? Schleiermacher löste diese gern so, daß er sagte: Ist das Christenthum von Gott, so wird es selber seine Wege finden. Schleiermacher wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausströmen der eignen innern Kraft des Christenthums gewonnen würden, durch ein geographisches selbsteignes Umsichgreifen, nicht daß Ströme und Meere überschifft würden, sondern, daß der Nachbar seinen Nachbar berufe und zur Taufe ermahne. Dies bei Gelegenheit der Verheißung Christi.

VII.

Krieg und Friede.

Die griechischen Sophisten hatten die Fertigkeit, wie die Alten sagten, aus einer schlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen und in Rom traten mit umsichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier auf, welche heute für das Eine, morgen für das Entgegengesetzte gleich entscheidende Gründe zu entwickeln wußten. Ein gutes Thema für diese Zungenvirtuosen müßte Krieg und Friede gewesen sein. Denn wer kann in Abrede stellen, daß hier das Widersprechendste Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens ist in zahllosen Hymnen von Horaz bis Rammler besungen worden. Aber auch der Krieg findet seine Vertheidiger; denn er ist eine Blutausleerung der Menschen, er macht die Herzen, selbst der Alltägigen, höher schwellen, er bringt die Nationen in einen gewaltsamen Verkehr, der wenigstens besser ist, als gänzliche Unbekanntschaft, kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen Krieg, obschon unter letztern jener Satz der Griechen eine entschie-

dene Wahrheit sagt: Der Krieg macht eine größere Menge schlechter Menschen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechselungen zwischen Krieg und Friede die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erkennen. Es giebt einige sehr harte und am Blute sich gern sättigende Phantasieen, welche den Eros und Anteros zum Prinzip der Geschichte machen und das, was sie den Geist der Geschichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titanische, halb cannibalische Menschen darstellen. Ihr sehet einen großen Plan der Weltgeschichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menschheit sei zu etwas Anderem bestimmt, als zum Gutthun; wo diente aber je eine Schlacht diesem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, war über ihnen nicht immer Mars, welchen man den linken, schwebenden und ungewissen nennt? Ich möchte wohl behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen gesiegt und daß das Schwert, welches Christus verhieß, in seinem Sinne mehr das Schwert war, welches Maria im Herzen fühlte, da sie am Kreuze stand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze, als den Griff des Schwerzes bedeuten sollte *).

Seit Anbeginn der Geschichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es Recht der Völker. Aber keineswegs

---

*) Es ist eine Streitfrage, ob das Christenthum durch Missionarien solle verbreitet werden? Schleiermacher löste diese gern so, daß er sagte: Ist das Christenthum von Gott, so wird es selber seine Wege finden. Schleiermacher wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausströmen der eignen innern Kraft des Christenthums gewonnen würden, durch ein geographisches selbsteignes Umsichgreifen, nicht daß Ströme und Meere überschifft würden, sondern, daß der Nachbar seinen Nachbar berufe und zur Taufe ermahne. Dies bei Gelegenheit der Verheißung Christi.

verstanden sie darunter jene Practiken, welche von Vatel, Schmalz, Klüber u. A. in ein System des Völkerrechts redigirt wurden, sondern ihr Völkerrecht war Naturrecht. Es war eine Verpflichtung gegen Alles, was Athem und Leben hat, sogar Verpflichtung gegen das Thier. Das Recht des Staates, um so viel höher auch den Alten der Bürger über dem Menschen stand, war ihnen menschlichen, das Recht der Völker göttlichen Ursprunges. Denn sie empfanden sehr tief eine heilige Scheu vor der schaffenden Natur und ihren wunderbaren Gebäuden im Animalischen. Sie konnten sich bei allem Stolz auf ihre politischen Vorrechte denoch jener Religion nicht entziehen, welche alles Lebendige aneinander knüpft und den Alten selbst gebot, die Culte fremder Gottheiten zu ehren, gleichsam als wäre Alles Gott, was die fromme Andacht dafür umfängt und als könnte jeder Begriff eine Allmacht haben, der von einem gläubigen Gefühle unterstützt wird. In den Sprüchen der alten Philosophie und in den poetischen Offenbarungen des Sophokles weht eine Sehnsucht nach Erlösung, die nicht empfunden werden konnte ohne die Schauer vor der Natur und ohne den Ekel an diesen gemachten und tyrannischen Thatsachen der Wirklichkeit, von welchen Dichter und Philosophen geknechtet waren. Am offensten aber sprachen die Römer diese Achtung vor Allem aus, was die Natur den Menschen gemeinsames gab: das göttliche Recht war eine wirksame Formel für die öffentliche Beredsamkeit, wie sie denn auch über Unverletzlichkeit der Gesandtschaften, über die Ursachen der Kriege, über die Bundesgenossenschaften, über Heiligkeit der Waffenstillstände, Friedensschlüsse und Verträge ernstere Ideen hatten, als die gemüthsflacheren und gewissenloseren Griechen.

Selbst das tyrannische Mittelalter konnte diese Begriffe vom Recht des Natürlichen und der Völker nicht in der Brust der Menschheit tilgen. Es gibt noch immer ein gewisses Fluidum einer ewigen Rechtsidee, welche, an kein menschliches Gesetz gebunden, überall ist, wo die Natur in ihren Anblicken, die Natur in ihrem nackten Kleide lehrt, was das Unvergängliche ist selbst nach tausend Herbsten und Wintern. Der Frühling kehrt immer wieder und der Gesang des Vogels; es wird ewig eine Weltgeben, die sich nicht religiös einfangen und politisch beherrschen läßt, eine ewige Garantie, daß die Natur etwas Anderes lehrt, als die Wirklichkeit. Und dies ist auch in den meisten Völkern so unzerstörbar, wie das Gewissen. Sie appelliren für alle ihre Handlungen, die das Urtheil herausfordern, an die Volksstimme der öffentlichen Meinung, welche für Gottes Stimme gilt. Ihre Manifeste werden sich immer auf das Ewige und Allen Gemeinsame berufen. Wer eine Insel entdeckt; läßt das Wappen seiner Nation auf einem Pfahle zurück. Das Meer ist nicht Eigenthum derer, die es bewohnen, sondern man sagt: es ist unser so weit der höchste Gipfel unserer Berge seinen Schatten wirft, oder so weit die Kugel trifft, welche man am Strande aus der Kanone abschießt. Kurz, man ahnet die heilige Grenze, welche die Natur der Usurpation stellt und wird auch bei Krieg oder Friedee niemals unterlassen, die öffentlichen Grundsätze zu beschwören.

Die Philosophie sollte diese Grundsätze aussprechen. Hugo Grotius hat es nicht gethan. Sein berühmtes Werk ist eine philologische Arbeit zur Jurisprudenz; auf die Stirn des Autors, als er es schrieb, warf die Sonne der Humanität keinen rosigen Abglanz. Erst Kant erhob sich über das Ge=

schichtliche zum Rechte, „das in uns wohnt". Sein Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf den Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen steigt es empor zum Wohlgefallen Gottes. Kant, in die Ecke seines Museums gebannt, schwärmend über die Zukunft des Menschengeschlechts, ist ein rührender Anblick und doch stellte die Zeit schon manches von seinen Abstractionen zurecht. Unter dem Donner der Napoleonischen Kanonen ließ es sich über jene Weltweisheit lächeln, welche den Staaten Gesetze vorschreibt, Gesetze friedlicher Vermittelung; und doch wiederholt sich in der Geschichte immer wieder die Anschauung, welche Kant von der Politik gehabt zu haben scheint. Kant blickte auf Staaten, welche in sich abgestorben, den Krieg in der That mehr als eine Laune und als ein Spiel des Ehrgeizes, wie als Hülfsmittel trieben, um großartigen und welthistorischen Ideen die Geburt zu erleichtern. Kant sah die morschen verfaulten Monarchieen des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich wechselsweise zu überlisten trachteten und das Gleichgewicht Europa's zu ihren Gunsten herunterzudrücken, welche Krieg führten einer Ode wegen, die darauf gemacht werden sollte, oder um eine Anleihe zu maskiren, die nur dazu diente, die Verlegenheiten des Fürsten zu decken. Konnte es einen größern Widerspruch geben, als Friedrich der Große, um die Gunst der französischen Kritik buhlend und Frankreich selbst bekriegend? Es ist aber gewiß, daß sich Erscheinungen dieser Art immer wiederholen werden. Die Bildung wird nicht begreifen können, wie die Staaten im Widerspruche liegen, es wird Nacht und Stille immer wieder eintreten, um den Traum des ewigen Friedens träumen zu können. Der Entwurf von Kant ist

seit der Pazification Europa's wieder sehr anwendbar geworden. Wenn ihn auch nicht der Verfall der Staaten oder irgend eine Aehnlichkeit unsrer Zeit mit dem vorigen Jahrhunderte begünstigt, so begünstigt ihn die Scheu vor dem Kriege.

Eine Hauptidee Kant's, das Weltbürgerrecht, scheint sich auch für die Wissenschaft wenigstens entschieden bethätigen zu wollen. Die Praxis kann nicht zurückbleiben. Denn der Begriff der Hospitalität, auf welchen Kant ein kosmopolitisches Recht baut, liegt in der menschlichen Natur und spricht sich überall in der Sehnsucht aus, endlich das Fremdenrecht einer Revision zu unterwerfen, an welcher ganz Europa Antheil nehmen sollte. Wir haben zwar das barbarische droit d'aubaine, das Recht eines Staates, jeden in seinem Umfange das Zeitliche segnenden Fremden zu beerben, mit der französischen Revolution verschwinden sehen, aber wie viele Bestimmungen gibt es noch, welche über das Strandrecht und dergleichen Unrecht hinausliegen und die Nationen freundlicher aneinander ketten dürften! Ich bedauere in dieser Rücksicht, daß die Schriften des Herrn Zachariä eben so wenig europäische Physiognomie tragen, wie die des Herrn Klüber. Denn meines Wissens ist Herr Zachariä der einzige deutsche Publicist, welcher die Kosmopolitik Kant's in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Herr Zachariä scheute sich nicht, den sehr weisen und übergenialen neueren Rechtstheorieen gegenüber, eine alte, trockene und solide Kantische Idee zu entwickeln und der Menschheit etwas zu erhalten, woran sie mehr Freude hat, als an dem Dogma von den naturwüchsigen Staaten. Nur ist es, wie ich schon sagte, ein Unglück, daß sich Herr Zachariä von dem Kantischen Ausdrucke nicht befreien konnte, daß seine Schriften an einer bis in's Abschrek-

kende übertriebenen Definitionsmanie leiden und das Lebendige, Practische und Anregende unter seiner Hand zu eitel Paragraphen und Formeln wird. Herr Zachariä hat Geschmack, namentlich für das Originelle, Antithetische und Blizzende in den Meinungen der Franzosen und Engländer, Herr Zachariä kostet die Vortrefflichkeit des fremden Styles mit einer ästhetischen Gourmandise, welche an deutschen Professoren selten anzutreffen ist; aber er bleibt selbst so sehr hinter seinen Mustern zurück, seine Darstellung ist so monoton, pedantisch und deutsch, daß man es tief beklagen muß, wie dieser helle und denkende Kopf für die Nation keine größere Wirksamkeit bekommen mußte. Die Kosmopolitik Kant's liegt in seinen Schriften wie begraben.

Ich glaube, meinen Gegenstand nicht würdiger abhandeln zu können, als wenn ich das Andenken eines großen Geistes ehre. Ich will von dem Kantischen Buche: Zum ewigen Frieden eine kurze Analyse geben, sollte es auch nur sein, um einen Andern sagen zu lassen, was, käme es aus meinem Munde, weniger Gewicht hätte, oder wohl gar bedenklich wäre.

Kant gibt zuerst die Präliminarartikel seines ewigen Friedens, welche darin bestehen, daß kein Friedensschluß für einen solchen gelten solle, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden, daß sich Staaten weder erben, noch tauschen, kaufen oder schenken ließen, daß die stehenden Heere eingehen müßten, daß man für den Krieg keine Staatsschulden mehr machen dürfe, daß sich kein Staat in die Verfassung oder Regierung eines andern gewaltsam einmische und daß sich zwei feindlich korrespondirende Staaten nimmermehr darauf einließen, dasjenige,

was diesseits und jenseits ehrlos wäre, diesseits darum an das Ruder zu bringen, weil es dem Jenseitigen Schaden bringen könne; denn ich glaube, anders ist die Bitte Kant's wohl nicht zu verstehen, daß man doch keinen Meuchelmördern, Giftmischern oder Spionen im Staate eine Anstellung geben möchte!

Der ewige Friede ist eine Aufgabe und durch Lösung derselben erst ein Zustand. Noch weniger ist der ewige Friede eine Rückkehr zur Natur. Denn die Natur in menschlichen Beziehungen ist der Krieg. Daraus folgt, daß der ewige Friede ein Produkt der Vernunft und ein Ziel der Civilisation ist, daß er eben so wenig Chimäre ist, wie alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Herzens erreichen können. Zweck der Geschichte ist demnach, Kant zufolge, die Stiftung des ewigen Friedens. Der Philosoph entwirft die Definitivartikel desselben, von denen der erste heißt, daß in jedem Staate die bürgerliche Verfassung republikanisch sein soll. Kant sagt, daß die republikanische Verfassung diejenige wäre, welche sich aus den Principien der Freiheit, der Abhängigkeit vom Gesetze und der Gleichheit von selbst ergäbe. Er verwirft mit wenigen Worten den Adel und setzt darauf hinzu: „In einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger ist, ist es die unbedenklichste Sache von der Welt (weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, und es an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. s. w. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt), den Krieg wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen zu beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig zu

überlassen.“ Man mißverstehe Kant nicht! Er will die Monarchie nicht ausschließen; er will nur von dem Principe, nicht der Form der Regierung sprechen. Kant wird immer die Monarchie der Demokratie vorziehen. Doch glaubt er, darauf bestehen zu müssen, daß den Völkern am Principe mehr, wie an der Form, an der Methode mehr, wie am Ceremoniel liegt. Methode ist ihm aber nicht Verwaltung; denn sonst müßte er den bekannten Spruch Pope's über die beste Staatsform unterschreiben, einen Spruch, den er grundfalsch nennt, wenn Pope sich hätte einbilden können, daß selbst die beste Manier des Gouvernements jemals den Völkern eine Verfassung ersetzen würde. Auf einen Titus kann immer ein Domitian, auf einen Marc Aurel immer ein Commodus folgen.

Kant gibt hierauf den zweiten Definitivartikel seines ewigen Friedens, der in einem Föderalismus freier Staaten bestehen soll. Ein Friedensbund, der nicht auf den Erwerb irgend einer Macht, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staates für sich und die Andern ausginge, müßte alle Kriege beendigen. Wenn Kant der reinen Vernunft folgte, so meint er, könne es keine andere Art aus dem gesetzlosen, lauter Krieg enthaltenden Zustande herauszukommen, geben, als daß die Staaten ihre gesetzlose Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerstaat, der zuletzt in sich alle Völker der Erde aufnähme, bilden. Dies wäre die Weltrepublik, ein Ideal der Philosophie, das sich nie verwirklichen wird. Deßhalb sagt Kant, könnten nur negative Mittel helfen, abwehrende, und diese bilden die Idee eines Bundes. Wenn es in der Tendenz der Geschichte liegt, die reine Ver-

ehrung Gottes, dieses höchsten Begriffes der praktischen Vernunft, herzustellen, so muß der Krieg aufhören, bei welchem die Völker immer gewohnt sind, an Gott zu appelliren. Die Dankfeste über erfochtene Siege, die Hymnen an den Herrn der Heerschaaren (welches Kant eine gut israelitische Bezeichnung nennt) stehen mit der Idee Gottes im grellsten Contraste.

Drittens stipulirt der Philosoph, daß das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein soll, woraus sich die großartigsten Reformen im merkantilischen, industriellen und selbst schon im zufälligen Verkehre der Völker ergeben würden. Es ist eine bescheidene Forderung und beweist, wie wenig Kant Chimärisches und Weitausgreifendes sich unter seiner allgemeinen und ewigen Pazification vorstellte. Kant braucht hier die schöne Wendung, daß er von dem „ungeschriebenen Codex des öffentlichen Menschenrechts" spreche.

Was garantirt aber diese Artikel? Die Natur: denn sie wollte provisorisch und hat veranstaltet, daß die Menschen in allen Erdstrichen leben können; sie hat die Menschen in die unwirthbarsten Gegenden getrieben, um sie zu bevölkern; sie hat sie endlich hierdurch genöthigt, in mehr oder weniger gesetzliche Verhältnisse zu treten. Wenn die Menschen gewohnt sind, ihre zerstörenden Kräfte gegen einander zu brauchen, so haben sie auch das Interesse, sie wechselweise abzustumpfen und sich, obgleich unwillig, zu Bürgerpflichten zu zwingen. Die Republik, sagt Kant, ist eine Staatsverfassung für Engel genannt worden: nein, entgegnet er, sie ist die passendste *selbst* für Teufel. Die Natur *will*, daß das Recht, nämlich das Uebereinkommen siege. Sie wird auch

immer den Föderalismus (nicht die Verschmelzung) begünstigen (weil diese, wenn nicht durch Religionen, doch durch Sprache gehindert wird). Zuletzt ist Handelsgeist und alles, was die menschliche Existenz betrifft, Organ der Natur und weist auf einen Zustand der Völker hin, der zwar immer den Eigennutz, aber ungern die öffentliche Fehde begünstigt. Kant legt in dieser Ausführung ein großes Gewicht auf den Ausdruck Natur und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß man ihm nicht etwa die Vorsehung dafür unterschiebe. Die Vorsehung gehört in den Anfang der Welt, aber nicht in den Lauf der Geschichte; denn sie bringt uns sowohl um die Zurechnung, wie um alle Principien, den historischen Effect zu beurtheilen. Ueberall in der Geschichte den göttlichen Concursus zu sehen, ist eben so widersinnig, als wenn man sagte, dieser Kranke ist zunächst durch den Arzt, im Uebrigen durch Gott genesen. Diese Redensart hat immer nur Sinn, wenn man sagt, Gott schuf den Arzt und gab ihm Verstand, seine Kunst zu erlernen. Gott bei jedem Pulver, das dem Kranken eingerührt wird, mit einzurühren, bringt uns zuletzt um alle Standpunkte der gesunden Beurtheilung.

Kant reihet an diese Ausführung Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Politik und sondert den moralischen Politiker sehr aufrichtig und tüchtig von dem politischen Moralisten ab. Als die Maximen des letzten bezeichnet er die drei alten Klugheitsregeln: handle erst und entschuldige dann! Was du thatest, läugne! Theile und herrsche! Der Triumph der Moral bei diesen Sätzen ist die Schlangenwendung, ist die Furcht vor dem, was unläugbar ist und der Schein der Gerechtigkeit, den sich das Unrecht zu geben sucht. Hieraus folgert Kant die transcendentale Formel des öffentlichen

Rechtes: daß jede Handlung ungerecht ist, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt. Kant nimmt also die Publicität als das öffentliche Gewissen, als den kategorischen Imperativ der Geschichte. Seine Folgerungen aus diesem Satze sind nicht verbindlich genug; denn was schützt hier vor der dreisten Stirn, mit der sich alles, selbst das Ungerechteste, zur Oeffentlichkeit drängt! Die Kunst der politischen Sprache, die wohlrednerische Publicistik unserer Zeit, konnte der Philosoph des schlechtesten Styles nicht ahnen, Pütter und Schlözer konnten ihm schwerlich einen Begriff von diesen Manifesten beibringen, welche in unsern Tagen die Armeen und die Cabinette verfaßt haben. Für unsre Zeit scheint nichts so gebrechlich zu sein, dem sich durch die Sprache nicht wieder aufhelfen ließe. Die Consequenzen, welche Kant aus seinem Grundsatze der Publizität ziehet, schweben in der Luft und ich weiß nicht mehr, von welcher Seite ich einen Grundsatz, wie den folgenden, ansehen kann: „Alle Maximen, die um ihren Zweck nicht zu verfehlen, der Publizität bedürfen, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen." Hier scheint es, daß Kant nach einer Brücke suchte, um sich aus seinen Alpenregionen wieder in die irdischen Thäler zurückzufinden.

Nur des „geheimen Artikels" zum ewigen Frieden erwähn' ich noch, obgleich ein Geheimniß öffentlichem Rechte widerspricht. Kant will, daß die zum Krieg gerüsteten Staaten über die Möglichkeit des Friedens immer erst die Maximen der Philosophen zu Rathe ziehen sollen. Kant dachte hierbei gewiß nicht an eine besondere Bevorzugung seiner Wissenschaft oder wie ein junger Philosoph des Tages von ihr und sich gesagt hat, seiner Profession, sondern ihm

schwebte entweder nur sein Ideal vor oder eine Nachfolge auf dem philosophischen Katheder, welche nicht zu Hofe ging oder den Satz aufstellte, daß das Himmlische erst am Staate seine Wahrheit fände. Diejenigen, welche Kant Philosophen nannte, mögen demnach jene einzelnen aufgeklärten Köpfe sein, welche sich zwar noch nicht zu Phalangen, oder wie Kant sagte, zu einer Propaganda schaarten, die aber zerstreut hier und dort gesäet, unter sich ohne es zu wissen eine geschlossene Kette bilden, welche Studium der Geschichte, Achtung vor Menschenwerth und der Genius des Jahrhunderts zusammenhält. Diese Männer wird Niemand berufen und sie fragen; aber der Verkehr zwischen ihnen und den Machthabern ist dennoch unsichtbar vorhanden. Man siehet Schriftzüge an der Wand, ohne den Griffel, der sie zeichnet.

Selbst auf die Gefahr hin, mein Thema nur zu verdächtigen, kann ich doch nicht verschweigen, daß auch — Rousseau über den ewigen Frieden geschrieben hat. Wo es etwas zu träumen giebt, wird Rousseau nicht fehlen. Sein Project zum ewigen Frieden übertrifft die Entwickelung Kants zwar nicht an Schärfe der Distinctionen, wohl aber an Enthusiasmus und Schmelz der Darstellung. Rousseau dehnt die Garantie dieses Ideals, welche Kant in der Natur findet, noch weiter aus, indem er das Natürliche genauer bestimmt. Er entwickelt die Tendenzen der europäischen Cultur, die Resultate der modernen Civilisation und legt dabei einen besonders scharfen Accent auf das Christenthum, welches eine Religion der Versöhnung und des Friedens wäre. Auch für unsre modernen Theorieen, welch mit dem alten Axiom: Krieg ist der Vater aller Dinge, die Nationen beglücken wollen und

die nur in der Rivalität derselben den poetischen Hebel ihres Flores sehen, hat Rousseau eine Antwort bereit, wenn er sagt, daß die Tapferkeit und die physische Entwickelung Europa's niemals ausbleiben würde: denn entweder wäre sie immer da, wenn die europäische Republik sich an ihren Grenzen vertheidigen müßte, oder wäre die Republik sicher, so bedürften wir jener physischen Ausbildung nicht. Doch was konnte Rousseau auszurichten glauben? Sein Project wurde schon in dem Journale, wo es erscheinen sollte, von der Censur unterdrückt und er schließt mit dem sarkastischen Ausspruche: „Ach, ich weiß, es ist auch eine Narrheit, unter hundert Narren der einzige Weise sein zu wollen!"

Dennoch gibt es Ideen, welche man lehren soll, selbst wenn ihre Ausführung unwahrscheinlich ist. Wem zu Liebe läßt sich denn der ewige Friede, das heißt, die allgemeine Herrschaft der Vernunft bestreiten? Der rohen Natürlichkeit und einer Interessenpolitik zu Liebe, welche seit fünfzig Jahren schon vom Liberalismus bekämpft wird. Jeder Sieg der Aufklärung, der in kleinen Bereichen gefeiert wird, widerlegt die Vorurtheile des Nationalhasses. Und sollte in der That das große philadelphische Fest der Nationen ein Traum sein, so wird es uns besser stehen, auf die Einheit, als auf die Sonderung zu zielen. Zuletzt, ist der ewige Friede keine Thatsache, dann muß er eine Tendenz werden.

VIII.

Die Uebergangszeiten.

Das nächste Kapitel wird den Revolutionen gewidmet sein: dieses spricht von dem, was ihnen voranzugehen pflegt. In der Geschichte sind einige Perioden, welche nur transitorischen Charakter tragen, aber reichen Stoff zu den mannichfachsten Erfahrungen darbieten. Die Uebergangszeiten suchen den straff angezogenen Zügel der Begebenheiten zu sprengen. Sie entschlüpfen allmälig jener stätigen Kategorie der Zeit und fliehen in abgelegene, beinah nur räumliche Existenzen, wo man fast in den Stand gesetzt wird, den Menschen außerhalb der Geschichte zu beobachten. Die Menschen drücken die Geschichte zurück, wie auf einer Wanderung durch's Gebüsch die Zweige, „die ihnen in's Gesicht schlagen." Sie fliehen wie vor dem Ungestüm eines seine Ufer übertretenden Stromes und bergen sich in die Schlupfwinkel ihrer Tugend oder auch nur ihres Characters. Die Uebergangszeiten sind die schärfsten Prüfsteine des historischen Menschen und werden immer beweisen, wie entgegengesetzt der Lärm von Begebenheiten, die nichts entscheiden, denjenigen Thatsachen ist, welche

zur Bestimmung des Menschengeschlechts die allernächste Stellung zu haben scheinen.

In allen Uebergangszeiten wird zunächst die Atmosphäre, in welcher die Individuen höherer Begabung sich noch zu athmen getrauen, von der Wirklichkeit abweichen. Das Ideal breitet seine goldnen Flügel über die beängstigten Zeitgenossen und man blickt nur noch in die Außenwelt durch den transparenten Flor poetischer oder philosophischer Illusionen. Alles was der Tag bietet, wird den Zeitgenossen das Fremdeste. Ihr Leben wird Traum, ihr Tod Erwachen. Ein geheimnißvolles unsichtbares Band legt sich um die Geister. Man ist eines gleichen Lebens inne worden und geht doch stumm, mit gesenktem Blicke an sich vorüber. Die Zeit an sich ist unerträglich; aber der Trost liegt in einer fingirten neuen Welt, deren stilles Athmen dem Lebenspuls noch einige Wärme giebt.

Rom's Größe sank; aber auf ihren Trümmern wehte eine Welt, die ich nicht die neue nennen möchte, weil sie kein Moment spätrer Ereignisse wurde und ich diesmal das Christenthum darunter nicht verstehe, sondern eine letzte Erinnerung des Alterthums, heiliger und verklärter Art, wie es Leichen giebt, welche phosphoreszieren. Unabhängig vom Christenthume hatte die Heidenwelt kurz vor ihrem Ende ein tiefsinniges Schauen und Ahnen ergriffen, das ihnen Trost in den grausamen Ordnungen des Tages gewährte. Von Marc Aurel bis auf Julian war der Stoicismus eine heilige weltüberwindende Offenbarung geworden, so daß selbst die alte Welt im Schmerze eine Süßigkeit empfand. Reinigungen und Weihen fingen an, statt der seltener werdenden Opfer das religiöse Bedürfniß auszudrücken. Ja selbst Enthusias-

mus ergriff die Gefühle, löste die Zunge zur Weissagung und heiligte die Hand zum Wunderthun. Die alten Mysterien entdeckten sich dem Neoplatonismus und eine magnetische Exspiration der Seelen gab hier und dorthin Schläge, man wußte nicht von wessen Hand sie kamen.

Wie das Mittelalter sich erhellte, fehlte Aehnliches nicht. Die Zeitgenossen lebten in Welten, die außerhalb der Erscheinung lagen. Auf der einen Seite die weltliche Religion des wiederaufwachenden Alterthums, welche olympische Kränze um die Stirne der Gelehrsamkeit wand und von einer Entzückung begleitet war, die die Jünger dieses Glaubens verleitete, statt zu Gott, zum größten und besten Jupiter, statt zum Papste, zum Pontifex Maximus zu beten: auf der andern Seite die Mystik im Christenthume, das Lauschen auf die heimlichen Offenbarungen Gottes im Stein, in der Pflanze oder, wie der Pietismus wollte, in den Thatsachen des Gemüthes; und zwischen beiden wiederum das Band des Neoplatonismus, beschrieben mit den Characteren des Thierkreises, — welch' ein Träumen! Wußten die Bannerträger der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche wunderbare Welt ihre Fäden in die politischen Vorgänge verflocht und woher der Trost kam, der z. B. Savonarola zur Flamme des Scheiterhaufens lächeln machte?

Und um des Deutlichsten zu erwähnen, so hat auch das achtzehnte Jahrhundert, der Uebergang der neuen Zeit, die Geschichte und die Menschheit scharf gesondert, da die Interessen der einen vor denen der andern erröthen mußten. Die philosophische Speculation trug den Genius über die morschen Trümmer der Zeit hinweg und wem die Combination versagte, dem lieh der eigenthümliche antike und

schwärmerische Charakter der Poesie jener Zeit Flügel, um eine Wirklichkeit zu verlassen, die eben so unredlich wie unschön war. Ja, es fehlte nichts, was alle Uebergangszeiten charakterisirt, selbst das Geheimniß nicht, der Mesmerismus, Lavater's Pietismus, die Physiognomik und die Schädellehre.

Diese beiden letzten Wissenschaften namentlich bezeichnen etwas Wesentliches für die Zeiten des Ueberganges; denn die Uebergangszeiten sind diejenigen, welche die eigenthümlichsten Charaktere entwickeln. Wenn die Institutionen sinken, wenn die Masse in einem wirren und besinnungslosen Strudel fortgerissen wird, wenn die Gesetze für den Entschluß des Edeln nichts Gebieterisches mehr haben, woran hält der Edle sich? Die Geschichte jener Zeiten lehrt, eine wie schwere Kunst es wurde, so zu leben, daß man die Gefahren vermied, ohne die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Auf einem kleinen Brette schiffte man über den stürmischen Ozean. Ja oft war es überall unmöglich, mit Würde zu leben, so daß es keine größere That gab, als den Tod. Diese schwere Kunst und wie viele an ihr gestrauchelt, lehren die Zeiten, die Tacitus beschrieb. Der Untergang des römischen Reiches ist eine Fundgrube dramatischer Studien.*) Nicht, daß die Dichtkunst ihre Stoffe aus ihr entlehnen sollte; eben die Aehnlichkeit der Verläufe ist hinderlich und die Staffagen sind selten erquicklich; aber für die Anatomie der Charaktere wüßt' ich kein besseres Theater, als worauf jene Zeit die unglücklichen Cadaver lieferte. Die Individuen schöpften alle aus sich selbst. Sie bauten sich wie Tempel ihres eignen Ruhmes auf, sie meißelten und feilten an sich herum mit

*) Eine solche ist des Verfassers Nero (Band I.)

einem Selbstbewußtsein, das Mitleid erregt, da die Zeit nichts, gar nichts für sie that. Schatten und Licht war berechnet, von jeder Bewegung der Hand wußten sie, wohin der Schatten fiel, die ganze Athmosphäre ihrer Existenz war künstlerisch und mit ernstem Schweiße belegt. Sie mußten den Eindruck jedes ihrer Worte berechnen und in ihr Stillschweigen sogar noch größere Vorsicht legen, als in ihre Rede. Denn die feindselige Zeit warf ihnen oft weniger vor, was sie thaten, als was sie zu thun unterließen. So lag allen ihren Bewegungen ein mathematisches Gesetz zum Grunde, wo ein Druck von dieser und ein Gegendruck von jener Seite die Wirkung immer auf einen dritten Ort hinschleuderte, wo der Verdacht umgangen und die Nachstellung stillschweigend entwaffnet werden mußte. Und wessen Benehmen nicht die Furcht regelte, den meißelte der Stolz aus dem groben Steine der Masse. Jene Zeit schuf, nicht durch ihre Kraft, sondern durch ihre Schwäche, starke Individuen, welche den Dunstkreis, der sie umgab, mit eignen Schöpfungen bevölkerten, welche ihre Phantasie über die Erde wie ein Zelt ausspannten und die kühnen Strahlen ihres Auges zur Sonne einer selbstgeschaffenen Welt sandten. Sie beschworen einen Glauben, der nicht mehr war und riefen Götter aus Gräbern auf, in welche diese sich zum ewigen Schlummer gelegt hatten. Julian gab den stummen Marmorstatuen Griechenlands wieder Sprache, Leben und Gottheit, so daß sie aus dem Epheu der Vergessenheit, der sie umrankte, eine Weile lächelten, daß der Satyr sein kluges Ohr spitzte, und deutlich jene Flöte klang, auf welcher Apoll den Marsyas besiegte. Julian ist der milde Abendstern des römischen Reiches, ein Charakter, erhaben und rührend noch bis auf die letzte Thräne, die er

in der Wüste, seines eignen Sterbens vergessend, um den Tod eines Waffenfreundes weinte!

Ich hänge mit Andacht solchen Erscheinungen nach, weil sie Glorie und Triumph der Menschheit sind und das Schönste an der Geschichte. Euer Handeln im Strom der Geschichte ist fast immer nur der Despotismus der Umstände. Was Ihr große Thaten zu nennen gewohnt seit, das ist selten mehr, als Facit vorangegangener Rüstungen. Fast alle sogenannten historischen Helden müssen ihren Ruhm mit Paladinen, welche einen Kranz um sie bilden, theilen; ihr Schatten fällt niemals weit über die Erde, sondern Kriegsgefährten und Minister fangen ihn auf. Göttlicher, weil menschlicher, sind jene Charakterimprovisationen, welche in der Zeit und im Raume einsam stehen und die man sinnend betrachtet und umgehet, wie ein Denkmal, das eben so sehr auf unsere Phantasie, wie auf unsere Nacheiferung wirken soll.

An diese Beweise, daß die Uebergangszeiten den Menschen vom Despotismus der Geschichte erlösen und dennoch Größeres erzeugen, als die straffangezogene Geschichte selbst, schließe sich noch eine Bemerkung politischer Art!

Es ist den in Rede stehenden Zeitläuften eigenthümlich, daß sich in ihnen die Mittelglieder der Gesellschaft auflösen und sich alle socialen Dimensionen in zwei große Parallelismen trennen: höchste Gewalt und Volk. Die Erfahrung von Augustus an bis Ludwig XIV. bestätigt diesen Satz. Der Despotismus reißt die Hebel der Geschichte fast alle an sich und diejenigen, welche etwa noch zurückbleiben, gibt er willig den Massen preis. Die Aristokratie ist in den Uebergangszeiten immer erdrückt worden. Welches war die Politik der ersten römischen Imperatoren? Jene

vornehmen Geschlechter zu demüthigen und auszurotten, welche seit länger als hundert Jahren den römischen Staat als eine Domäne ihres Ehrgeizes betrachtet und alle Institutionen desselben ihren patrizischen Rivalitäten geopfert hatten. Das Volk war schnell zur Hand, den Despotismus in dieser Tactik zu unterstützen. Dieser versteckte Kampf war sogar für die Moralität der Römer während der Kaiserzeit ein erfreulicher Hebel, der die Masse edler machte. Denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß der römische Pöbel nach August den republikanischen an Demoralisation übertroffen hätte. Im Gegentheil stieg sein innerer Gehalt und sprach sich oft in einer Freimüthigkeit aus, welche für jene Zeiten Erstaunen erregt. Die Geschichtschreiber haben ausdrücklich jene Mißbilligungen aufbewahrt, welche sich das römische Volk zu verschiedenen Zeiten gegen die Tyrannen erlaubte. So werden die öffentlichen Unglücksfälle eine heilende Rückwirkung auf die Masse und die schlechtesten Zeiten mußten dazu dienen, die Empfindungen der Nationen zu regeneriren.

Ebenso schnitt auch das sinkende Mittelalter ziemlich die Mittelglieder weg, welche das Höchste und Tiefste auseinanderhalten. Die Autorität arrondirte sich in den Trümmern des Feudalismus freilich zur absoluten Monarchie, aber auch die Nationen rissen einen Theil der Verlassenschaft an sich und integrirten sich durch die allgemeine Zulassung Aller an die Quelle der Bildung und Aufklärung. Die unterste Existenz nimmt eine breite und solide Basis, der Bürgerstand pflanzt die Fahne der Unerschrockenheit auf, die Privilegien werden zerrissen, die Bastille fällt und die Revolution springt mit fliegendem Haar auf einen Tisch, von dem sie ihre rhetorischen Blitze auf die schnell entzündeten Gemüther wirft.

IX.

Die Revolution.

Wenn die Menschheit zuweilen ihre Brust lüften soll, wenn in den Revolutionen dieselbe Nothwendigkeit liegt, wie in krankhaften Reactionen des thierischen Körpers gegen das Krankhafte; so möchte diese Meinung schwerlich etwas Anderes seyn, als ein Hülfssatz für jene Geschichtsansicht, welche wir nicht theilen. Die Teleologie betrachtet die Geschichte als die Lösung eines Problems, genannt Mensch, und nimmt ebenso die Verirrungen ihres Gegenstandes in Schutz, wie natürlich die Hülfsmittel, welche jene wieder in das Gleis der pädagogischen Ordnung zurückführen. Hier ist der Mensch zuerst ein Kind, dann ein Jüngling, ein Mann, er stürzt seinen Leidenschaften nach, fiebert, leidet am Durchbruch des letzten Weisheitszahns, das Blut entzündet sich in irgend einem Theile und die Revolution tritt als Bader zu ihm heran um die Ader zu schlagen. Man weiß, daß die Physiologie einen Theil der Pädagogik bildet und hier ist eine Anwendung derselben.

Ich glaube aber, die Revolutionen haben eben so wenig wie die Kriege eine absolute Nothwendigkeit; sie werden im=

mer auf etwas zurückkommen, was menschlicher Entschuldigung bedarf, auf eine Uebereilung, am öftersten aber auf Despotismus, Gewalt, miserable Existenz, kurz auf Zustände, welche nicht länger zu ertragen waren. Keine Revolution darf sich dem moralischen Gesichtspunkte entziehen; es wird immer eine Verantwortlichkeit geben, welche bei ihnen auf eine freie Willenskraft fällt, auf eine Handlung, welche fast immer Verschuldung und Veranlassung in diesem Falle ist. Man will sogar die französische Revolution außer aller Zurechnung stellen. Man will nur Begriffe, nur dunkle Energieen der Schicksalsnothwendigkeit sehen, welche jenes schaudervolle Drama tragirten, man betrachtet die eine, wie die andere Partei als Schauspieler, welche eine vom Weltgeist einstudirte Rolle vortragen, als Marionetten, die von einer unsichtbaren Hand am Drathe des Begriffes wären gelenkt worden. Welche Gesichtspunkte bleiben hier übrig? Wie weit war Ludwig XVI. schuldig, daß er sein Haupt verwirkte, wie weit Robespierre, der es ihm abschlug? Wenn es eine zwingende Nothwendigkeit in der französischen Revolution gab, so war es nur die des Augenblickes. Diese trat nach dem Bilde des Horaz, mit Nägeln, Klammern und flüssigem Blei nicht an die Menschen, sondern an das, was sie thun mußten, heran und schlug blutige Gesetze an die Straßenecken. Das geronnene Blut war der Augenblick und die Nothwendigkeit desselben die, auf ihm nicht auszugleiten. Woran sich halten? Wie es vermeiden, daß man kein Opfer wird? Nicht anders, als daß man selbst Opfer macht, daß man heute das thut, was man morgen hätte leiden müssen. Die Noth des Augenblicks, nicht aber der Weltgeist entschuldigt die gräßlichen Thaten der französischen Revolution. Die

Menschen mußten über eine und dieselbe schmale Brücke, mußten es zu gleicher Zeit, und wehe dem, der an den Rand gedrängt wurde! Aber das war die Nothwendigkeit, die im Einzelnen, nicht im Ganzen lag.

Alle Revolutionen lassen sich unter einen moralischen und einen politischen Gesichtspunkt bringen. Dieser schließt jenen oftmals aus; aber der erstere ist niemals ohne den letzteren. Denn dasjenige, was man unter dem Namen einer moralischen Revolution, wenn auch nicht empfehlen, doch für weniger gefährlich ausgeben möchte, wird sich schwerlich, gleichviel, ob es aus den reinsten Triebfedern entsprungen ist, auf die Länge ohne Gewaltthat erhalten. Alle Religionsstiftungen waren moralische Revolutionen und keine nahm einen friedfertigen Gang: selbst die Reformation hatte ihre Märtyrer, ihre Excesse und zuletzt die Consequenz eines dreißigjährigen Vernichtungskrieges. Man kann die Ideen nicht potenziren, ohne die bestehende Wirklichkeit herabzudrücken. Man kann die Menschen nicht edler, strebender, selbst sittlicher machen, ohne daß sie anfangen, sich und ihre Lage zu beurtheilen und dasjenige, was sie äußerlich umgibt, mit dem, was sie innerlich hebt, in Einklang zu bringen. Wenn die gesteigerte Bildung auch nicht immer den Wunsch erzeugt, das Leben ihr nachzuziehen und conform zu machen, so verliert das Leben doch, wo es positiv ist, an seinem Werthe; eine Gleichgültigkeit über das, was die Wirklichkeit bieten kann, bemächtigt sich der Gemüther und der geringe Schmerz, etwas Altes zu verlieren, ist immer schon ein Schritt zu dem Wunsche, etwas Neues zu gewinnen.

Die moralischen Revolutionen haben ihre Gesetze wie die politischen; nur daß diese sich mehr im Verlaufe, jene mehr

im Beginne aussprechen. Welches ist eine moralische Revolution? Eine Aenderung der herrschenden Denkweise; aber sie ergibt sich nicht von selbst. Sie muß ihren Impuls, sie wird ihre Maximen haben. Den Impuls gibt das Genie, oft blos die Ueberzeugung, noch öfter das Genie des Irrthums, d. h. die Schwärmerei. Hier lehrt die Geschichte einen unumstößlichen Satz, dem der größte französische Demagog, Mirabeau, eine Weihe gegeben hat, daß man ohne die Menschen auch in den Dingen nicht reüssirt. Denn werft eine Idee hin! Ritzt Euch die Haut auf, welche Euer Herz verhüllt! Thut etwas, das groß ist, oder lehrt etwas, wovor selbst der Himmel erschrickt — Ihr werdet einsam stehen mit Eurer Idee, Euerm pulsirenden Herzen, Eurer großen That, Eurer titanischen Lehre, wenn Ihr an die Menschen nicht gedacht habt! Wie zahllose Ideen sind so hingeworfen über Nacht, wie man ein Findelkind an eines Vornehmen Thüre aussetzt, und verschwanden dann, stumm, vielleicht ein wenig schreiend in einer Pension, wohin man den Wurm zur Pflege gibt und wo es bald stirbt, weil es keine Mutter hat! Man kann nicht für alle Theorieen, die jetzt nur noch in der Wissenschaft eine Stelle haben, annehmen, daß ihre Urheber ihnen die practische Anwendbarkeit absprachen: alte und neue Philosophen geizten nach einer Berücksichtigung des Publikums und stellten selbst ihr Utopien, den atlantischen Traum eines englischen Kanzlers, nicht hin, ohne die Hoffnung, daß die Erfahrung etwas davon zu ihrem Nutzen verwenden möchte. Aber die Menschen hatten ihre Interessen, die Alten gingen ihrem Gewerbe, die Jungen ihrem Ehrgeize und ihren Liebeshändeln nach, und der Zündstoff — verblitzte.

Keine moralische Revolution gelingt ohne einen gewissen Aufwand von Demagogie. Luther fühlte dies wohl und zog ein Interesse in seine Ideen; er hatte die Fürsten durch die Säcularisationen bald gewonnen. Die Geschichte zeigt auch umgekehrte Erscheinungen, daß nämlich die Interessen sich der Idee bedienen. Den Kreuzzügen lag eine papistische Intrigue zum Grunde und dasjenige, was zu ihrer Ausführung dienen mußte, war der Fanatismus einer Idee. Ueber die Menschheit selbst sind die Menschen am wenigsten beunruhigt. Auf Kosten ihrer Interessen thun sie für die Humanität nicht viel. Sie werden niemals glauben, daß der Menschheit etwas nützen kann, was ihnen selbst Schaden bringt. Mein Stück Acker, meine neue Gartenanlage, die letzten hundert Thaler, die mir noch zu einer Million fehlen — ich wüßte nicht, was die Weltgeschichte oder die Philosophie oder deine moralische Revolution dagegen einzuwenden hat! So lautete das Raisonnement aller Zeiten.

Der Demagog verschweigt sich hierüber nichts. Er weiß daß man zuerst an die Bedürfnisse anknüpfen und daß, wenn sie nicht vorhanden sind, man sie schaffen muß. Der Mangel wirklicher Interessen läßt sich durch die Schöpfung künstlicher ersetzen. Gleichviel, ob die Uebel da sind oder affectirt werden, der Demagog braucht sie als den Vogelleim seiner Ideen, die sich von selbst nicht befestigen. Muhamed hüllte seine Offenbarungen in bestimmte Tendenzen und Vorstellungen seines Volkes. In drei Jahren hatte Muhamed, als er nur noch Prophet sein wollte, vierzehn Anhänger. Das war schmerzhaft! Eine Religion von vierzehn Bekennern! Muhamed gewann erst, als sein Leben historisch wurde und er die Feindseligkeiten der arabischen Häuptlingsfamilien für seine

Interessen benutzte. Dasjenige ferner, was an der französischen Revolution moralisch war, hätte schon dreißig Jahre vor ihrem Beginne ausbrechen können. Die Menschen und die Ideen waren reif; aber die Gegenwirkungen waren noch nicht ganz abgenutzt; die Interessen hatten sich noch nicht erschöpft. Der neue Sauerteig der Menschenrechte wurde erst verzehrt, nachdem man den Hungernden veritables Weizenbrod mit ihm gebacken hatte.

In allen Revolutionen gehen die Menschen auf dem Kothurn. Sie erheben sich über ihre eigene Gestalt, sie haben ein Maß, das über die Länge ihres Körpers hinausreicht. Denn gleichviel, ob das Interesse die Kohlen hergab, welche die Idee schüren konnte, oder ob der Gedanke in die Masse wie der Blitz schlug, haben sich einmal die Ereignisse eingefädelt, so schwellen die Adern, die Brust hebt sich, die Stimme hat ein schallendes Echo und redet Dinge, die ihr sonst fremd waren, wie im magnetischen Zustande. Es wäre eine Aufgabe, würdig der Psychologie, den Menschen zu zergliedern im Zustande historischer Ekstase. Die Revolutionen scheinen Maßstäbe zu verlangen, die der gewöhnlichen Imputation widersprechen. Die Poesie, selbst der Wahnsinn macht seine Rechte geltend; welcher Arzt hat das Hirn eines Revolutionärs untersucht?

Die ganze französische Revolution gehört in die ekstatischen Zustände der Geschichte, aber als einen Charakter, der der Typus dieses transcendenten Enthusiasmus ist, möcht' ich z. B. Masaniello nennen. Dieser Mann, welcher seiner tragischen Lebenswendung wegen von der Poesie so oft behandelt worden ist, liegt in seiner poetischen Originalität noch immer brach. Es hat ihn keiner in seinem Pathos begriffen,

für Deutsche ein um so gerechterer Vorwurf, da Lessing über die Raserei des Masaniello schon so tiefsinnig gesprochen hat. Lessing hält die von allen Dichtern gebrauchte Intrigue einer Vergiftung für sehr unpoetisch und entdeckt in dem Seelenzustande jenes Unglücklichen selbst die Ursache seines Wahnsinnes. Lessing wollte, daß man an Masaniello den alten rasenden Herkules modernisirte und die Zerrüttung seines Verstandes als die Potenzirung eines ekstatischen Zustandes nähme. Dies ist gewiß sehr poetisch und von der historischen Wahrheit vielleicht gar nicht verschieden. Die Spanier mischten den Trank nicht; denn sie sahen einem Aufstande gegen die Aristokratie von Neapel mit Schadenfreude zu. Soll ich die Lessing'sche Idee noch deutlicher aussprechen, so rächte sich die Revolution selbst an Masaniello. Die große Kraft der unteren Volksklasse liegt in den wenigen Ideen, die sie hat. Ein Landmann ist schwer zu täuschen; denn seiner Begriffe sind nicht viel und mit wenigen Posten ist leichte Rechnung. Was dem schlichten Verstande an Begriffsvermögen fehlt, das ersetzt er durch Mißtrauen. Bei einem Manne von Bildung geht Vorsatz, Entschluß und Ausführung weit langsamer, weil die Masse der Ideen die Combination erschwert und sich das Resultat zuletzt immer unter hundert bedenklichen Rücksichten ergibt. Masaniello litt an einer gewaltsamen Ausdehnung seines Begriffsumfanges. In den ehrlichen Kopf eines Fischers drängten sich die Abstractionen einer Stellung hinein, welcher er nicht gewachsen war. Der Cirkel, der seine Begriffe umschloß, dehnte sich aus und mußte die natürliche Harmonie seines Hirnes zersprengen. Dies ist vielleicht der wahre Grund aller revolutionären Ekstase. Die Menschen leiden physisch und moralisch an einer gewaltsamen

Ausdehnung ihrer Begriffe und stürzen in eine krankhafte Bewußtlosigkeit, wie Thiere an einem Eie erkranken, das ein Insekt in die Poren ihrer Haut ablegte.

Wenn irgend ein Phänomen die bisherige Philosophie der Geschichte auf ihren wahren Gegenstand aufmerksam hätte machen können, so ist dies der Verlauf aller politischen Revolutionen. Denn ich weiß nicht, unter welchen Zweig der Wissenschaft das beinahe mathematisch erwiesene Gesetz, welches sich in ihm ausspricht, zu bringen wäre. Von den ersten Fluctuationen der athenischen Republik bis zum achtzehnten Brümaire sind alle Thatsachen aller Revolutionen analog gewesen. Sie nahmen, abgesehen von einzelnen Originalitäten und manchen durch tellurischen Einfluß möcht' ich sagen herbeigeführten magnetischen Abweichungen, zu allen Zeiten denselben Charakter an, welchen vollkommen zu beweisen, Cäsar freilich zu früh, in irgend einem Punkte aber zu widerlegen, Napoleon zu spät gestorben ist.

Die Form des Gesetzes der Revolutionen ist nicht durchaus Auf- und Niedergang, sondern nach den ersten Stadien der Erhebung eine Ausdehnung in breite Dimensionen, eine Verflachung des erst keilförmig anstürmenden Geistes der Unruhe und zuletzt ein Schlußact der Usurpation. Denn gleichviel, ob die revolutionirten Völker ihrer errungenen Freiheit müde sind oder nicht, freiwillig entäußern sie sich ihrer nicht; sondern der, welcher sie confiscirt, welcher sie confisciren kann, ohne daß Widerrede statt findet, muß wenigstens den Schein der Gewaltthätigkeit annehmen. Zu allen Zeiten wird selbst ein träges, erniedrigtes und schmeichlerisches Volk seine Freiheit nicht anders verlieren wollen, als mit dem Scheine, daß man sie ihm genommen habe.

Eine Thatsache, die sich in vielen Erscheinungen der römischen Geschichte wiederholte.

Das erste Stadium ist immer ein gesetzliches: die Berufung der Notabeln, die Petition der Rechte, in Athen der Ruhm der Perserkriege und die Hegemonie, in Rom die Errichtung des Tribunats. Das Tribunat der Römer war die Preßfreiheit der Neueren. Es ist auffallend, wenn man die Veränderungen und Schicksale des Tribunats liest, die Definitionen und Wendungen, mit denen es von den Rednern bezeichnet wird, man kann fast immer das Wort Preßfreiheit substituiren und wird die schlagendste Uebereinstimmung finden. Sulla hatte das Tribunat abgeschafft: wir wollen es wieder versuchen, sagten die Patrizier der späteren Zeit: auf einige Zeit, momentan, wir wollen sehen, welchen Gebrauch das Volk davon machen wird. Man schaffte es ab, man ließ es. Es war bald eine fürchterliche Waffe gegen die Aristokratie, bald hatte die Aristokratie die Hand im Spiele und das Tribunat war still und maskirt; oder man hatte es wohl gänzlich frei und benutzte es nicht: kurz, man spricht von der modernen Preßfreiheit oder vom antiken Tribunat: es ist dieselbe Sache.

Das zweite Stadium ist die Demagogie, das dritte die Gironde, das vierte der Berg. Pericles war aus edelstem Geschlechte, aber ein Volksführer, wenn auch philosophischer und selbstbeherrschter, als Catilina oder Mirabeau. Pericles wollte nichts als die Herrschaft des Volkes, er entfesselte erst das Volk, er konnte es nicht so beherrschen, wie Demetrius, wie Sulla oder Pompejus. Pericles richtete die vollkommene Democratie her, stürzte die Gironde des Areopags und hinterließ einen Staat, wo Kleon sein Glück machen konnte. Die

römische Gironde war theils die gemäßigte Aristokratie des Senats, theils die der Wissenschaft, der Bildung und Tugend. Cicero, Cato, Hortensius, Atticus, diese Namen bezeichnen eine Fraction im römischen Staatsleben, welche mitten in anarchischen Stürmen und Wogen das Princip glaubte retten zu können und zwischen der Aristokratie und Demokratie eine „richtige Mitte" suchte. In der englischen Revolution wurde die Mäßigung des Parlamentes zwischen dem Unglück Karls und der Entschlossenheit der Independenten erdrückt. Ja selbst in der Geschichte der Hussiten trennen sich zwei Parteien, die Calixtiner als die Gemäßigten, und die Taboriten, als die Unversöhnlichen, welche selbst in ihrer Blindheit noch fochten, wie Ziska. Die französische Geschichte spricht für sich selbst.

Das sechste Stadium ist die Militärherrschaft, das letzte endlich die Monarchie. Athen hatte sich erschöpft. Es wurde zuerst eine Beute der beiden Demetrier, dann Macedoniens, zuletzt der Römer. Rom selbst fiel in die Tyranneien der Bürgerkriege. Der Alleinherrschaft des Sulla fehlte nur der Name. Pompejus war zu ehrgeizig, die Freiheit zu dulden und doch zu feig, sie zu vernichten. Als Feldherr (dem Herzoge von Wellington ähnlich) ein Mann, den das Glück immer an Orte führte, wo es nur Dinge zu beenden gab und wo der ganze Ruhm immer auf die kleinste Mühe fiel, weil sie die letzte war; als Staatsmann nur aus dem Hintergrunde und durch seine Creaturen operirend, konnte er den Nacken der Freiheit nur auf Augenblicke beugen. Cäsar war ein Mann des Entschlusses, aber auch politischer Berechnung. Cäsar siegte durch die Schlechtigkeit, Cromwell durch den Fanatismus, Napoleon durch die Ermüdung der Masse. Cäsar,

der edelste Römer, Sproß des Julischen Hauses, Enkel des Aeneas, verband sich mit dem Volke gegen die Aristokratie: Napoleon der Sohn eines Advokaten, mit der Aristokratie gegen das Volk: Cromwell suchte keine Allianzen, er vertraute auf das Gebetbuch, welches er im Eisenkorbe seines Degens trug. Cäsar überstrahlt Alle; denn er machte, daß ihm eine neue Dynastie folgte, Cromwell und Napoleon aber brachten es dahin, daß die alten Dynastien — wieder zurückkamen!

Die Einsicht in diesen nothwendigen Weg aller politischen Revolutionen hat zuweit um sich gegriffen, als daß sich nicht, eben durch den Sieg des Bellerophon, die griechische Chimära der Revolution in eine französische — Chimäre sollte verwandelt haben. Den Zeitgenossen wie den Nachkommen schweben jene unwiderleglichen Gesetze als Warnungen vor, schwerlich, um in der Revolution durch Vermeidung derselben zu siegen, sondern dadurch zu siegen, daß man die Revolution selbst umgeht. Wir sagten zwar, daß moralische Umwälzungen niemals ohne politische Rückwirkungen sind. Dies beweist die Möglichkeit, die politischen Probleme unsrer Zeit auf moralische zurückzuführen und sie dadurch friedlich zu lösen, da wir unter jenen Rückwirkungen nicht gewaltsame zu verstehen brauchen. Die eigentliche Schärfe der modernen Idee kommt daher, daß sie die Waffen der Gewalt selber tragen will und mit dem Worte entscheiden möchte, was sonst nur durch das Schwert entschieden wurde. Ich gebe hier nur Hoffnungen und Wünsche, von denen aber nicht der kleinste der ist, daß wir „Gerechtigkeit lernen — moniti!“



X.

Gott in der Geschichte.

Bayle, der beinahe selbst Atheist war, stellte den Satz auf: „Ich will lieber Atheist, als Götzendiener sein." Montesquieu widerlegte den Satz vom politischen Standpunkte aus und gibt mit der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit seines Geistes, mit der ihn durchaus charakterisirenden Mischung von Ironie und Ernsthaftigkeit seiner Entgegnung die Wendung, daß, wenn es unnütz wäre, die Unterthanen durch Religion zu zügeln, sie doch wenigstens für die Fürsten existiren müßte, welche sich durch menschliche Gesetze selten einschränken ließen. Er sagt, daß wenn die Alten einem Laster Altäre errichteten, dies nicht bedeuten sollte, daß sie das Laster liebten, sondern daß sie es fürchteten. Oder welch ein Sinn kann darin liegen, wenn die kriegerischen Lazedämonier der Furcht einen Tempel bauten? Ich möchte zu dem, was Montesquieu hierüber sagt, hinzufügen, daß die Alten den Himmel für eine Tyrannei hielten, für einen unersättlichen Egoismus, der nicht geliebt, sondern auf jede Weise befriedigt sein wollte. Wenn bei den Alten erst der Gedanke entstehen konnte, daß der Schrecken, Phobos, eine Gottheit sei, so lag der zweite Gedanke nahe

genug, daß diese Gottheit zu verehren zwar nicht heilig, aber klug wäre. Der Tempel der Lazedämonier war demnach eine Satisfaction, von welcher sie hofften, daß durch sie die Rache eines personifizirten abscheulichen Begriffes könnte abgehalten werden.

Nicht so glücklich ist Montesquieu's Entgegnung auf ein zweites religiöses Paradoxon Bayle's, welches die Staatsfähigkeit des Christenthums betrifft. Bayle sagt: daß wahrhafte Christen niemals einen dauerhaften Staat gründen könnten. Bestimmt man diesen Satz etwas anders, als ihn Montesquieu genommen hat, so glaub' ich läßt er sich vertheidigen, obwohl mehr zur Ehre, wie zum Nachtheile des Christenthums. Der ursprüngliche Geist des Christenthums kennt keine Gesetze, sondern nur Rathschläge; aber es ist unmöglich, sich ein Gemeinwesen ohne prohibitive Institutionen zu denken. Der ganze Charakter des Christenthums geht darauf aus, bestimmte vorhandene Zustände als die Grundlage seines Gebäudes anzusehen, wie ja auch der Gedanke einer politischen Unabhängigkeit von ihrer Zeit niemals in die Köpfe der Apostel gekommen ist, vielmehr jene Klugheitsregel: fürchtet die Obrigkeit! allmälig zu einem christlichen Theorem erhoben wurde. Endlich wird mit dieser Staatsunfähigkeit des Christenthums, die sich beim Judenthume und Islam nicht findet, so wenig ein Mangel ausgesprochen, daß im Gegentheil dieser Satz in der Geschichte festzustehen scheint: Je reiner die Offenbarung, desto unbeholfener ihr geschichtliches Auftreten. Denn was kann z. B. höher liegen, als der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele! Wir nehmen dieses Theorem als einen Prüfstein aller Religionen an und finden doch, daß nichtsdestoweniger kein Satz für die mensch-

liche Gesellschaft so gefährlich war, als die Unsterblichkeit der Seele. Denn diejenigen, welche immer daran denken, daß sie Bürger jener Welt sind, pflegen für diese nichts Gutes zu thun. Der Buddhismus, Lamaismus ist für kein geordnetes Gemeinwesen nütze, die indischen Weiber, welche sich mit ihren Männern verbrennen müssen, sind für einen so erhabenen Grundsatz, wie das ewige Leben, ein sehr trauriges Opfer. Von den Christen nicht zu reden, die sich durch den Chiliasmus bis zur donatistischen Verrücktheit steigerten. Hier sind göttliche Wahrheiten, welche dem Zweck der Menschheit zu widersprechen scheinen und die Behauptung beweisen, daß Gott zum Ideale der Geschichte in einem andern Verhältnisse stehen muß, als die Teleologie es angibt.

Bisher hat man die Momente des religiösen Bewußtseins in die drei Stufen: Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus eingetheilt, doch damit nur die äußerliche Formalität, den Cultus, nicht den innern religiösen Trieb bezeichnet. Das Unterste ist die Furcht vor der Natur und die Zauberei. Die Fetische sind nur Talismane gegen das Grausenhafte der Natur. Die priesterliche Form für diese unterste Stufe ist der Schamanismus. Amerika beweist, daß es eine fortlaufende, durch ein Gesetz innerer Nothwendigkeit zusammenhängende Entwickelung dieser untersten Stufe geben kann. Das religiöse Bewußtsein beginnt mit jenem Zittern vor dem Unerklärlichen in der Natur, steigt allmälig empor bis zur Furcht vor dem, was sich in der Natur verwechseln kann ohne unsere Einsicht, vor dem Gedanken, daß dieser einsam stehende Baum etwas anders sein mag, als er scheint, daß eine Katze mit so wunderlichen Augen blickt, als wäre sie etwas anderes, als sie scheint, und so fort. Diese Angst des

natürlichen Menschen steigert sich immer höher durch die Zauberei. Jetzt kann ein altes Weib, ein Drache, der Schaman ein Tiger werden. Wo Rettung? Wo Hülfe vor dieser unerklärlichen, fürchterlichen und in allen ihren Schrekken immer stummen, lautlosen Natur? Man hat Talismane. Man geht schon sicherer durch den Wald, wenn man einen geweihten Ring an dem Finger hat; man reitet fröhlich durch die Welt, wenn das Kameel unter dem Sattel einen kleinen schmutzigen, gräßlich gefratzten Götzen trägt. Die Religion erweitert sich, die Begriffe werden edler, man sieht gen Himmel und betet zu den Sternen, zur Sonne. Jener Gottesdienst, welchen die Spanier in Peru vorfanden, war die letzte und höchste Ausbildung des sich auf der Stufe der Natur haltenden religiösen Bewußtseins. Die Eroberer waren überrascht, eine Religion zu finden, welche sogar das Abendmahl und die Beichte schon kennen sollte. Die Peruaner backten nämlich aus Mais eine Figur, welche sie zuerst anbeteten und dann von ihren Priestern zerschneiden ließen. Jeder bekam einen Theil davon, nicht um seinen Hunger, sondern um seine Andacht zu stillen. Für die Beichte und den Erlaß der Sünden trafen die Spanier ein ähnliches Analogon, das die Einführung des Christenthums erschwerte, weil die Heiden sich weigerten, eine Religion zu adoptiren, welche sie schon zu besitzen glaubten.

Die zweite Stufe des religiösen Bewußtseins nahm Asien ein. Die Natur ist überwunden, das heißt, sie wird verstanden. Man kennt den Unterschied der Elemente, man betet die Sonne, die Gestirne, das Feuer an, weil man die Wirkungen derselben versteht. Die Zauberei kommt hier nirgends auf, weil die Kräfte der Natur nicht mehr miteinan-

der verwechselt werden. Es wird Denen, welche die Offenbarungsphysiognomie der asiatischen Religionen bewundern, auffallend vorkommen, wenn ich behaupte, daß der dirigirende Geist derselben überall der Verstand ist. Aber es ist so. Was charakterisirt diese Religionen schlagender, als ihre entwickelnde, logische Systematik, ihre Unterscheidungen zweier Principe, ihre dialectischen Mittlerschaften und zuletzt jene Spruchweisheit, die bei Confucius und Zoroaster ganz nüchterne und praktische Lebensmaximen wurden? Der Charakter aller asiatischen Religionen ist die verständige Eintheilung der elementarischen Kräfte, die Sonderung zwischen Licht und Schatten, zwischen Leib und Seele, und die große Rolle, welche das Wort in ihnen spielt, ist nichts anderes, als der Triumph einer sich und ihnen bewußten und über die Natur waltenden Vernunft. Das Phantastische derselben kommt auf Rechnung der Poesie und Geschichte. Man spricht von Offenbarungen. Welches sind die asiatischen Offenbarungen? Nehmen sie von irgend einer ihrer Emanationen an, daß sie über die Zeit hinaus gelegen hätte? Nein, sie haben alle das Gewand historischer Traditionen. Sie haben ihre ungeheure Chronologie, sie deuten auf Zeitalter und bestimmte Epochen und wollen kaum etwas Aderes, als den Mangel der Geschichte ersetzen. Juden- und Christenthum setzen das Zeitliche immer in Gott, die asiatische Offenbarung setzt das Göttliche immer in die Zeit. Wahrlich, unsere historischen Theolophen sollten eine edlere Meinung von der Offenbarung haben und dasjenige, was Geschichte ist, nicht für Religion ausgeben wollen!

Wer nun endlich über den Monotheismus im Allgemeinen oder die Wahrheit der christlichen Kirche insbesondere

Aufklärung wünscht nnd sich damit begnügt, daß aus dem alten Testamente die Richtigkeit des neuen, aus der Auferstehung Christi sein Tod und aus seinem Tode seine Gottheit bewiesen wird, der lese den bekannten Traktat des Hugo Grotius. Oder wer eine directere Polemik gegen den Atheismus will, wer in seine christliche Liebe noch etwas Zorn zu mischen pflegt oder einen Geist schätzen kann, der mit blutwenig Philosophie auf entsetzlich hoch gesatteltem Pferde sitzt, die Häresie mit Atheismus und Atheismus mit Immoralität verwechselt und ein wissenschaftliches Problem mit lauter unbewiesenen Heischesätzen lösen will, dem rathe ich zu den berühmten Pensées Blaise Pascal's. Wer endlich den Muth hat, das Christenthum deßhalb zu verehren, weil seine späteren historischen Irrthümer den thatsächlichen Umfang desselben so großartig ausgedehnt haben zu einer Freiheit, wo die Anregung zur Religion Religion selbst ist, wo jeder so oder so bestimmte fromme Moment deßhalb ein christlicher ist, weil das Christenthum zwar will, daß er unendlich soll ausgedehnt werden, ihn aber doch nicht einschränkt auf ein nothwendiges Gesetz; wer sich über die prekären Bestimmtheiten einer positiven Religion darin tröstet, daß die Vielheit eben darum das Vollkommenste ist, weil sie die Einzelheit sich am originellsten entwickeln läßt und gleichsam dem religiösen Momente en détail eine dogmatische Auswahl en gros anbietet; wer sicher ist, daß das Christenthum keine Grenze hat, die dich zu Einem verpflichtet, sondern nur eine Form ist, die dir Alles möglich macht: dem wird in Friedrich Schleiermacher's Reden das Herz vor Wehmuth und Freude aufthauen, der wird in Christus einen geheimnißvollen Erlöser finden und aus einem Irrthume der Geschichte eine unwiderlegliche Wahrheit des Herzens ziehen.

Denn Schleiermacher's Ansicht ist Irrthum, so lange er nicht Jedem seiner Anhänger die Unerschrockenheit vor dem Grundtext und der Kirchengeschichte einflößen kann, die ihn selbst beseelte. Schleiermacher's Glaube war ein lebendiges Kunstwerk, das mit seinem Tode zusammenfiel. Er bekehrte, nicht dadurch, daß er überzeugte, sondern, ein wirklicher Priester, dadurch, daß man ihn anschaute.

Im Verhältnisse zur Geschichte theilen sich zunächst die Religionen in zwei Ordnungen ein. Entweder absorbiren sie alle historische Energie der Völker und machen sich den Staat, die Sitten, jede Lebensäußerung unterthan, oder sie verhalten sich zur Geschichte nur supplementarisch. Von der ersten Art sind das Judenthum, die hinterasiatischen Religionsformen, besonders der Lamaismus und der Islam. Hier ist das ganze Volksleben von den Bestimmungen der Religion ergriffen, jede Individualität wird von ihnen in Anspruch genommen und kann nicht ausweichen, ohne überall religiösen Gesetzen zu begegnen. Supplemente dagegen sind die Naturreligion, das klassische Heidenthum und besonders das Christenthum. Hier ist den menschlichen Geistesfähigkeiten, dem Thun und Lassen in öffentlichen Kreisen die größte Freiheit bewilligt. Der Fetischanbeter findet sich mit seinem Götzen nur für gewisse Stunden und gewisse Dinge ab. Der Grieche bezog Manches auf die Götter, aber doch immer mehr die Erfolge, als die Beweggründe. Der Christ endlich ist für die Erde nur ein mechanisches Werkzeug, das seine Bestimmung erfüllt, sein Auge sieht den Himmel offen, sein ganzes Leben läuft dem irdischen Gewühl nur parallel.

Die Consequenz der ersten Gattung wird fast immer der Despotismus, die der zweiten sollte nur die Freiheit sein.

Studiren wir das Christenthum an seiner Quelle und können so viel Historisches von ihm abstreifen, daß wir auf die reine Lehre Jesu, also statt auf eine Kirche auf die theosophische Secte stoßen, so ist dieser Glaube deßhalb der vollkommenste, weil er die historische Freiheit am wenigsten beschränkt. Ja selbst noch in seiner Entartung übertrifft das Christenthum, was das Impulsgeben an die Geschichte und die Entwickelung der eigenen Individualität betrifft, jede andere Religion und keine mehr, als die natürliche. Die natürliche Religion ist immer nur Produkt und zwar für einen freien Mann das erhabenste Produkt, das ich kenne, aber sie ist kein Anstoß, weil sie der Masse keine äußere Handhabe bietet. Wenn es sich um Erziehung, Reife und Heranbildung handelt, so wird sie von jeder positiven Religion, sie mag auf noch so fabelhaften Voraussetzungen beruhen, übertroffen.

Meine Ansicht vom Christenthum ist so beschaffen, daß ich ihr gern den größten Triumph gewähren möchte; aber ich verlange, daß man dann einigen Ansprüchen und Vorrechten entsage, welche das Christenthum als Kirche hat. Jesus Christus ist ein Mittler; aber ein Mittler unsres dialectischen Gefühls, der Mittler für die erste Stufe, wo das religiöse Bewußtsein, ich will es die Erlösung nennen, in uns erwacht, wo uns der Zwiespalt unsrer beiden Naturen und der Widerspruch des Endlichen und Unendlichen vor den beschämten Augen liegt. Ich glaube aber, daß dasjenige, was uns nach dieser ersten Stufe das Christenthum bietet, nimmermehr etwas ist, was in des Erlösers ursprünglicher Absicht lag, sondern daß die Gemeinschaft, die er seinen Gläubigen anrieth und was darauf die Kirche wurde, nur der Ausdruck

dieses ersten Momentes, die sichtbare Darstellung und Verkörperung unseres erweckten religiösen Bewußtseins sein sollte. Ich glaube, daß von dieser Stufe an die größte Freiheit beginnen müßte, welche mir um so evangelischer und urchristlicher scheint, da der Heiland nicht darauf ausging, eine äußerliche neue Verehrung Gottes zu stiften, sondern für diejenigen, welche ihn zunächst umgaben, im Gegentheile eine Trennung vom Judenthume um Alles in der Welt nicht begünstigte. Wenn Religion schon in ihrem etymologischen Ursprunge eine Ankettung an den Himmel, eine Verpflichtung, ein leitender Ariadnefaden ist, so scheint mir das evangelische Christenthum deshalb die vollkommenste zu sein, weil ihr ganzer Charakter die bloße Mittler- und Unterhändlerschaft ist, weil alle ihre Momente dialectisch-polemischer Art sind. Christenthum ist die vollendetste Anregung für Alle zur Tugend und für einige zur Philosophie. Das Christenthum ist kein System, sondern nur eine Methode: aber eine Methode von der Art, die jenes immer ahnen läßt und unsern innern Menschen in einer fortwährenden, geistigen und gefühlvollen Anregung erhält.

Die freie Entwickelung unsrer höheren Individualität kann durch nichts so sehr gehoben werden, als durch jenen polemischen Charakter des Christenthums gegen die Welt und gegen die menschliche Natur. Diese Religion rüttelt die natürliche Vegetation des Individuums aus ihrem bewußtlosen Schlafe auf, sie erzeugt durch Prüfung, Selbstbeschauung, durch ein dialectisches Verfahren, welches selbst den schlichtesten Verstand in moralischen Aufruhr bringen muß, Momente, welche nicht nur das Herz erwärmen, sondern auch den Kopf erleuchten; so daß, wenn nicht leider die später für das Christenthum er-

fundenen Formen an eine solche Wiedergeburt heranträten, wenn nicht die mystische Erregung sich sogleich dem Pietismus hingäbe und statt zu handeln zu resigniren begänne, die Menschheit bei jeder religiösen Erweckung sich der Aussicht auf eine freiest gebildete Persönlichkeit würde zu erfreuen haben. Das Christenthum selbst will nicht mehr, als die Kohlen anbieten, um die innere Gluth deiner erwachten Individualität fortwährend zu schüren: wie denn Schleiermacher so herrlich gesagt hat: „Im Christenthume ist die Religion selbst immer wieder der Stoff der Religion." Man muß hinzufügen: In jenem Christenthume, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jesus, der höchstens eine Secte und keine neue Kirche im Auge hatte, in jenem Mittler, der deshalb den Kreuzestod litt, daß Jeder sich selber Prophet würde, kurz in jenem Christenthume, wo der Herr nicht das Object, sondern das Subject der Religion ist. Auch hat zu allen Zeiten, wo das Christenthum nur noch Kirche war, wo sich die lebendigen Kräfte desselben in architektonische Gebäude crystallisirt hatten, die Geschichte einen schwerfälligen, mit dem schlorrenden Gange der Mönche und Prälaten analogen Weg genommen. Die Köpfe der Masse sind immer von Schwamm und bleiben es, wenn kein lebendiger Funke in sie hineinfällt, der sie entzündet.

Und nun drängst Du mich, daß ich Dir sage, in welchem Verhältniß die göttliche Idee zur historischen stehe, ob die Gottheit über der That und dem Ereigniß schwebe und welch einen Moment in dem großen metaphysischen Wunder die vollendete und zukünftige Historie unsres Erdballes ausfülle. Was soll ich antworten? Du glaubst mich bleich und erstarrt zu finden, da ich die Ordnung der Geschichte längnete und

doch den Ordner selbst nicht läugnen kann. Zufall, Dreistigkeit, Uebermuth, Verbrechen, Thorheit, jede Leidenschaft des Kopfes und des Herzens ließ ich mit den Menschen spielen, wie Tacitus in meinem poetischen Versuche Nero sagt:

Die Weltgeschichte ist nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum
Beschränkt auf eines Menschenalters Raum.
Was draußen sich begibt,
Das ist die Weltgeschichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Ich will antworten und diese Schrift mit meinem philosophischen Glaubensbekenntniß schließen.

Warum hat die Metaphysik von Thales bis auf Hegel niemals überzeugen, das heißt, aus der Philosophie eine Religion machen können? Die Herzen blieben nicht kalt, wie Cartesius seinen Beweis entdeckte und Kant von unsern Anschauungen mit seinem kritischen Skalpirmesser die zwiefache Haut: Raum und Zeit, ablöste. Aber diese Wärme war nicht die der Ueberzeugung, sondern die der Demonstration und einer gewonnenen Einsicht in dieselbe. Der Jubel des Heureka! war der einer eintreffenden Schlußfolge aus vorangeschickten Behauptungen. Niemand ließ sein Leben für seine Weisheit; denn diese Weisheit war — keine Religion.

Sie haben alle darin geirrt, daß sie mit dem Anfange begannen, da die Ueberzeugung nur in dem Ende liegt. Man construirte vom Eie der Welt an oder von einer Prämisse: Eins ist Alles, oder Ich ist gleich Ich; oder man beginnt

vom absoluten Sein, von Thatsachen der Metaphysik, die doch zunächst nur Thatsachen der logischen Vorstellung sind. Wie kann man glauben? Einer Construction, die doch nur vermessen, lächerlich ist? Einer Entwickelung, die, durch und durch antropomorphistisch, in unsere Vorstellung von Gott unwillkürlich etwas von einem Mechaniker und Artisten einmischt?

Ich bestreite nicht die Resultate der Philosophie, sondern nur ihre verfehlte Methode. Die Ueberzeugung liegt immer nur in dem, was vollendet ist. Werden wir nicht eine glücklichere Vorstellung von Gott fassen, wenn wir ausgehen von dem, was seine Erfüllung ist, wie schon die Gnostiker das Rechte ahnend sagten, von seinem Pleroma, von dem geschlossenen Kreise, und dann allmälig zurück in das, was ja für das Ewige indifferent ist, in unsere Vorstellungen, die sich das Erfüllte immer nur in der Form des Werdens und der Zeit denken können? Dies retrograde Verfahren würde da enden, wo unsere Philosophen anfangen, und unsere Ueberzeugung würde längst befestigt sein, wo diese noch mit unsern Zweifeln kämpfen, da der Begriff des Anfanges, der Entwickelung und des Fortschrittes für die Idee Gottes von einer matten Wirksamkeit ist.

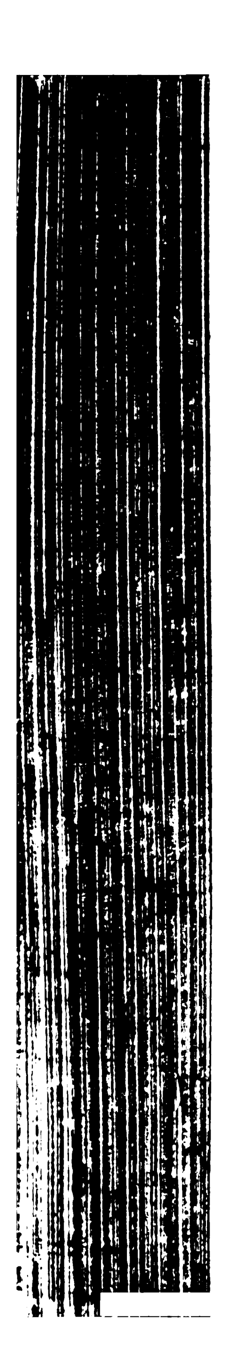
Ich glaube, daß alle physischen und moralischen Handlungen darauf hinausgehen, Gott zu produziren. Es ist untergeordnet für unsere Ueberzeugung von Gott, wie die Erde sich bildete, ob neptunisch oder vulkanisch, welch ein Verhältniß in beiden Fällen der Aether znr Gottheit hatte; aber mit der Tendenz dieses Weltkörpers beginnt unser Lauschen, mit der Kugelgestalt, die er annimmt, mit dem innern Triebe, einem Gesetze der Schönheit und der Harmo-

nie zu folgen, mit dem Auf- und Niedergange der Gestirne und den gleichmäßigen, mathematisch richtigen Kreisen, welche die Sonne zu machen scheint und die Erde macht. Nicht, daß wir hier ein despotisches Gesetz annähmen, welches über allen Dingen thronend dem Universum diese Bewegung gegeben hätte, nur der planetarische Umschwung ist Anbetung, Religion, Offenbarung ist Gottheit. Diese Hyperbeln und Parabeln sind die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben, sie suchen eine Ahnung, einen Typus abzudrücken, der allem, was sich reget und und beweget, vorgeschrieben ist. Rückkehr in Gott ist die Tendenz des Universums, die planetarische Bewegung ist die produzirte Gottheit selbst, die Harmonie der Sphären ist dieselbe Kraft, die sie schuf, und Pythagoras lehrte eine himmlische Weisheit, daß die Götter Musik wären.

Jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur sucht die Rückkehr in Gott. Es ist unwesentlich, zu fragen: wie entstand die Natur? Die Frage ist die: was möchte sie sein? Denn alle Natur hat ihre Arme sehnsüchtig ausgestreckt, wie im Winter die kahlen Zweige gen Himmel langen, zackig, bittend; denn nichts kann hier über sich selbst hinaus. Die geringste Pflanze legt sich einen sinnigen Schmuck an; wenn sie eine rasch welkende Blüthe hat, so ist schon die Form ihrer Blätter Symmetrie, eine Zahl, welche immer dieselbe ist, wie am Klee, oder eine Gestalt, welche für den Maler als Modell der schönsten Arabeske dient, wie an jenem Küchenkraute, mit dem die Alten ihre Sieger in den öffentlichen Spielen bekränzten. Selbst in den todten Metallen herrscht ein Streben nach vollendeter höherer

Form. Die Krystallisation hat ihr eigenes Schönheitsgesetz. Die Erdschichten, Porphyr und Schiefer haben eine Tendenz gleichartiger Bildung. Und in Allem, was animalisch lebt, fehlt der göttliche Moment nicht, wenn ihn das Thier auch nur anknüpfen kann an eine Stufe der Gottheit, an den Menschen.

Uns selbst aber ist das Leben und die Geschichte gegeben, nicht als etwas in sich Geregeltes, Abgeschlossenes oder einer besondern Vollendung Zureifendes, sondern als ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die göttliche Bestimmung des Menschengeschlechtes auszudrücken. Es hat zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten, und wenn die Zeiten wechseln, so ist es nur, weil die Kunst des Lebens immer Original und Meisterstück sein soll, niemals Copie. Die Geschichte und unser Antheil an ihr ist ein roher Block, den wir nach einem unsichtbaren, in uns liegenden Leitfaden bearbeiten. Wir hämmern und meißeln an dem, was Alles und was eigentlich Nichts ist, etwa, um etwas zu schaffen, um einen Werth für den Markt zu produziren? Wahrlich nicht! Diese Thaten schwinden schnell und ihr Gedächtniß erhält von ihnen nur das, was ihre Seele war und die Nacheiferung entzünden kann. Ein göttliches Ideal wohnt in unserer Brust, ein harmonisches Gesetz der Tugend und der Schönheit, bei dem Einen als Gewissen, beim Andern als mystische Intuition. Dies Ideal ist Gott selbst, ist der Urtypus all unserer sublimen Begriffe und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schoße der Weltschöpfung ruhen. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns



wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem gewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt. Darum schlagen, drechseln und formen wir an diesem Kloß des Daseins und arbeiten emsig mit triefender Stirne, heiterer aber und seliger, je gerundeter und vollkommener unsere Leistungen werden. Wir erzeugen Gott, nicht indem wir ihn nachbilden; denn dieser Stoff des Lebens ist im Grunde das windige Nichts, ein unnütz Ding, wie der Thon, womit der Künstler sein Modell macht, bevor er an den Marmor geht; sondern jene Regsamkeit der Hände ist der Hebel, welcher aus dem Unklaren eines Bewußtseins, das nach Außen hin sich bewerkthätigen muß, allmälig das Bild der Gottheit hervorhebt. Daß wir leben, ist nur, daß wir Gottes Antlitz schauen. Diese ungewissen Züge des Himmels, die unserm geistigen Auge vorschweben, diese Dämmerungen göttlicher Natur, die in unserer Brust auftauchen, setzen sich zu einem sprechenden Bilde zusammen und werden hell und sonnenlicht, je mehr wir an der äußern Form des Daseins kneten und meißeln, so daß die vollendete Statue eines Charakters und eines selig beschlossenen Lebens nichts ist, als die Genugthuung einer inneren Ahnung und das in unserer Brust ausgeprägte Ideal der Gottheit.

An jedem Tage wird das Räthsel der Geschichte gelöst. An jedem Tage ist das Ende der Welt. Und müßtest du glauben, für deine Phantasie, für deine Lust an einer Gewöhnung, daß die Geschichte mit einer großartigen Production endete, mit einem Bau, zu welchem Cäsar, Attila, Napoleon, du selbst und dein Nächster einen Stein gelegt hat, so würde

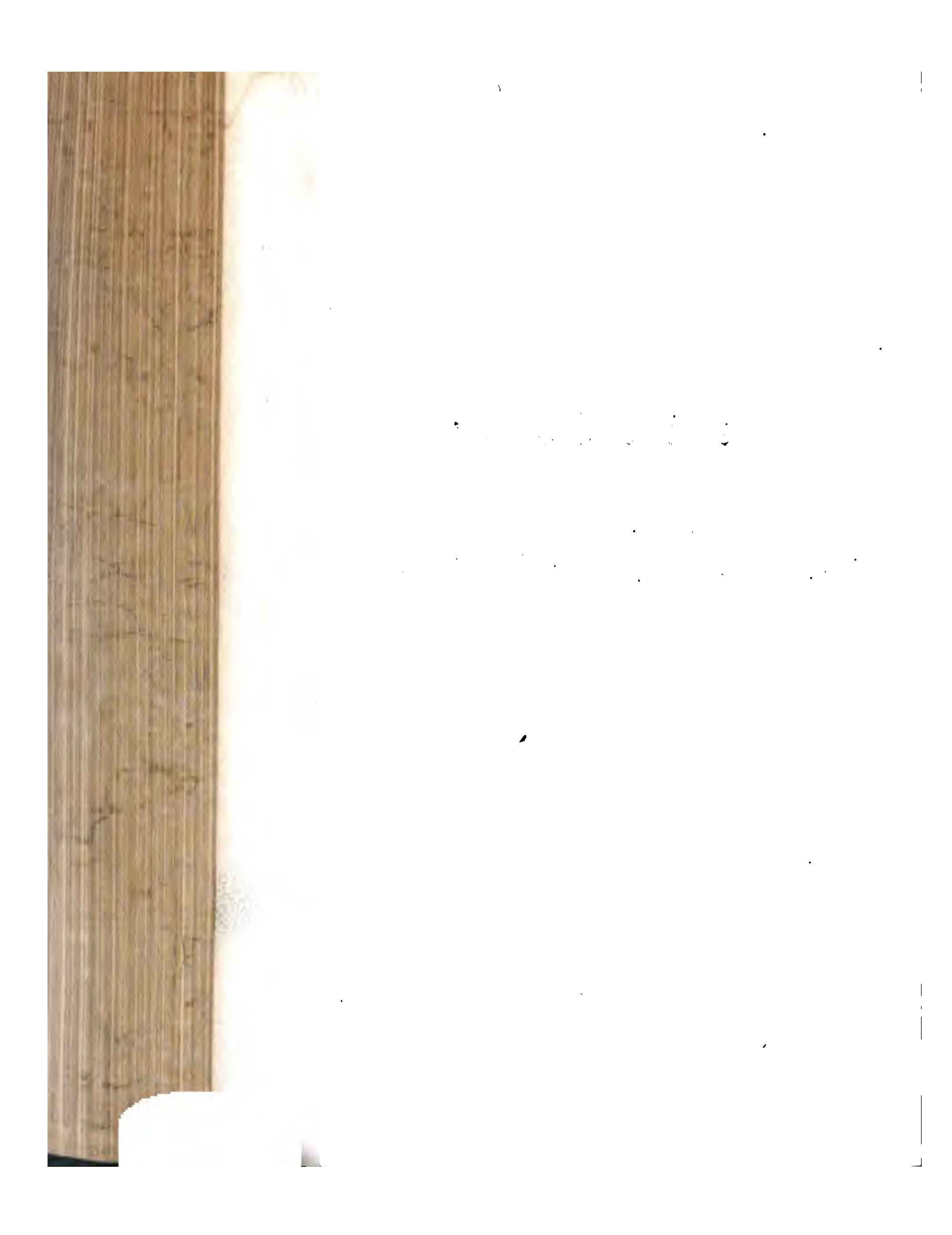
es ein hehres und erhabenes Götterbild sein, geformt aus dem historischen Stoffe; und das Wunder des Pygmalion würde sich auf's Neue bewähren, daß das Bild Leben blickte und Leben spräche und es würde geflügelt hinüberrauschen in die Sphäre des Himmels und sich auflösen in die zahllosen Energieen, welche die Natur und das Universum schufen, in jenen göttlichen Urtypus der Dinge, der alles Werdens Anfang war, und würde in dem höchsten Produkte der Schöpfung, der idealen Menschheit, wohnen und die Menschheit in ihm.

Aber jedes Wunder ist erhaben über Zeit und Raum und im Schoße der Ewigkeit liegt der eine Moment in dem andern. Jeder Tag spricht das große Geheimniß Gottes in allen seinen Stufen aus. Jeder Tag kann Dir gewähren, was Du nur als Ende der Dinge in Deine sinnliche Vorstellung nimmst. Wenn dein Auge bricht, so bleibt nichts von dir zurück, als Asche. Was aus der Asche steigt, ist ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in Dir wohnte, Gott. Und Deine Seligkeit wird sein, Dich als einen Moment in Gott zu wissen und Deine Auferstehung die, Dich zu fühlen in all den Beziehungen, die Du schon einst zu Deiner geahnten Seligkeit hattest. Und dies Erwachen zu einer Erinnerung dessen, was du warst, kann eine Auferstehung des Fleisches sein, in dem Sinne, daß wir in einer höheren Sphäre einen frischen Kreislauf wagen müssen und zu neuen, hienieden aber unverstandenen Dingen dereinst versammelt werden.

Ueber Goethe

im

Wendepunkte zweier Jahrhunderte.



Vorwort zur ersten Ausgabe.

Diese Schrift hat einen polemischen und einen paränetischen Zweck. Sie sollte eines Theils unsern großen Dichter gegen jene Ausstellungen vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus den verschiedenartigsten Interessen gegen ihn gemacht wurden; andern Theils die selbst unter den produktiven literarischen Befähigungen der Gegenwart schwankenden ästhetischen Begriffe regeln und eine gemeinsame Verständigung befördern.

Das Erstere gelingt jetzt schon leichter. Wenn große Männer vom Schauplatze treten, so schwinden die Leidenschaften, die sie aufregten, mit dem allmälig verdämmernden Schatten ihrer Persönlichkeit, mit dem äußersten Saum ihres Kleides, den wir kaum mehr sehen, sondern nur noch rauschen hören, in weiter todesnächtlicher Ferne. Je mehr sich die

Erinnerung der Goethe'schen Individualität und seines vielbeneideten und vielangefeindeten gesellschaftlichen Daseins schwächt, desto größer wird die Theilnahme an der Objektivität seines Ruhmes werden. Die Ideenkreise, welche Goethe's Schriften wecken, werden mit ihrem Mittelpunkte nicht mehr nach Weimar fallen, sondern sich immer mehr jener unsichtbaren Welt-Metropolis nähern, nach welcher sich die Dichter aller Zeiten in der Ausführung ihrer Ideale sehnten. Die Jugend zumal nimmt die persönlichen und individuellen Ueberlieferungen großer Männer immer nur als Reliquien einer Andacht hin, welche nicht mehr der Leidenschaft, der Liebe und dem Hasse, sondern nur noch dem Wissenstriebe und dem Gedächtnisse Nahrung gibt. Diese Schrift ist ein Versuch, mich den Räthseln Goethe's auf meine Weise anzunähern. Ich glaube, daß recht viele junge Männer mit mir im gleichen Falle sein werden und rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt auf sie vorzüglich wirken wird.

Da man heutiges Tages immer erst von der Zeit auf die Literatur zu kommen pflegt und man Mühe hat, sich allmälig aus einem gewissen allgemeinen Enthusiasmus und einer durchaus vagen und gegenstandlosen Leidenschaftlichkeit herauszuarbeiten, so betrachtete ich Goethe durchgehends unter dem Gesichtspunkte seiner Zeit, suchte alle seine Vor-

züge verhältnißmäßig zu bestimmen und dachte immer an die Begriffe, welche der heutigen Jugend im Ohre summen. Für die keimende Literatur insbesondere hielt ich gern die technische Rücksicht fest und suchte Alles herauszustellen, was für die Regelung des Geschmackes, die Sichtung des Urtheils, die Fertigkeit der eigenen Produktion einige Erleichterungswinke abwerfen konnte. Die Literatur soll die Zustände einfangen, soll sie verkörpern und anschaulich machen. Sie soll aus den Widersprüchen des Lebens wenigstens immer die Harmonie der Kunst herzustellen suchen, damit die Begriffe der letzteren nicht in die Strömung so gewaltig fortgerissen werden, daß alle geregelte Form allmälig zu verschwinden droht. Für den Fortschritt des Gedankens nicht weniger ist die künstlerische Stufe die erste, welche von Wichtigkeit ist; denn hier faßt sich der Gedanke in seinen zerrissenen Theilen zum erstenmal straff zusammen und gibt, da in der Kunst nichts ohne Totalität und schöpferischen Mittelpunkt sein darf, von dem Ideale, das in sich selbst noch nicht erreicht schien, doch schon die Vorstellung, daß es wird erreicht werden. Kann man deutlicher sprechen, um von jenen jungen Männern, die man mit dem Namen einer neuen Schule hat bezeichnen wollen, den Verdacht einer anarchischen Tendenz abzuwenden?

Nach Vollendung dieser Schrift las ich die Monographie des Herrn Gervinus: Ueber den Goetheschen Brief=

wechsel. Die hier niedergelegte Beurtheilung Goethe's gibt sich wohl deutlich genug durch den epistolarischen Gesichtspunkt als unmaßgeblich zu erkennen. Herr Gervinus sucht sich aus den verschiedenen von Goethe geschriebenen Briefen ein Urtheil über die Individualität des Dichters zu bilden, über seine Innerlichkeit, seine technischen Grundsätze, kurz über einen supplirenden Commentar, der in einer objektiven Literaturgeschichte selbst keinen Platz finden dürfte. Herrn Gervinus schwebte dabei die Idee des Pragmatismus vor, den er, als ein Schüler Schlosser's, auch neuerdings auf die Geschichte der ältern deutschen Literatur angewandt hat. Man kennt den Universalismus dieser Behandlung, man kennt ihre mannichfachen belehrenden und unterhaltenden Resultate; man weiß, daß ihre Unbefangenheit oft die Physiognomie des Dilettantismus trägt und daß sie die Gegenstände mehr durch Vergleichungen, Parallelen, Exkurse zu erläutern, als objektiv zu erschöpfen sucht. So läßt sich auch bei dieser Schrift über den Goetheschen Briefwechsel nicht verkennen, daß sie alle Reize jener naiven, vorurtheilsfreien und dilettantischen Unbefangenheit an sich trägt, die sich z. B. mit der Geschichte der Angelsachsen beschäftigt und darauf zu einem Literarhistoriker sagt: Nun will ich dir doch einmal sagen, was ich beiläufig auch über deine Sache denke! Nur hätte Herr Gervinus gegen die Zeiten selbst gerechter sein sollen und in

seinen Parallelen nicht vergessen dürfen, daß der mit Schiller in dem bekannten Briefwechsel streitende Goethe ein Aelterer gegen einen Jüngeren, ein Ausgegohrener gegen einen Gährenden ist. Ebenso liegen alle übrigen Quellen, welche Herr Gervinus benutzte, friedlich und ohne Unterscheidung neben einander und machen, die Charaktere der Briefsteller mögen noch so verschiedenartig sein, auf eine und dieselbe Geltung Anspruch. Ich glaube wohl, daß Goethe den ganzen Uebermuth eines Neulings in seiner ersten Weimarer Periode gezeigt hat; doch wenn es Wieland ist, der darüber an Merk berichtet, so muß man von seinem Urtheile die unbehagliche Stellung abziehen, in welche er durch Goethe's Ankunft für seine Autorität gerieth, vor allen Dingen aber den geschwätzigen Ton, dessen er sich in diesen Mittheilungen zu bedienen pflegt.

Am Schluß seiner ungemein anregenden Schrift verspricht uns Herr Gervinus das Phänomen Bettinens zu erklären. Wer fühlte nicht, daß es hier ein Räthsel zu lösen gibt! Doch statt einer Lösung gibt Herr Gervinus wieder nur — eine Parallele! Er vergleicht Bettinen mit einem umgekehrten Ritter des Mittelalters. Er ergeht sich in einer absichtlichen Vergleichung der Launen des Kindes mit den Aventüren der alten Zeit, er accentuirt dies Alles so scharf, daß man ihn fragen muß, was er damit sagen will? Ist Bettine

eine mittelalterliche Spätgeburt; wie konnte sie jetzt noch kommen? Ist sie es durch Natur oder Abstraktion? Ist sie Original oder Kopie, lügnerische Kopie? Wenn diese Parallele des Herrn Gervinus allerdings komisch ist, so ist sie es auch deshalb, weil er damit etwas ganz Neues und Entscheidendes entdeckt zu haben glaubt.

Frankfurt, im April 1836.

K. G.

I.

Durch Erfahrungsthatsachen die Kunst zu tyrannisiren waren die Griechen so weit entfernt, daß sie weit eher von der Kunst ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrschen ließen. Erst die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maßstäbe legten und für die Kunstkritik praktische Zwecke einführten. Cicero war es z. B., der mit seiner zusammengelesenen tuskülanischen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemisirte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweisen suchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn sie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte (da sie bezahlt waren), daß sie in dem Schmerze ihrer Wunden stöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuschauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Deklamationsdramen, welche später unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagte, dieser schlechte Phi-

losoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß, in Helden das Menschliche schildern, das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne.

Die späteren Italiäner waren bei weitem nicht mehr so ungerecht gegen das Schöne. Bewunderten sie doch das Genie Alighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, welche nur für einige kleine Baronieen am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man heute noch in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haschen nach gelehrten Effekten tadelte, meinetwegen eine eitle Absicht, besonders hohe Dinge zu fassen und das, was dem Dichter an Gelehrsamkeit abging, durch Unverständlichkeit zu ersetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante seine eigene Meinung hegt, wohl beschuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität desselben bestimme? Wer lästerte noch Shakespeare, daß er seiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer wird Anstand nehmen, über Onkel Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollet's Romane überfluthen von Ausfällen auf die Preßfreiheit! Mit einem Worte, die falschen Maßstäbe, welche an die Kunst gelegt werden, sind eine ziemlich neue Erfindung.

Rousseau schlug die Pension aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, sich vom Notenschreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwiespalt zwischen Nation und Regierung offen genug ausgesprochen war, konnte eine solche Hochherzigkeit wohl als ein Opfer gefeiert werden,

daß die Freiheit und die unabhängige Philosophie mit beifälliger Acclamation annahmen. In Deutschland jedoch würde zu gleicher Zeit keiner der damaligen schönen Geister sich gescheuet haben, auf jene Offerte einzugehn; niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz in der Geschichte der Literatur eingenommen haben. Weil die Nation zu zersplittert und zu arm ist, um aus eigenen Mitteln für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Gesetze der Schönheit etwas thun zu können, so war von jeher für Deutschland die Unterstützung der Großen Lebensathem der Kunst. Jenen Flecken in unsern altdeutschen Minnegesängen, daß so viele den hungrigen Refrain hatten: . . .

„Ich will aber Miethe (das heißt Bezahlung) hân",

war das poetische achtzehnte Jahrhundert am wenigsten im Stande auszulöschen. Seine kümmerlichen Umstände geboten ihm, an die Thüren des Reichthums zu klopfen, Freitische anzunehmen, adelige Junker zu informiren und mit jungen Prinzen auf Bildungsreisen zu gehn. Das poetische achtzehnte Jahrhundert der Deutschen lebte wenig in der Gegenwart; seine Einbildungskraft versetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Ossian's und Fingal's, in die altdeutschen Eichenhaine. Für das, was sie umgab und wovon sie leben mußten, scheuten sich diese Dichtergilden durchaus nicht, Protektionen anzunehmen und von einer Dedikation die Hoffnung zu hegen, daß sie von ihrem Erfolge das nächste Vierteljahr einer sehr geplagten irdischen Existenz decken könnten. Unsere alten klassischen Dichter glaubten nicht, wenn sie nach solchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenland's und das große Vorbild aller Poesie, an die Gesänge Homer's herantraten, daß in ihrer Atmosphäre

irgend etwas Ordinaires und Niedriges fäke, nirgend ein gemeiner Hauch, wovon die großen Muster erblindet wären. Herder zog und erzog sich mit jungen Prinzen herum; Wieland lebte weniger von seinen Schriften, als den Dedikationen derselben, und Klopstock — schrieb die Gelehrtenrepublik; — worauf kam diese Schrift hinaus? Der alte Barde nahm sein schwarzes Käppchen vom Silberhaupte und hielt dem Vorübergehenden eine Pränumerationsbüchse in den Weg.

So betrübend das Andenken dieser Erscheinungen ist, so erhielten sie durch andere Umstände dennoch eine bessere Beleuchtung. Man kann nicht sagen, daß sich die deutsche klassische Literatur in ihrem abgeschabten Aufzuge, mit den Löchern unterm Aermel und der einfachen Stutzperücke von Hanf der vornehmen Aristokratie der Gönner aufgedrängt habe. Im Gegentheil kam ihnen diese entgegen. Die Freude über die beginnende Herrschaft der Schönheit und des tiefgefühlten Gedankens hatte einen rosigen Abglanz auf das Antlitz Hoher und Niederer geworfen. Aus der unschönen, verbrauchten und abgestandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beschwingten Gemüther in die eben erst aufgeschlossenen frisch getünchten Tempel der neuen Kunst und später die Philosophie. Eine idealische Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Disteln besetzte Dasein; man umging zuerst die Prosa des Lebens, später jätete man sie sogar schon aus und versuchte Reaktion des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poesie stand denen am schönsten, welche in dieser Prosa die ergiebigsten Privilegien hatten, den Monarchen und Aristokraten. Auch sie lüfteten ihre Brust und schwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten und

Wahrheiten. Indem nun Standesherren sich selbst unter die poetischen Wettkämpfer mischten, mußten sich da die gesellschaftlichen Unterschiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling besang, dann durfte Gleim wohl in den poetischen Tornister des Grenadiers ein Loblied des Königs nach dem andern packen und Ramler an jene russische Kanonenkugel, die ihn beinahe seinem Wirkungskreise entrissen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Aristokratie suchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinzen von Dänemark und von Preußen versprachen ihr für den einstigen Regierungsantritt glänzende Beförderungen, genug die Dichter warfen sich nicht weg, sondern es gab Mäcene genug, welche glücklich waren, ihnen auf eine anständige Weise unter die Arme zu greifen.

Jener schöne Wechselverkehr, materiell und geistig Vermögender, hörte erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution auf. Die Aristokratie erschrak plötzlich über die Tändeleien, welche sie mit den dichterischen Predigern, Schulmeistern und Candidaten so lange in einem arkadischen Rapport gehalten hatten. Diejenigen Sänger, welche von Adel waren und ihre Winterquartiere in der Poesie genommen hatten, mußten sich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaß wurden anders. Die poetische Epistel, die Parabel, die Paramythie, die geistliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied schlechthin, kurz alles nahm einen ganz neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte diese Revolution bald, denn er hungerte. Voß emazipirte die marschländischen Bauern für die Dichtkunst und vertrieb den arkadischen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynt durch Mistgabeln, Dreschfle-

gel und durch den niedersächsischen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mütze abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, welchen der Schulmeister von Eutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der ganze poetische Boden aufgelockert. Freilich, der Same, der nun in die Furchen fiel, brachte keine Pensionen mehr, höchstens noch Professorate.

Seit dieser Zeit zog sich die Literatur immer mehr von den gesellschaftlichen Autoritäten zurück, ja sogar als sie romantisch wurde, von der Nation selbst. Mit keinem der Traktate, welche allmälig die Verfassung des deutschen Reiches zerschnitten, hatte Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philosophie und besonders eines, durch die Unbill der Zeiten geweckten Studiums der germanischen Vergangenheit, bekam die Poesie ein ganz neues Gepräge und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Produktionen, dennoch eine neue Kritik für Kunstleistungen, welche in der Literaturgeschichte zur Markscheidung höchst interessanter Resultate benutzt wurde. Dem goldenen Zeitalter unserer Literatur, dem Zeitalter der Produktion und des Genies, folgte die Romantik, eine silberne Periode, eine Periode der alexandrinischen Kritik und des Talentes; aber war dies schon an und für sich die aufgeblasene Haut eines Menschen, dem es an Knochen und Muskeln fehlte, so war nun noch weniger an eine Versöhnung der Dichtkunst mit den großen Thatsachen der Wirklichkeit zu denken. Ein Schimmer leuchtete davon auf, als nach dem Winter in Rußland ein fürchterliches Gewitter am Horizonte heraufzog und sich in Blitzen entlud, die damals unsere Feinde zerschmetterten.

Wenn man unter Literatur eine im Schatten des Friedens sich entwickelnde Vermischung tiefsinnig abstrahirter For=

men oder Stoffe mit den dreisten Wagnissen prädestinirter Genies versteht, wenn alle Literatur sichere und ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbstzweck zu erfüllen, so konnten ihr in Deutschland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabung darbieten. Es ist auch in diesen Zeiten auf dem Felde der schönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigstens bis in die letzten Jahre vor der Julinsrevolution, dem deutschen Namen einen merklichen Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner und Jean Paul waren bloße Reste und Luftspiegelungen vorangegangener Zeiten, wo Tieck wenigstens sein Talent retten wollte, Jean Paul die Zinsen seines tüchtigen Capitals, Müllner das letzte Aechzen Schiller's, und wo die Originalität Hoffmann's darin bestand, Absude und Tafelabgänge bedeutenderer Geister durch pikante Saucen wieder aufzufrischen.

Und wie nun die Echo's der alten klassischen Zeit allmälig verklangen und der belletristische Ton immer dünner und schwindsüchtiger wurde, da regten sich auch schon zu gleicher Zeit hier und da vereinzelte Präludien einer neuen Entwickelung, einer Entwickelung, die im gegenwärtgen Momente schon mit Lärm und Ringen in unserem Ohre saust. Dieser jetzt hoch gesteigerte Kampf kündigte sich vor fünfzehn Jahren erst mit ganz leisen poetischen Hornklängen an, welche hier und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und wie kleine Federspulen den sorglosen Riesen der Vergangenheit aus seinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, den die klassische Periode durch sein Genie und die

romantische durch seinen Ruhm beherrscht hatte und den die Götter in die äußerste Zeit hinausstellen wollten als Grenzstein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen müßte.

Dies war Goethe.

Die Königssöhne der alten Germanen drängten sich danach, in die Hände ihrer römischen Feinde als Geisel ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen schnitten ihre gelben Mähnen kurz und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem sie etwas lernen konnten; sie wußten, daß das Schulgeld, welches sie zahlen sollten, doch immer Fersengeld wurde, welches die Römer zahlten. Dietrich, der Ostgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ sein Volk und, um so viel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorsam am Hofe zu Constantinopel.

So dachten die langen Haare einer spätern Zeit nicht; sie verbrannten die alexandrinische Bibliothek, da sie, wenn nicht für, dann gegen den Koran geschrieben sein mußte. Sie ließen sich von dem schönen Enthusiasmus für Freiheit, Nationalität und Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo Gesetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheiten haben sollten. Wie grob und grausam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf schlagen! So verloren damals unter uns die großen Namen ihre individuelle Geltung und dienten, noch ehe sie das Zeitliche segneten, als Parteiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor der aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, sich in Schlupfwinkel zu verbergen, sprang aus der Politik in die

Literatur, verwechselte die Begriffe der einen mit denen der andern und tobte seine letzten Leidenschaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man seinen Versteck und eröffnete zwischen Schiller und Goethe eine fingirte Diskussion, die für die literarischen Principien hätte von Werth sein können, wenn sie nicht zuletzt in eine ganz triviale Rangstreitigkeit ausgeartet wäre.

Goethe blieb bei allen diesen Wirren unerschüttert. Die Wellen des Tages brachen sich am Fuße dieses Mannes, der vor Alter und Genüge des Lebens sich schon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memnonsäule nur dann erklang, wenn der rosige Schein irgend einer historischen oder literarischen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgensonnig zu ihm herüberstrahlte. Wenn er die verschiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphose belauschte, die Wirbelknochen der Thiere zählte oder die Farbenskala des Lichtes maß, so glaubte er sich mit dem Leben der Welt immer im männlichsten Zusammenhange. Warum protestirte er nicht gegen die Karlsbader Beschlüsse oder forderte vom Bundestag die Wiederherstellung einer Preßfreiheit, wie sie Preußen unter Friedrich dem Großen so unbeschränkt und vollkommen genoß? Goethe würde eine solche Zumuthung, an ihn gerichtet, für Wahnsinn gehalten haben; dafür mag ihm die Gegenwart die Bürgerkrone verweigern. Durfte man aber Goethen auch den poetischen Lorbeerkranz entreißen und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnasses ausgeben, weil es seinem Patriotismus an der Aufregung eines jungen Mannes fehlte und er die Hast in neuernden Versuchen mißbilligte? Diese Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man sich

romantische durch seinen Ruhm beherrscht hatte und den die Götter in die äußerste Zeit hinausstellen wollten als Grenzstein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen müßte.

Dies war Goethe.

Die Königssöhne der alten Germanen drängten sich danach, in die Hände ihrer römischen Feinde als Geisel ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen schnitten ihre gelben Mähnen kurz und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem sie etwas lernen konnten; sie wußten, daß das Schulgeld, welches sie zahlen sollten, doch immer Fersengeld wurde, welches die Römer zahlten. Dietrich, der Ostgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ sein Volk und, um so viel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorsam am Hofe zu Constantinopel.

So dachten die langen Haare einer spätern Zeit nicht; sie verbrannten die alexandrinische Bibliothek, da sie, wenn nicht für, dann gegen den Koran geschrieben sein mußte. Sie ließen sich von dem schönen Enthusiasmus für Freiheit, Nationalität und Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo Gesetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheiten haben sollten. Wie grob und grausam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf schlagen! So verloren damals unter uns die großen Namen ihre individuelle Geltung und dienten, noch ehe sie das Zeitliche segneten, als Parteiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor der aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, sich in Schlupfwinkel zu verbergen, sprang aus der Politik in die

Literatur, verwechselte die Begriffe der einen mit denen der andern und tobte seine letzten Leidenschaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man seinen Versteck und eröffnete zwischen Schiller und Goethe eine fingirte Diskussion, die für die literarischen Principien hätte von Werth sein können, wenn sie nicht zuletzt in eine ganz triviale Rangstreitigkeit ausgeartet wäre.

Goethe blieb bei allen diesen Wirren unerschüttert. Die Wellen des Tages brachen sich am Fuße dieses Mannes, der vor Alter und Genüge des Lebens sich schon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memnonsäule nur dann erklang, wenn der rosige Schein irgend einer historischen oder literarischen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgensonnig zu ihm herüberstrahlte. Wenn er die verschiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphose belauschte, die Wirbelknochen der Thiere zählte oder die Farbenskala des Lichtes maß, so glaubte er sich mit dem Leben der Welt immer im männlichsten Zusammenhange. Warum protestirte er nicht gegen die Karlsbader Beschlüsse oder forderte vom Bundestag die Wiederherstellung einer Preßfreiheit, wie sie Preußen unter Friedrich dem Großen so unbeschränkt und vollkommen genoß? Goethe würde eine solche Zumuthung, an ihn gerichtet, für Wahnsinn gehalten haben; dafür mag ihm die Gegenwart die Bürgerkrone verweigern. Durfte man aber Goethen auch den poetischen Lorbeerkranz entreißen und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnasses ausgeben, weil es seinem Patriotismus an der Aufregung eines jungen Mannes fehlte und er die Hast in neueren Versuchen mißbilligte? Diese Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man sich

auch wohl, sondern man warf sich einen ästhetischen Mantel um, auf welchem Lappen verschiedener Farben, gelbe Fetzen Nikolai's, blaue Restchen von Novalis aufgenäht waren, kurz jenen religiös-sittlich-poetischen Bettlermantel, von dem Goethe in einem Briefe an Zelter spricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns seit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unserem Verstande urtheilen, wenn ihnen Jemand verriethe, daß der Fanatismus W. Menzel's so weit ging, eine deutsche Literaturgeschichte, ohne Goethe, schreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für alle Charaktere seiner Poesieen verantwortlich machte und jede seiner künstlerischen Reflexionen aus dem Spiegel seines eigenen Wesens herleitete. Charaktere, über welchen der Dichter selbst stand und die er nur aus beinahe technischen Rücksichten als Draperie seiner Schöpfungen benutzte, wurden nicht seiner tiefen Anschauung des Lebens, sondern seinen praktischen Maximen zugerechnet und solidarisch für ihn selbst in Anspruch genommen. Durften diese tellurischen Gestalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. s. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meister und Faust ohne Schatten bleiben sollten? Sie mußten sich zu diesen künstlerisch ergänzen, um die Idee einer Dichtung in den Satz und Gegensatz zu zerlegen.

Man ging noch weiter und unterwarf auch die Helden, welche die Lichtrollen in Goethe's Werken ausführten, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas, sagte man, nicht etwa Entmenschendes, sondern Entmannendes; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatoren zu bilden.

Alle Schönheit der Kunst offenbärt sich da, wo sie rührt; wie sich denn ihre Gesetze weniger aussprechen als empfinden lassen. Wer das Genie der Lektüre hat, beobachtet am treffendsten, wo die Kunst den rechten Fleck zu treffen weiß. In der Tragödie und dem Epos ist dies überall da, wo das physisch Starke dem Schmerze, das geistig Starke dem Irrthume unterliegt, oder wo das im Ruhme und in der Gesellschaft Hochgestellte sich in irgend einer Situation und in einem Gefühle überraschen läßt, welches wir nicht gewohnt waren, bei einem mürrischen Charakter oder bei einem Kriegsmanne vorauszusetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit ist im Leben die Quelle der Religion und in der Kunst die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückstürzen aus der Region des Titanen in das Menschliche, das Gefühl einer letzlichen Unzulänglichkeit, sowohl in großen Handlungen, wie in Entschlüssen zur Tugend, überrascht, vernichtet, rührt. Die Halbheit der Goetheschen Helden, Clavigo, Egmont, diese zwischen raschen, ehrgeizigen, immer feurigen Entschlüssen und dem Gefühl einer plötzlich verfliegenden Kraft schwankenden Rohre sind die meisterhafteste Berechnung eines Dichters, der für Gladiatoren keine Trauerspiele schreiben wollte.

Das ganze Lebensprinzip des Dichters wurde angegriffen, und schon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verschiedensten Inhalts, aus Dichtungen mit objektiver Tendenz, ja sogar aus lyrischen Kleinigkeiten auf eine universelle Weltanschauung und einen Charakter schließen konnte, schon dieses Höchste, das nur wenig Auserwählten je gelungen ist, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit übersehen.

Woran hält man sich bei Schiller? Scheint nicht eine Tragödie des Dichters gegen die andere zu protestiren? Schiller, der mit der gewaltsamen Geberde des Genies auftrat und in seinen Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes seiner Worte legte, eine kräftige Bedeutsamkeit vorzustellen schien, war im Grunde mehr der kecke Partisan einer Sprache, mit der er die gewaltsam herausgepreßten Charaktere seiner Erfindungen zur Noth zusammenhielt. Seine edle unerschrockene Seele, die sich auf die Kunst warf, war dabei weder mit Anschauungen, noch mit Thatsachen reich geschwängert. Bei jedem Werke das er schuf, verbrauchte er den ganzen Stoff, der ihm zu Gebote stand, und war nach der Schlußscene des letzten Aktes so erschöpft, daß sich sein Geist erst allmälig wieder an neuen Dingen, die er von Außen nahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die gemauserte Schwinge und nach langjähriger Vorbereitung hatte er sich wieder so weit gesammelt und so viel zusammengelernt aus Kant, aus der Geschichte, aus Shakespeare, daß er auf fünf neue Akte für einen ganzen Mann stehen und etwas in sich Abgeschlossenes produziren konnte.

Wahrlich dies ist nicht der Flug des Genies! Das Genie beginnt seine Laufbahn und sagt beim Anfange schon für das Ende derselben gut. Eine neue Philosophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung kann gemacht werden, ja in seinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet seine Bahnen durchkreuzen, das Genie ist unerschüttert. Es lernt, o unendlich viel lernt es — was hat Goethe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch stiftet so eine Revolution in seinem Innern, wie wohl Schiller oft in Jena erblickt wurde, daß er über

eine neue Erscheinung einen ganz heißen Kopf hatte und mit Enthusiasmus seinen Freunden ankündigte, seit einer Stunde wäre er ein ganz anderer Mensch geworden. Schiller war eine leicht erregbare Kapacität, die keine schöpferische Einheit besaß, und Dasjenige was sie an der Stelle der Einheit doch für die Poesie brauchte, nicht durch die erste Hand des Geistes, sondern durch die zweite Hand der Gesinnung empfing. Darum sollte mich ein Versuch Wunder nehmen, aus Schiller's Werken eine Harmonie seiner Grundsätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zusammenstellen. Im ganzen Schiller liegen zahllose Sentenzen, aber kaum eine einzige Maxime. Aus diesen Jamben philosophir' ich mir noch kein Leben zusammen und kann aus dem, was sie verbieten, nimmermehr auf das schließen, was sie erlauben. Ich läugne etwas sehr Prägnantes im Schillerschen Charakter nicht, dem seine objective Leerheit mußte er durch eine subjectiv-edle Leidenschaft ersetzen; aber er ist ein Charakter ohne Philosophie.

Wenn man von Goethe's Immoralität spricht, so soll man bedenken, daß es sich hier um drei Abstufungen handelt. Erstens um Tugenden, welche für die Kunst eine besondere Zurichtung verlangen, zweitens um Tugenden, welche für den größeren oder geringeren Werth des Menschen indifferent sind, weil sie sich nach Alter, Stand und Situation richten und weil Manches sehr männlich sein kann, was dem Weibe sehr übel stehen würde, und zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen und die ich in Goethe's Werken auch nirgends umgangen finde.

Zu diesen letzten gehört z. B. die Ehre. Keine der Goetheschen Gestalten ist über diesen Punkt empfindungslos.

Ferner der Stolz; selbst in Wilhelm Meister siedet und kocht Stolz und nur Meister's Bildungsmanie, die Goethe mit klassischer Ironie behandelt, verleitet ihn, sich Regionen anzuschließen, für die er nicht geboren war. Werther erduldet die Zurücksetzung in der Residenz mit Ingrimm, aus Stolz, aus Stolz über seinen bürgerlichen Namen; er verachtet die Aristokratie und flieht aufs Land, um dort seinen Tod zu finden.

Und um den Uebergang zu jenen Tugenden zu machen, deren Mangel Goethen besonders angerechnet wird, zur Religion u. s. w., so ist die Brücke dort hinüber noch immer ein Fehler, der etwas Männliches und selbst Schönes hat, nämlich, daß Goethe allerdings die Reue nicht kennt.

Der ganze Widerspruch zweier Meinungen, die in der Beurtheilung unseres großen Dichters so verschiedene Resultate geben, wendet sich um eine Tugend, die im Grunde schon mehr passive Empfindung, als ein aktiver Besitz ist. Die Einen beten die Gottheit des Momentes an, die sie so oder so bestimmte und inspirirte; die Andern beziehen Alles auf ein Gesetz, das außer ihnen liegen soll und von dem sie bald mehr bald weniger ergriffen zu sein behaupten. Jene stehen gut für sich, sind zum Handeln geneigt und irren sich oft; Diese zögern und treffen, da sie zu sich selbst kein Vertrauen haben, oft aus der Höhe auf das Richtigere. Von jenen Ersten wurde die Geschichte gemacht, von diesen die Religion. Jene legen in die Entwickelungsfurchen der Menschheit höchst fruchtbare Saatkörner; Diese aber ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach sich und, wenn jener Same durch ein Ungewitter weggeschwemmt oder seine Frucht von einem Sturme geknickt wird, so besitzen sie Trost genug

für die getäuschte Menschheit. Indem so von Jenen das Licht und von Diesen die Wärme strömt, ergänzen sie sich auf wunderbare Art und würden sich selbst durch ihre Verschiedenheit erquicken, wenn sie nicht immer in das Extrem verfielen und sich wechselsweise ausschlössen.

Alle Handlungen und Meinungen Goethe's beziehen sich darauf, daß er diejenige Philosophie adoptirt hatte, welche, mehr antik als christlich, keine Reue kannte. Hier war ein Charakter, den das Vertrauen auf seinen Instinkt zum Handeln beseelte und der zu stolz war, von seinen Handlungen etwas zurückzunehmen, selbst wenn der Erfolg dem Anfang nicht entsprach oder sich wohl gar das Motiv bei einer später über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ, selbst vor der Moral. Goethe glaubte an eine augenblickliche Eingebung, die ja als poetische Inspiration recht lebhaft zu ihm sprechen mußte, selbst wenn Vieles um ihn her erschrak; ihren Consequenzen muthig nachzuhängen schien ihm einer Offenbarung angemessen, die er für göttlich hielt. Göthe war außerdem, daß er ein Genie war, ein zu großer Künstler, als daß er zu gleicher Zeit diesen Moment des Erschreckens um ihn her nicht hätte mildern sollen; und erst von dieser Seite an, wo er Etwas that, was eine Erleichterung für seinen unbefangenen und deshalb anstößigen Genius war, beginnt der Widerspruch Derer, welche, ich wette, zwar auch nicht erschrocken sind. es aber merkten, daß man hätte erschrecken sollen. Was Milderung des Schreckens war, nannte man Verführung, und eine Absicht, ein Raffinement ward aus dem, was zunächst nichts Anderes ist, als das erwachende Gewissen des Dichters, der über das schlummernde, aber göttlich phantasirende und träumende

Gewissen des Menschen mildernde, versöhnende und die Augen um Verzeihung bittende Blumen wirft. Wo man glaubt, daß Goethe's Unsittlichkeit beginnt, da hört sie eben auf. Wo man sagt, daß diese rosengekränzten Amoretten locken sollen, da sollen sie verscheuchen und Eure Runzeln glatt ziehen zur Vergebung!

Goethe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln; sondern, will man einmal eine ethische Idee mit poetischer Dialektik behandeln, so wird sie auch immer zwischen Scylla und Charybdis hindurchsegeln müssen. Man spricht von den Situationen, ja sogar von der Idee der Wahlverwandtschaften, wie von einer moralischen Inconvenienz; aber ihr Ziel ist doch nimmermehr seine mystische Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers gewesen; nimmermehr sind alle Vorbereitungen des Endes im Romane gemacht worden, um jene Scene malen zu können oder am Schluß des Buches einen Schreck über die Vergleichung von Poesie und Wirklichkeit zu erzeugen, der uns nicht in die Beine ginge, um davor zu fliehen, sondern in die Arme, um darnach zu handeln; Goethe hatte eine poetische Idee, eine Abstraktion aus der Naturwissenschaft über die Gesetze der moralischen Attraktion und Repulsion und über die Erzeugung des Entgegengesetzten, die er durchführen wollte, und wo er wohl erst am Schlusse und zu gleicher Zeit mit dem Leser über den Widersprnch zwischen der Poesie und den Institutionen der Gesellschaft erschrak.

Nur mit vieler Vorsicht darf man zugestehen, daß Goethe's weitbauschige Moral und die poetischen Rosen, die auf seinem Lebensweine schwimmen, etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

Denn wenn die Verkleinerer des Dichters auch wohl zugeben möchten, daß ein so duldsames Zeitalter ein großes Glück ist, so würden sie doch eher geneigt sein, aus dieser Assertion zu schließen, daß Goethe von seiner Zeit lebte, daß sie ihn schuf und daß er, das Geschöpf, dem Schöpfer schmeichelte.

Man hatte Goethe zu einem Produkt der Zeit gemacht, in dem Sinne, daß die Zeit mit seinem Talente, wie eine Kokette mit dem freien Willen ihres Anbeters, gespielt hätte und der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Strickknäuel indifferenter, gleichgültiger, launischer Perioden aufzuheben. Goethe ist vorzugsweise deßhalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden, weil er die Unterwürfigkeit gegen die Launen des Publikums aufgebracht und begünstigt hätte. Wenn gegen diese Paradoxie sich schon von selbst der erste Blick, den man auf die Literaturgeschichte wirft, einwendet, und man im Gegentheil eine entschiedene Verachtung der Masse und des Lesepöbels bei den Dichtern der klassischen Periode, Wieland vielleicht ausgenommen, findet, so ist auch Goethe's keineswegs von mir bestrittene Verzweigung in die Zeit eine organische Nothwendigkeit, die seinem Ruhme nur eine neue Begründung gibt. Es ist wahr, Göthe wandte sich Allem zu, was auf seine Zeitgenossen spekulirte, und er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab und sollte es nur die Scansion des Hexameters sein, die Voß in Weimar wie ein Wunderthäter lehrte. Es ist erstaunlich, mit welcher Hast Goethe noch in den besten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Osteologie herfiel, die mit vielem Glücke von Forster, Camper, Loder, Sömmering, Merck, damals auf die Geschichte der Natur angewandt

wurde. Aber diese naive Neugier und Hingebung an den Moment war geregelt durch einen Rückhalt, der schwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht ist, von Goethe's ganzem Charakter. Wer kann sagen, daß Goethe nicht über seiner Zeit gestanden hätte? Aber er benützte seine Zeit als Stoff und verbrauchte sie, um seine Individualität zu arrondiren, in einer Weise, die seit Menschengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantische Philosophie stürzte, was lag wohl hinter ihm? Auf welche liegenden und zureichenden Gründe konnte er sich wohl zurückziehen? Gewiß, Schiller ging in den Stoffen, denen er sich hingab, gänzlich auf, der Stoff verschlang ihn und warf ihn dann so umgestaltet wieder heraus, daß man bei ihm immer von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an seine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag schon in seinem Kopfe fertig! System und Gedanke bildeten sich bei ihm erst, indem er lernte und sich aus der Verschiedenheit der fremden Meinungen eine eigene schuf.

Genie und Talent werden wohl am besten so unterschieden, daß jenes auf die Erfindung und dieses auf die Nachahmung bezogen wird. Das Talent hat aber darin fast immer einen Vorsprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieses oft verpufft. Denn nicht jeder Wurf des Genie's gelingt, während das Talent nie etwas produzirt, das nicht seine regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife, es kann alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus auffassen und von allen zurückgeschleudert werden, während das Talent auf be-

rechneten Wegen zum Ziele kommt und durch ein Zusammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, immer etwas erreicht, das ziemlich vollkommen dasjenige, was es erreichen wollte, wieder gibt. Diese Erscheinung erklärt sich daher, daß das Talent sich nicht in einzelne Tugenden auflöst, das Genie aber durch eine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird und trotz seiner großartigen Einheit sich noch immer in schwächere oder stärkere Mannichfaltigkeiten auflösen kann. Das Talent ist Anlage und Befähigung und auf wie viele Geistesgaben es sich auch erstrekken mag, es wird in sich immer Eins sein; denn ein absolutes Talent ist aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden können. Ein absolutes Talent kommt immer auf einen gewissen Vollendungsgrad, gleichviel, ob es die Flöte oder das Waldhorn bläst, ob es Mathematik oder Philosophie studirt, ob es Jurist oder Arzt wird. Ein absolutes Talent arbeitet in allen Fächern und setzt sich, wenn es sein Hauptgeschäft beendigt hat, des Abends noch in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe oder drechselt oder spielt die Bratsche. Das Talent in seiner Einheit Vielheit oder Allheit, das Genie jedoch in seiner Einheit nur Mannichfaltigkeit. Es kann Dinge geben, für welche dem Genie der Kopf vernagelt ist, wie Göthen z. B. die abstrakte Philosophie, so daß der genialste Mathematiker in einem Concertsaale keinen Musikton hört, sondern nur in den Kreisen und Quadraten studirt, welche auf dem Plafond des Saales in Stuck gearbeitet sind. Weil das Genie erfindet, so wird es in seinen Thätigkeiten absorbirt und muß, um sich vor seiner inneren Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die

ihm den göttlichen Funken sowohl erhalte, als ihn für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Goethe fand diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und seiner Kunst, der Beschränkung.

Goethe's Vielheit war keine Allheit. Man übersah diesen Umstand und wollte im Dichter nicht das Genie, sondern nur das Talent gelten lassen. Man hat vom Genie immer nur die Vorstellung des Kometen, der mit unregelmäßiger Bahn am Horizont heraufzieht, mit seinem feurigen Schweife den Gestirnen um die Ohren klatscht und so schnell wieder verschwindet, wie jenes außerordentliche Meteor. Alles, was einen Augenblick überrascht und sich dann erschöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in Künsten und Wissenschaften. Das Geniale soll weder Toilette machen, noch sich konserviren, es muß unsern Begriffen zufolge schon früh graues Haar bekommen und entweder mit dem Trunke oder dem Tollhause oder dem Selbstmorde enden. Goethe sah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um sich, wie sich in der That die deutschen Genie's zu entwickeln pflegten, und machte die Sophrosyne zum Präservativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen sich tief bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenschaft des Talentes zu sich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Masse seines Innern früh eine versöhnende, mildernde und zurückhaltende Neutralisation. Mit dem Salze des Taktes machte er seinen Vorrath an Genie dauerbar und erhielt sich bis auf den letzten Lebensmoment, wenigstens in Anschauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Produktion selbst, die jugendliche, ursprüngliche Frische. Man nennt Goethe's Philosophie egoistisch: ja, verbindet diesen Egoismus der Selbsterhaltung mit seinem Genie

und Ihr werdet begreifen, warum sein Genie die Physiognomie des Talentes hatte.

Talent ist Form, Genie Stoff. Jenes steigert sich in der Anwendung, dieses kann verbraucht und muß ökonomisirt werden. Keiner der großen Geister vorangegangener Literaturen, die sich in großen Produktionen dem Gedächtnisse der Nachwelt erhalten haben, von griechischen, spanischen und englischen Männern, ist so bewußt- und taktlos gewesen, so wenig berechnet und verständig, wie man sich gewöhnlich das Genie vorzustellen pflegt. Ganz abgesehen von Pindar, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß sein „dithyrambisch-" ekstatischer Schwung das Produkt einer höchst vorsichtigen, gemessenen, berechneten und logisch disponirten Ausführung ist, so existirten von dem Genie des Sophokles, wie von einem talentvollen Vielschreiber, hundert Tragödien. Die Griechen hatten auch ihre genialen Ephemeren, ihre Lenz und Klinger, z. B. einen Stesichorus und andere epischlyrische Dichter, von denen uns die Zeit nur wenige Bruchstücke übrig ließ und deren Originalität, so ausgezeichnet sie war, ihnen dennoch nicht die Dauer sicherte. Sie zerplatzten wie bunte Seifenblasen. Und weil Shakespeare dauerte, sollte er deßhalb weniger originell sein? Wo ihm Mittheilung oder Lektüre eine hübsche Sage zutrug, schnitt er sie für sein poetisches Ideal zurecht, und wird als ein Meister verehrt, selbst indem er seine Stoffe, ja halb seine Stücke, z. B. Lear, von Andern entlieh. Hier ist etwas vom Handwerk, und wer würde sagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß also in der That immer erst da beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt und der

göttliche Funke kann auch etwas sein, das in ihm wohnt, ohne ihn stündlich hinzureißen, das sich sogar einschließen, bewahren und erst für den vorkommenden Fall in Arbeit setzen läßt. Goethe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche, d. h. die gehörige Gestaltung zu geben wußte und war weit entfernt von jener Gewissenhaftigkeit des Talentes, jedes Ding in allen seinen Nothwendigkeiten zu erschöpfen und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenständen der Kunst kann nur derjenige spielen, welcher ihnen gewachsen ist. Das Talent wird jeden Vortheil wahrnehmen und einen Besitz, den es erhaschen kann, nicht anders, als in ganzer Vollständigkeit nehmen. Das Genie, seiner Zulänglichkeit sich bewußt, läßt die Dinge an sich kommen und ist sorglos genug, daß es oft vom Talent übertroffen wird. Das Talent zeigt sich immer nur in seiner Anwendung; das Genie ist etwas Solidarisches, wo eine ausströmende einzelne Anwendung, wenn sie einmal nicht gelingt, doch niemals bewirkt, daß das Ganze, was daheim bleibt, dafür verantwortlich gemacht wird oder im entgegengesetzten Falle dem Ganzen etwas genommen scheint. So will ich einem Jeden überlassen, diese Parallele noch weiter durchzuführen und sich über Goethe der Ansicht zu nähern welche wir noch weiter entwickeln werden.

Es soll denn auch gar nicht verschwiegen werden, daß die Opposition gegen Goethe sich aus einer Thatsache im menschlichen Gemüthe herschrieb. Wir sind selten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menschen, die wir hassen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Goethe's die Wärme, die Hitze der Einen die Wärme der Anderen erkältete.

Goethe fand eine Menschenklasse, die mir, weil sie dem Genie unentbehrlich ist, eine providentielle Bedeutung zu haben scheint. Das arme Genie, wenn es allein steht! Was sollen die großen Gedanken, wenn sie nur begaffte und unentzifferte Pyramiden sind! Jeder Prophet muß seinen Apostel, jedes Genie seinen Lustigmacher haben. Der Enthusiasmus übernimmt für die Rechnung des großen Hauses sein kleines lobpreisendes Detailgeschäft. Es reist auf die Firma seines Gottes und bringt dessen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menschen muß durch Dolmetscher vermittelt, das Genie muß erklärt, auseinandergesetzt und mit Beispielen belegt werden.

Kant und Goethe haben in Deutschland die meisten Ausleger gefunden. Zahllose Zwerge kamen, welche sich aus dem Rockärmel dieser Riesen vollständige Kleider schnitten. Kant und Goethe unterscheiden sich in dieser Rücksicht nur so, daß jener vervollständigt und popularisirt, dieser hingegen ausgelegt und ins Wunderbare hinaus mißdeutet wurde. In Norddeutschland wurde Goethe zu einem System erhoben und Herr Schubart ist in der That ein recht geschickt ausgebauter Flügel desselben. Was wir oben von Goethe behauptet haben, daß sich ein ganzes Leben nach ihm einrichten ließe, bewährte sich hier. Herr Schubart lebte und webte in Goethe; er war die Wahrheit, die ihn freigemacht hatte, und sein Jünger würde sich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcul, was Goethe in diesem Falle denken oder thun würde. Es war ein sonderbarer Widerspruch, daß Herr Schubart die Hegel'sche Philosophie angriff, die es doch ihrerseits an enthusiastischen Beziehungen zu Goethe nicht fehlen ließ. Möchte man nicht verführt werden, hier

an Eifersucht, der Liebe zu denken? In der That, es kam Goethen ein Wettstreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünschen möchte, daß er weniger exclusiv gewesen wäre. Die Verketzerung solcher, welche nur selten im Tempel erschienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf und sie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Goethe zu vermehren wenn auch wohl sonst die von W. Menzel dabei gerührte große Trommel ihren Ohren wehe that.

Seit wenigen Jahren haben sich große Veränderungen zugetragen. Die statt Goethe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und sonst die ganze romantische Schule, gewährten keine Muster für den Fortschritt derjenigen Geister, welche an die Möglichkeit einer neuen Literaturschöpfung für Deutschland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet. Es mußte ein Grab nicht nur vor Hyänen, die verwesende Leichen witterten, geschützt, sondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unsers großen Dichters mußten diejenigen Gesetze der Kunst, diejenigen Thatsachen der der Literatur entwickelt werden, welche Saatkörner der Zukunft sind. Ein ins Meer versunkenes Schloß taucht wieder auf und wird Pharus in der hyperboräischen Nacht. Selbst wo uns Goethe keine Resultate gibt, regt er die Dialektik an und kann durch das, was er nicht gerade selbst anbietet, sondern nur zuläßt, für die sich in Deutschland einleitenden Discussionen dasjenige werden, was Aristoteles dem Mittelalter war. Denn auch Aristoteles wurde für Dinge angewandt, die er nicht gekannt hatte und diente als Berufung für Philosopheme, wofür sich in seinen Schriften nur die Principien finden.

II.

Vor einiger Zeit versuchte Görres eine Genealogie Goethe's, welche von der in den Taufbüchern der Frankfurter Kirchen notirten sehr verschieden war.

Görres theilt die Menschen in zwei große Feldlager ein, hüben die Genialen, drüben die Philister, und fährt dann fort: Ein Fürst der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz soll es gewesen sein, der sich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aschenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieser habe er in unrechter Ehe Wolfgang Goethe gezeugt.

Umgekehrt scheint es, daß man das an Goethe Prosaische, Untergeordnete oder, um ihn recht zu charakterisiren, Bedenkliche vielmehr auf Rechnung seines Vaters setzen muß. Von Seiten der Mutter wird dem Menschen nie etwas Untergeordnetes angeboren.

Wenn Goethe's Poesie durch einen Fehltritt entstand, so verirrte sich im Gegentheil eine Fee des Himmels mit einem jungen, servilen Pagen. Dieses Umganges Frucht war ein

junger, verschämter, mädchenhafter Gärtnerbursche, der am Hofe seiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel besorglichen Rücksichten, aber voll des naivsten Mutterwitzes der die herrlichsten poetischen Schwingen bekömmt, wenn seine Prinzessin Mutter in seidenen Gewändern an ihm vorüberrauscht, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt und den duftenden Blumenstrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt sich nun der natürliche Sohn sogar in seine Mutter, als Oedipus in Jokasten, so wüßt' ich nichts, was das Eigenthümliche Goethescher Lizenz über Sitte und Moral vollkommener charakterisiren könnte.

So ist Goethe's Auftreten in allen bürgerlichen Beziehungen resignirend, bedächtig und die sozialen Abstände ermessend. Ist es doch, als lehnte er sich gleichsam an seine eigene heroische Gestalt, die Arme auf den Rücken zurückgelegt, imponirend, weniger durch das, was er bei Andern an freier Bewegung hinderte, als durch das, was er ihr zu gestatten schien. Seine Erscheinung vernichtete durch die Rolle, die man übernehmen, durchführen und tüchtig spielen mußte, um nicht ganz in seinen Schatten zu fallen.

Das Haus und die Familie, die stille Sittlichkeit und Naivetät der bescheidenen Existenz, ja sogar Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, waren an Goethe das Nächste. Doch hier begannen schon seine dichterischen Uebergänge in andere Sphären. Aus der Beschränkung kleiner Kreise spann sich Goethe's poetischer Faden hervor, aus dem Rocken an der schnurrenden häuslichen Spindel, aus dem Leib der behäbig sich schmiegenden Katze, kurz aus deutschen Elementen, wie sie im Göz, im Faust, im

Egmont zu so meisterhaften und unsere Herzen magnetisirenden Geweben sich zusammenfügen *).

Die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhaftdeutsche ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goetheschen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken nach einem fernen Heimathlande, ein süßes Locken nach den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geistes, es ist der rauschend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt dem geheimnißvollen Winken nach, mit den rauschend entfalteten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt wird Goethe der

---

*) Die Poesie bildete sich hier sogleich mit einer Maxime. Der Uebergang von den Erinnerungen an den mütterlichen Ursprung und dem Hause und der von Goethe ziemlich kalt aufgeworfenen Frage: Was ist das Vaterland? ergab sich bald. Goethe leugnete das Schöne und Herrliche in den Bardentendenzen Klopstock's und Sined's gewiß nicht; im Gegentheil tadelte er seine Zeitgenossen, daß sie lieber auf französische Flitter blickten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutschland aufgehängt hätten, aber er las ein Buch von Sonnenfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es sehr lächerlich. Er gestand offen, eine Erziehung zum crassen Patriotismus der Römer läge nur im Interesse gefahrvoller Zeiten und könnte, zum absoluten Gesetze erhoben, den Ruin aller Civilisation herbeiführen. Das Schlechteste, worauf sich in der That eine Nation gegen die andere berufen kann, ist der bloße Patriotismus. Ein unbeholfener und deutscher Bär entschuldigt seine Verstöße gegen den Anstand sehr schlecht, wenn er brüsk sich umwendet und an seine Lenden schlägt, die von Thuiskon stammen! Sagte nicht Themistokles schon, das Liebenswerthe sei niemals die Scholle des Landes, sondern treffliche Institutionen? Goethe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnenfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm angefüllt würde, den tüchtigere Dinge und besonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit hätten ersetzen sollen. Er philosophirte mit Recht, daß man in Zeiten der Ruhe die Erziehung, statt an den Nationalhaß und den patriotischen Spektakel, an die Familie und die Bildung im Schoße der Guten und Edeln anknüpfen müßte.

freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift, die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuche einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genies Krankheit wird, die rothwangige besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hülfe kommt; dann genas er allmälig in eine Mäßigung, innerlich gesund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit frischgesammelter und die Erinerung des ganzen Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentarisch erhalten ist, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutschland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werther's Leiden; aber wir hätten mit ihm auch den Dichter verloren. Denn die Idee dieses Prometheus ließ sich nur mit einer Einseitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, welcher seine Rechnung mit dem Leben und seiner Wirthin abschließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tisch legt und zu enden weiß. Goethe hat sich Zeit seines Lebens von der Prometheusfabel nicht erholen können. Sie spukte in allerlei Formen wieder in ihm durch, aber die Zurückhaltung der Leidenschaft erkältete zuletzt die Auffassuug.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt! Hiermit bezeichnete Goethe selbst den Weg, den seine Poesie zu ihrem Ziele nahm. Es ist die eigentliche Zauberformel welche ein ganzes dichterisches Geheimniß erschließt.

Sie war das Symbol des Goetheschen Lebens in auf- wie in absteigender Linie. Aus beschränkter Sphäre hinaus sich drängend wurde seine Sehnsucht schnell ein poetisches Bild, das seinen Schritten voranschwebte und ihn lockte und Berge und Thäler vergessen ließ, die er durchwanderte, um die in immer schöneren Farben und deutlicheren Umrissen sich malende Anschauung einzufangen. Jeder Anfang in Goethe war harmlos und vom Nächsten ausgehend. Ja er versprach in erster Jugend so wenig, daß er selbst von Herder in Straßburg, der schon Standpunkte, Uebersichten und Allgemeinheiten gewonnen hatte, für linkisch in der Auffassung und Schönheitsbeurtheilung angesehen wurde. Goethe's poetische Entwickelung war ein träumerisches Ausspinnen seiner häuslichen Zustände und primitiven Eindrücke und so hinaus über die Vorurtheile, Gesetze, Sitten hinweg, bis in die Alpen-Regionen des freien Gedankens und der dichterischen Wahrheit. Ein rüstiger Wanderer, zieht er von seiner Heimath aus und lernet Schönheit, zurückblickend in ein sonniges vom gelben Strom durchschlängeltes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Frankfurter Domes, ein rauschendes Treiben, das der Dichterjüngling verlassen kann, ohne aufzuhören, es zu lieben. Dies war für Goethe entscheidend, denn jeder andere Genius pflegt die Metamorphosen seines Dichtens und Lebens in sich wechselseitig zu zerstören und nicht selten auf das, was er heute war, morgen, wie schon auf das Unwürdigste, zurückzublicken. Goethe gab seine primitive Anschauung niemals auf, sein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der bescheidenen Existenz, auf welches er sich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein industrieller Spekulant nach großen Gewinnen oder Verlusten auf seine

liegenden und für ein würdiges Dasein noch zureichenden Gründe.

Will man Göthe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm ganz besonders gegenwärtig war, so nehme man seine Wanderung nach Erwin's Grabe, seine Besteigung des Straßburger Münsters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt und ein Gebet des vom Schöpfergeist durchdrungenen Dichters an den großen Meister des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die sonnige Ebene des gesegneten Landes, weit hinaus in die blauen Ahnungen der Schweiz und heimathlich gen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermeßlichen Augenweide und schmiegte sich dankend an das, was ihn auf diesen so wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunst, und wie ein Seher seiner eigenen Zukunft schrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poesie innere, individuelle Keimkraft ist und ein dem Genius sich von selber gebendes Anschwellen der Gefühle für Maß und Verhältniß.

Die absteigende Bewegung fehlte bei Goethe nicht und in neuerer Zeit ist sie sogar mehr besprochen worden, wie die aufsteigende. Hatte Goethe einmal in dem Allgemeinen vergeblich getastet, dann zog er zur rechten Stunde behutsam seine Fühlfäden zurück. Er verspätete sich niemals beim Ideale, oder genoß die Umarmungen der Phantasie länger, als der Mond am Himmel stand. Hatte er gegen die Prosa einen poetischen Feldzug geführt, so zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, sie lieber in der Prosa selbst zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang selbst.

Wenn Goethe aus der Poesie herabsteigt, so flüchtet er sich nicht in die Familie, sondern er sucht sie zu produziren. Nicht die Prosa beginnt jetzt, sondern die Philosophie. Die Produktion der Familie ist das Himmelszeichen, durch welches die Wintersonne Goethe's schreitet. Mißgunst der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuschte Berechnung historischer Ereignisse drängten ihn aus idealischen Anschauungen heraus und bannten ihn in einen engen Kreis, den er unter Sturm und Ungewitter als das Letzte zu retten suchte. Die heiligen Begriffe, welche Goethe mit der Familie verband, verscheuchen den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger gesucht hätte. Die Familie war Goethen, von allem menschlichen Dasein, wie Jean Paul sagen würde, die Essigmutter, das Saatkorn und die Garantie jeder andern möglichen Entwickelung im Politischen und Nationalen. Alle spätere Poesie unseres Dichters ist von diesen Vorstellungen über die Produktion der Familie ergriffen. Bezüge des Anstandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, mischen sich in die leidenschaftlichen Motive; aus der Geselligkeit entsteht die Gewohnheit, aus der Gewohnheit das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe und aus ihr freilich, genährt durch die lange conventionelle Zurückhaltung, zuletzt die glühendste Leidenschaft. Ob Goethe positiv oder negativ verfuhr, ob er uns in späteren Jahren eben so übermäßig vorbereitete, wie er in seiner Jugend durch die plötzlichen Schläge uns überraschte: immer blieb das Resultat etwas, das uns blendete, weil es Alles für sich hatte, Alles in der Wahrheit und Schönheit.

Fanden wir somit im Häuslichen die genetische Grundlage der Goetheschen Dichtungsweise; so können wir selbst die Entwickelung fernerer Originalitäten unseres Dichters an dies familiäre Princip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir selbst über die ersten Prämissen einer literar-historischen Kritik, über die Sprache und die Gelegenheit seiner Dichtungen sprechen, besonders aber die lyrische Empfindung Goethe's zergliedern, daß sich alle unsere Urtheile hierüber an die eben eingeleitete Betrachtung unmittelbar anreihen können.

Eine Geschichte des Goetheschen Styles ist leider erschwert durch die Discretion gegen Andere oder die Furcht gegen sich selbst, welche Goethen bestimmte, alle aus seiner Entwickelungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Correspondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Goethen eine Veränderung vorging, die ihn all seinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlassung zur Vernichtung sieht man weniger als Entschuldigung. Ich glaube die letztere in der Kokettrie zu finden, welche die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavatereien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Goethe und persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimessen durfte. Ich sage nicht, daß Goethe sich vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an dieser Selbstbe-

spiegelungseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Correspondenz und wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust literar-historischer Thatsachen, wie biographischer Handhaben für Goethe's Entwickelung selbst zu beklagen *).

Die kleinen Billete Goethe's, welche in dem neulich erschienenen Briefwechsel Merck's mitgetheilt sind, charakterisiren unseres Dichters stylistische Eigenthümlichkeiten bis ins Komische so grell. Goethe's heimische Sprache ist kurz, abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Produkt eines in sicherer Familie auf festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit und immer hastig wie im Dialog. Das Meiste in dem, was gesagt wird, soll sich gleichsam schon von selbst verstehen und man sieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man nicht schon am Auge wahrnimmt, was zu sagen der Mund sich erst so weitläuftig in Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinandersetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprüchwörtern, die das Gespräch immer objectiv, immer im Zusammenhange der gesunden Vernunft und dem, was gar nicht anders sein kann und was ja Jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Goethen in Leipzig, wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen, auslachte, glaubte er sich durch seine

*) Die spätere Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und der Gräfin Auguste von Stollberg hat das Empfindliche des Verlustes nur noch meh herausgestellt.

oberdeutsche Nationalität entschuldigen zu können; auch in Dichtung nnd Wahrheit hat er über seine Spruchrede recht hübsche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube was er auf die Nationalität schiebt, ist gerade durch sein Familienprincip und besonders durch die Lokalität seiner Erziehung zu erklären. Noch wiederholt sich in Frankfurt, was Goethe an sich erlebte. Eine so eng zusammengerückte wohlhabende Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet, hebt heute das jugendliche Bewußtsein früh aus seiner unbestimmten Dämmerung heraus. Die mannichfachen auf Gewerb und Vermögen sehr einflußreichen Verwandtschaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reife auf, welche den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten sind zwar die Schranken sehr nahe gezogen, doch herrscht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar löbliche Freiheit, begünstigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn sie die Fortpflanzer der gemüthlichen Aristokratie ihres Namens frischblühend und die künftige Selbständigkeit sogar durch einen mit schwerem Herzen bestraften Trotz verrathend um sich sehen. Dabei sind viele Begriffe traditionell und müssen sich als solche erhalten, weil die größte Freiheit sich ja immer als die sicherste Beschützerin des Gesetzes zu bewähren pflegt. In diesen Kreisen können sich die träumerischen, mürrischen, sich isolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptstädte nur bei besonders ungünstigen Vermögens-, Verwandtschafts- und Familienumständen entwickeln. Ja auch das Genie bricht hier nur selten hervor, da sich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, gesunde und tüchtige Verstandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, ist das Beispiel. Früh versteht die

Jugend die Manieren des Alters und macht sie nach, da sie ihr ehrwürdig erscheinen. Die Begriffe überliefern sich schnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt sich, wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmasse ab und die Sprache mit ihren körnigen Erfahrungssprüchen, stehenden Redensarten und dem lexikographischen Umfange, der auch gerade dem Umfange der Begriffe gleich kommt, ist von der Jugend früh dem Alter abgelauscht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Gesundheit und Freiheit, in dem Allen — Altklugheit zu finden.

Auf Goethe ist die Anwendung leicht gemacht. Sein Sprache war früh reif, vollständig, keck. Sprichwörter ersetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch seine ersten Produktionen sind ganz mit diesem Lakonismus geschrieben, den Goethe, z. B. im Götz, nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, sondern der seine eigene Natur war. Die Wendungen körnig, die Verbindungen abgerissen. Partikeln in Fülle, wenn sie den Ton nüanciren und gleichsam der Accent des Styles sind, und fehlend, wo man sie als Ruhepunkte des logischen Processes und der künstlich ausgesponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläuftigkeit der persönlichen Fürwörter wird vermieden, als verstände es sich von selbst, ob ich oder du oder er gemeint ist. Auch ging dies kurze, die Sprache um ihre Privilegien prellende Verfahren auf Goethe's erste Versifikationen über. Man glaubt, Goethe habe bei seinem Puppenspiel und den satirischen Kleinigkeiten an Hans Sachs und dessen Weise gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erst später kennen; es war dies etwas Angebornes, das selbst in der Kunstprosa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte und durch

die später so kalten und bedächtigen Abstraktionen als ein gar ergötzlicher Transparent zuweilen hindurch schimmerte.

Wenn Goethe im späteren Verlauf seines Dichterstrebens diesen naiven Volkston verließ, so adoptirte er doch keineswegs eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweise. Zum Glück, wie zum Nachtheil der deutschen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf den bestimmten Kammerton einer akademischen Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichtersprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Kothurn betreten oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blasen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Goethe selbst in seinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutschland hat bei seiner bildsamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hinein pfuschen kann. Wäre unsere Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klassischen Kräfte im Aufschwunge gewesen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen sein, sie mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen, in welche sie jetzt durch eine allgemeine Pfuscherei allmälig noch zu kommen droht.

Klassische Muster boten sich Goethen an. Er verschmähte sie alle, bis auf ein Beispiel, dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, gelesen hat, scheidet den Antheil, welchen Hamann an dem Style desselben hat, sehr leicht heraus. Der Ton ist hier auch prophetisch, die Wendung apostrophisch. Dogma und Polemik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt, die Leidenschaften gegen die Franzosen und Pfaffen überraschend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem

Goetheschen Steckenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem Weihegebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo für die Recitation fast noch willkommener macht, als die Schiller'sche. Allmälig wurde Goethe Meister dieses üppigen fleischigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhorischem Numerus rauschend, doch nie anders als in sanft schmelzender Zerkräuselung sich am Ufer bricht. Der Wellenschlag des mittelländischen Meeres lockte das Gefühl des Taktes und der rhythmischen Abmessung, und die Herrlichkeit dieser Prosa fluthete dann hinüber in Tasso's und Iphigeniens melodischen Jambus. Seine] Poesie wird Athmen der Natur. Die Natur spricht, spricht in Tönen, Musik ist die Seele seiner Schöpfungen; mag er nun in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuscheln fischen, oder auf dem Nacken einer Römerin die fleischigsten Hexameter trommeln.

Goethe hatte Noth sich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt, fühlte aber bald, wie wenig ächt dies war, dauerte nicht aus und blieb im Fragmente stecken. Was trieb ihn nicht alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Vossens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erst mit dem Tode Klopstock's veröffentlicht werden sollte, hielten Goethe's epische Interessen in fortwährender Spannung. Er gesteht selbst, daß ihn das metrische Bedürfniß zu Reinecke Fuchs getrieben. Gott sei Dank, Achilleis blieb schon ein Fragment. Aber die epische Breite hatte ihn erfaßt und zwang seinen Genius zu einer neuen

Metamorphose, zur Cultur einer Prosa, deren glänzende Entfaltung die schon erschienenen Bände Wilhelm Meister's ahnen ließen.

Goethe's prosaische Diktion verdient eine Betrachtung, die sich vom Dichter unabhängig anstellen läßt; denn hier ist in der That ein Maßstab entdeckt, durch welchen die schwankenden Bestimmungen über den deutschen Ausdruck geregelt werden sollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müssen, welcher, reich an Gesetzen, in Goethe's Prosa herrscht. Diesen geglätteten Marmor nachzuahmen, möcht' ich weniger anrathen, als ihn zu studiren.

Goethe's Prosa ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit, man sieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends selbst oder die Gehirnfiber transparent hindurch schimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Goethe's Prosa ist eine Perspective des Theaters, ein überdachtes erlerntes, vom schaffenden Gedankensouffleur leise zugeraunte Stück. Goethe reproduzirt sprechend, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist diese Sprache deutlich und doch bescheiden, klar ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatisch.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu und dennoch strengt die Lektüre an und nimmt alle unsere Geistesthätigkeiten in Anspruch. An

Goethe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Produktion des Gedankens und schließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Göthe's Prosa, wie das wohl geschehen ist, mit der oceanischen majestätischfluthenden Ruhe des Weltmeeres, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Goethe's Anregungen sind belebend und reproduktiv und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig nachgeahmt, man scheint dabei vergessen zu haben, daß Goethe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung klassisch ist. Am glücklichsten sind darin die Herren Carus in Dresden und Varnhagen von Ense in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß Goethe selbst ein Mißverständniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchstzerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sparsamkeit benutzte, so verwischte er ein wenig ihren klassischen Stempel. Die Reproduktion verwandelte sich in Abstraktion. Alle konkreten Anschauungen verflüchtigten in formlose Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystifizirende Nebelflöre und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in sehr vague Flüssigkeiten. Ja diese abstrakte Ausdrucksweise Goethe's theilte sich zuletzt sogar der Poesie seines Verses mit. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränkte, wenn sich gerade im Gedicht diese ausweichende Diplomatie in eine besondere Geheimnissung und Wichtigkeit

verwandeln konnte, so schützte uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeste in die vielversprechendsten Kleider gehüllt sahen. Wer erinnert sich hier nicht der Artikelauslassungen, der Infinitiv- und Partizipial-Construktionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der „hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, schönstens suchte zu vereinen?" Oft aber drang durch diese häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät und ohne Aufhören wurden sie entschuldigt durch des Alters redselige Lust der Mittheilung, die uns auch hier so Manches hinterließ, was wir zur Charakteristik unseres Dichters schmerzlich vermissen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück, wenn es sich nächst der Diktion um die Veranlassungen der Goetheschen Produktionen handelt.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von der Gelegenheitspoesie hatte. Fast alle seine Dichtungen gab der Zufall an. In seinen Jugendkreisen herrschte ein heiterer geselliger Ton, der sich durch wechselseitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Masse unterstützte, und der zunächst im vorzüglichsten Grade die Satire begünstigte. Goethe verlebte eine Jugend, die rings von geselligen dichterischen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war ein origineller Mann, in dessen Kopfe sich praktische Ideen und Pläne durchkreuzten und der um jeden Preis auch den Sohn dafür gewinnen wollte, der sich aber auch von dem Ehrgeize nicht trennen konnte, an seinem Sohne auch den Ruhm eines schönen Geistes zu erleben. So ging kein Familienfest ohne poetische Verherr-

lichung hin. Das Verhältniß zu Lili zeigt uns selbst den Verfasser des Werther und Götz noch mitten in diesen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdlichen Opfergaben auf dem Hausaltar der Geselligkeit. Liebend oder spottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargestellt, die Pläne gestalteten sich schnell und verkörperten sich in den leichtesten und zufälligsten Formen.

Wenn auch Goethe gegen diese Produktionen streng war und sie vernichtete, so konnte er doch niemals diesen Instinkt eines plötzlich und unmittelbar auflodernden Interesses unterdrücken. Alles Neue ergriff ihn lebhaft und zwang ihm die Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poesie war in ihm das Gesundeste, ja noch mehr als dies, sie war positive Heilkraft und verwandelte jedes wissentliche oder im Gefühl versteckte Unbehagen in verlebte, objective, zurückgelassene Zustände, wo der Schmerz sein Nachweh und auch die Freude jene Ueberraschung verlor, mit welcher sie doch das Gemüth mehr zu beängstigen, als zu erquicken pflegt. Einem Dichter, der über seine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an, er ist der größte Egoist; denn selbst das Unglück ist bei ihm ein Geschenk, für welches er den Göttern danken muß.

Goethe kam so unbewußt in seine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit die Physiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte; jede neue Kraft, welche auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird sie sogleich nach Gesichtspunkten, die in ihrem Interesse gestellt sind, ermessen und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben suchen, wo sie sich einbildet, den Schaden oder das Fehlende ersetzen zu können. Goethe aber war so wenig Willens, auf

die Theilnahme des Publikums zu spekuliren, daß er selbst nach seinen ersten veröffentlichten Produktionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopstock, Gleim und die seiner Natur entgegengesetztesten Geister zu verlangen schienen. Goethe stand in keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demselben positiv mit sich zum Geschenke machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung wußte er sich am wenigsten in Einklang zu bringen und hat, ob seine Wirkung gleich gewaltig war, doch niemals in dem selbst gelebt oder hat in dem fortgefahren zu leben, wo sein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wüßte Nichts, was so schlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als dessen Harmlosigkeit. Während Klopstock, Voß, Ramler, Wieland, Herder in ihren einmal angeschlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit besaßen, die sie zuletzt, fast möchte man sagen, zu ihren eigenen Plagiatoren machte, hielt sich Goethe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können oder eine Religion, deren erster Priester er etwa hätte sein müssen. Freilich hatte er bei dieser Zufälligkeit seiner Bestrebungen den meisten Verlust. Wie schlagend auch seine späteren Effekte waren, so wurde er doch, nachdem er Werthern durch den „Triumph der Empfindsamkeit" begraben und das Vorurtheil des Publikums getäuscht hatte, niemals wieder recht populär. Auf Kosten einer ihn und seinen Genius vernichtenden Monotonie wollte er es nicht sein. Nur diejenigen Schriftsteller sind, wie z. B. Schiller, plötzlich ein Gemeingut aller Klassen geworden, welche das Publikum einmal an einen bestimmten Ton gewöhnt haben, welcher nun immer

in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem neuen Buche stört die Bequemlichkeit der Leser, setzt eine Beschäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erschwert somit das allgemeine Verständniß, ohne welches es keine Popularität gibt.

Goethe legt allerdings auf seine Behauptungen über die Gelegenheitspoesie zu viel Nachdruck. So genialisch auch zufällige Veranlassungen, z. B. seines Clavigo sind, so kann man doch nicht zugeben, daß die durch Goethe's gesellschaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorieen und Festspiele durch die Zufälligkeit so interessant würden, als sie wirklich langweilig sind. Dennoch bleibt das Prinzip für die ganze Laufbahn unseres Dichters entscheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, so möcht' ich hier an die Masken und die Musik erinnern. Jene, von dem Dichter mit so viel Vorliebe gebraucht und in mancherlei Mummereien und der Lust am Geheimnisse sich aussprechend, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen possenhaften Gesellschaft-Arrangements, welche zum erstenmal in Goethe das Bedürfniß anregten. Ja die Musik war es, welche ihn ohne Weiteres in den Vers hinein warf, so daß nicht nur seinen lyrischen Gedichten die Melodie immer von selbst vorzuklingen scheint, sondern sein produktiver Eifer sich auch an Singspiele machte, die, wie Erwin und Elmire, besonders aber Claudine von Villabella, freilich keine hohen Anflüge nahmen, aber doch gewandt angelegt und im Einzelnen allerliebst ausgeführt sind. Eine Hast ergriff den Dichter, sich unaufhörlich in Kompositionen dieser Art zu ergehen. Seine Mittel standen ihm immer siegreich zur Seite und unterstützten ihn

darin, daß seine Poesieen vom Gefühl der praktischen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfnisses veranlaßt wurden. Die Oper, die ernste wie die komische, ist unersättlich in ihren Forderungen an die improvisirte Erfindung.

Der Klang der Musik bahnt uns den Weg, um besonders an Goethe's lyrischen Erzeugnissen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden und von des Tages Ordnung angegeben ist. Glücklicherweise haben wir fast zu allen ihren Einzelnheiten lebendige Schlüssel der Biographie und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Ahnung ergänzen.

Nach Petrarka gab keine Lyrik so viel Wahrheit für Dichtung, wie Goethe's, und Goethe übertrifft sogar Petrarka. Denn was Petrarka sang, verstand sich nur für die Situation, in der er sang, und erhielt sich für sie in der Literaturgeschichte. Doch Goethe's Poesieen, meist durch individuelle Erlebnisse angeschlagen, klingen auf Alles anwendbar im Volkstone fort und sind in die Theilnahme der Masse, die freilich den Verfasser nicht mehr anzugeben weiß, noch tiefer gedrungen, als die Gedichte Schiller's.

Unbefangen und heiter sind Goethe's lyrische Erstlinge. Sie adoptiren die poetische Sprache der Zeit, den Schäferton, wo Amor sich zu Damon schleicht und dieser gute Junge, sanft die Flöte blasend, Dorilis aus ihren Träumen weckt; Luna schleicht mit Silberglanz durch Busch und Eichen und Zephir ist der beschwingte Bote, der der Schwester Apollo's leise voranweht. Hier ist Alles klein, zart, frisch, heilig durch die Veranlassung; man nascht und tanzt mit den Amoretten, der Ernst wird vertändelt und selbst die Empfindung scheint mehr poetisch überliefert, als von innen hervorquillend.

Jetzt kommen schon tiefer klingende Töne, das Versmaß ist länger ausgehalten, der Dichter sehnt sich nach der ersten Liebe und sieht die Unschuld in Nebel gehüllt von ihm wegfliehen. Plötzlich bricht ein schreiender Akkord in diese Modulationen. In dem Gedichte Abschied friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine schneidend kalte, aber unübertrefflich wahr und schön gefühlte Resignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht und verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch vom tiefsten Schmerze durchschnitten ist. Der Dichter begründet sein philosophisches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge und um den Mund zu gleicher Zeit ein Lächeln jagt. Tiefe Stille herrscht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überstandenem Sturm; auf der ungeheuren Weite regt sich keine Welle mehr; er steht am Mast, leicht hingelehnt und pfeift seine Maxime der Gleichgültigkeit: Sehe jeder wie er's treibe! Und doch kommt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn, er kann der Ermunterung: „lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," nicht die siegreiche Kraft des Trostes abgewinnen und schleudert seinen ungeheuren Groll in reimlosen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnaß herab, wie sie nie wieder erstiegen ist.

Da faßt ihn eine frische Neigung, hinreichender Ersatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und diese haucht in Liedern aus, die nicht so melancholisch sind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr so allgemein sehnsüchtig und in der Geliebten nur die Liebe liebend, sondern rasch, klug, besorgt, angemessen Ort und Stunde. Wer erlebte dies nicht! Du scheitertest schon oft mit deinem Her-

zen, du hast die Liebe schon als Kunst, dein Benehmen ist ein Handgriff der Verführung, und dennoch sehnt sich die letzte Abendröthe weichender Unschuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und ächten Empfindung, die uns, von unserm Herzen ausgeschlossen, zu gewinnen kaum noch möglich schien und sich in den schmelzendsten Tönen offenbaret. So in diesen Liedern Goethe's. Die Liebe mäßigt sich, da sie wohl aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überstürzen und keine Genüsse zeitigen und zu rasch abschlürfen soll, und trotz dieses Raffinements wird der Dichter mit recht frischem Herzen noch einmal wieder naiv und munter, ein Bär, den Lili's Menagerie bis zum Murmelthiere zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungestillten Sehnsucht, war sie früher nur die Vertraute des Liebenden, so ist sie jetzt lebendig geworden und Leben schaffend, sie öffnet ihre Mannichfaltigkeit einem Auge, das sich Aehnlichkeiten ihres Glückes sucht, ihre Situationen ordnen sich vor dem beruhigten sinnenden Dichter, fremde Zustände locken seine behagliche Betrachtung und die poetische Form wird eine neue, die Ballade.

Goethe verstand unter Ballade jede poetische Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher eine Staffage nimmt. Dies ist immer eine historische, gleichviel ob er sie der Geschichte entlehnt oder schlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch seine eigenen Mittel und Wege geschaffen ist. Diese Mischung von Epos und Lyrik äußert sich am liebsten dramatisch, wie auch in den schottischen Beispielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu ersetzen pflegt. Indem Goethe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nur nicht aus ihm selbst war, übertrug, schuf er eine neue

Gattung der Poesie, die von Vielen später mannichfach und gut kultivirt, die deutsche Verskunst in leiblichem Schwunge erhalten hat, selbst als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieser Weise wand z. B. Wilhelm Müller recht anmuthige Kränze, wo sich dieselben Situationen der Zärtlichkeit, Eifersucht und Versöhnung immer mit verschiedenen Subjekten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Musikanten, wiederholten. Auch ist die schwäbische Schule mehr ein Produkt der Goetheschen Ballade, als des Goetheschen Liedes, nicht blos in den historischen Sagen, wo es in die Augen fällt, sondern selbst in der Originalität der Uhlandischen Muse. Uhland hat die Baukunst von Goethe's Ballade gelernt. Es sind fremden Herzen unterlegte Empfindungen, die er besingt; es sind Thatsachen des Gefühls, um welche er mit Leichtigkeit einen historischen Rahmen legt. Das Zusammenfallen der ursprünglichen Idee mit diesem historischen Vehikel gibt allen Liedern Uhland's jenen epigrammatischen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyrische Gedicht mancherlei Verwüstung angerichtet und an die Stelle der Empfindung den Witz gesetzt hat. In Goethe's Ballade, nämlich dem Genre, das er auf seine eigene Rechnung so nannte, herrscht eine eigenthümliche Zweiheit, welche immer der Ausdruck der Reflexion ist. Uhland steigerte dies bis zum höchsten Grade und erreichte damit oft eine ungemeine ergreifende Wirkung. Wer kann das Schloß am Meere und Aehnliches lesen, ohne zu gestehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erst das Gedicht beginnt? Man ist überrascht von dieser kunstvollen Einfachheit der eben gehörten Fragen und Antworten, so daß sich erst am Schlusse

derselben vor unsern Augen die ganze Anschauung der poetischen Situation zusammensetzt und sich ein Ton aus unserm Innern heraufwühlt, der die tiefsten Saiten unseres Gemüths zu wunderbaren Melodieen weckt. Es ist dies einzig die frappante Wirkung des Epigrammatischen. Diese Form zwingt uns Vorder= und Nachsatz noch einmal zu wiederholen und für uns selbst den Ursachen eines Gedichtes nachzuspüren, von dessen Wirkung wir elektrisch längst getroffen sind.

Goethe's späteste lyrische Erzeugnisse sind trunkene Orientslieder, mit welchen Anakreon sich die greise Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernsten oder scherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Barbiton unter den Gästen kreiste, so blieb Goethe der griechischen Sitte immer eingedenk und sang frisch und munter sein Skolion herunter. Er lehrte dann die lachende Weisheit der epikurischen Gärten, Weisheit des Lebens, heiterste Resignation und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchsten Alter von jedem Tag die reifende Frucht zu brechen. Und so hat dieses Gedicht der Goetheschen Muse einen inneren Bezug und läßt sich einer allgemeinen Weltansicht einreihen. Nichts steht abseiten und würde nicht mit dem ganzen ausgedehnten Mantel des Sängers zu decken sein. Aber äußere Maßstäbe reichen schwerlich dabei aus, sie ließen das Meiste unverstanden und würden oft mit unbehaglichen Resultaten enden. Es ist mit diesen Gedichten, wie Goethe selbst sagt, wie mit den gemalten Fensterscheiben einer Kirche. Draußen sehen sie schwarz und gefleckt aus, von innen aber leuchten sie mit wunderbarer Pracht und das vom falschen Standpunkte Unverständliche löst sich vom rechten in Sagen und Geschichten, in feste

Gestalten, Ebenmaß, Schatten und Licht auf, daß unsere Augen wie durch Zauber geblendet sind.

Es ist nicht die Absicht dieser Unterhaltungen, nach vielen trefflichen Vorgängern uns mit einer Charakteristik der einzelnen Dichtungen Goethe's zu beschäftigen. Wir suchen nur, zu einem Zwecke, der sich auf die Länge noch deutlicher herausstellen soll, das Individuelle an ihm zu charakterisiren und nachzuweisen, wie bei ihm Kunst und Natur sich schöpferisch vermählten. So macht es denn auch unser Standpunkt der Literaturgeschichte und Poetik nothwendig, hier noch einige Erörterungen über das Schöne beizubringen, wie es sich Goethen anbot, wie er es suchte, und zuletzt, wonach er es beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird schnell zur Hand sein und sagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinste und korrekteste Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit selber wäre und daß das poetische Genie immer auf der Stufe stehen müsse, auf welcher Raphael stand.

Aber die Aesthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealische, das Korrekte und Klassische ist als Formel die schlechteste Befruchtung der Phantasie. Man kann durch einen Heuschober zu einem bessern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpalast. Daraus folgt, daß sich das dichterische schaffende Genie ebenso um die Niederländer, wie um die Italiäner bekümmern muß.

Goethe's poetische Erziehung bestätigt diese Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Gallerie, Raphael und Correggio versteht er nicht, aber Rembrandt, Rubens und sogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn lebhaft an. Goethe ging durch den Mannheimer Antikensaal, mehr befürchtend und staunend, als durch die zahllosen Schönheiten an-

geregt. Das Allgemeine, Idealische zündet den poetischen Genius nicht so sehr als das Individuelle, Einzelne, Charakteristische.

Goethe hat uns den Eindruck überliefert, welchen in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Stück von Goudt nach Elsheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Christi riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat sich Jupiter auf einen Großvaterstuhl niedergelassen, Merkur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Lieblingsschwänke, durch Merkurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet sieht. Nun setzt Goethe, gar bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben." Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entspringt aus dem Einzelnen und Individuellen, so wie auch nichts den Dichter so ergreifen wird, als was ihn überrascht, nämlich die Nüance. Alles Schöne wird sich dem Genius ursprünglich als eine Handlung, eine Situation, kurz als etwas offenbaren, das mit uranfänglicher Gewalt aus den Dingen selbst herausspringt und die Kreise seiner weiteren Ausührung wie ein in das Wasser fallender Tropfen von selbst zieht. Kein schöpferischer Geist nimmt zuerst eine Idee, um sich nachher die ihr entsprechenden Personen zu suchen, sondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene positiven, wirklichen und von der Wirk-

lichkeit erfundenen, welche die ihnen entsprechenden Ideen von selbst ausstrahlen. Das Schöne an und für sich, betrachtet in der harmonischen Gestaltung aller Theile eines Kunstwerkes, macht wohl zunächst den Eindruck des Charakteristischen nicht und soll es nicht, da das Schöne ja nur die Einheit im Charakteristischen selbst ist; das Charakteristische aber ist es, welches die Schöpfung veranlaßt. Wenn sie zuletzt schön wird, so ist dies das Uebereinstimmen des Anfangs mit dem Ende, der Ausführung und der Idee. Diese Begriffe bleiben fest, so lange die Literatur nicht durch die Schule, sondern durch die Naivetät des Genies bestimmt wird.

Goethe unterlag jedoch dem Ueberraschenden nicht; dagegen wappnete er sich durch seine Kunst. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieser Lichtpunkte nicht aus und schlugen immer in die Extreme über, so daß sie auf der einen Seite entweder sehr glatt, sorglos, lüstern einathmend, weiblich genießend wurden, auf der andern rauh, struppig, immer aufgeregt, samenschwellend, in Ueberfülle gebend, pointirt. Die Romantiker konnten die Theilnahme nirgends fassen, weil sie dieselbe von allen Seiten angreifen wollten. Da war alles pikirt, alles sonderbar und originell, die Farben waren nicht verwischt, sondern lagen dick aufgetragen, wie auf der Palette. Der Eindruck war barock, wunderlich und zuletzt ermüdend, weil es an Ruhepunkten überall gebrach. Ebenso das entgegengesetzte Extrem, welches durch einen der ersten Stifter der Romantik, Heinse, recht deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannichfach an, ein hoher gebildeter und freier Geist umweht uns, mancherlei Ueppigkeiten machen sogar unser Blut in kleinen Kügelchen durch die Adern rollen. Doch halten wir nirgends inne,

kein Vorsprung, der besonders originell wäre, hemmt den allerdings kecken und doch wieder so phlegmatischen Lauf; man fühlt sich von keiner einzigen Idee lebhafter angespornt oder erschräcke einmal vor irgend einer besonders überraschenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, so endete sie auch mit der Monotonie; denn was kann monotoner, verschwommener und langweilig egaler sein, als Fouqué und die Minnesänger?

Wenn man die Gesetze der Goetheschen Dichtkunst auf eine Formel zurückführen will, so beschränken sie sich auf die Relativitäten der beiden Begriffe des Allgemeinen und Besondern. Das Besondere sollte immer dem Genie und das Allgemeine der Kunst angehören, aber die Erfahrung zeigt uns, daß man das Allgemeine gern für die Sache des Interesses und das Besondere für die Sache des Geschmackes hält. Es giebt viele Dichter, welche ihre Nation beglückt haben, wenn sie zur abstrakten Allgemeinheit einer guten, löblichen Idee die positive und konkrete Unterlage eines Faktums suchten. Aber die Größten sind es nicht. Das Genie beginnt mit dem Faktum und besitzt so viel Kunst und Natur, daß es dasselbe auf die günstigste Weise auch immer unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unser Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, sehr viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit und die Tendenz geben zu müssen, und wäre die Bildung dieses Zeitalters weniger rhetorisch, so würde es für die Besonderheit denselben Instinkt haben, den es jetzt nur für die Allgemeinheit zu haben scheint; es würde allerdings die Dichtungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Goethe's, weil Schiller kühn und Goethe nur weise war; aber doch niemals das Genie des Letztern gegen

das Genie des Ersteren in Abrede gestellt haben; da in der Literatur wenigstens das Besondere höher steht, als das Allgemeine.

Goethe, wie er sich denn selbst das Klarste war, empfand bei einer zwischen ihm und Schiller eingetretenen zarten Differenz den Unterschied vollkommen, wenn er sagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nur dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät."

Wir setzen hinzu: die Initiative der Schiller'schen Dichtung war das Interesse. Er suchte darauf für seine Begriffe die persönlichen Spiegelbilder, und Dank seiner Bestimmung! daß er oft die trefflichsten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltlosen Instinkte ging er aus, seine glühende Einbildungskraft kam dem suchenden Verlangen zu Hülfe und gaukelte ihm lange Züge von Gestalten vor, aus denen er wählte, was stark genug war seine Stärke zu tragen. Je reifer die Anschauung, desto glücklicher die Wahl. So sind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämonisch-markirten Bestimmtheit, doch unsere Vorstellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieser Dramen stürzt ihre Erfindung zusammen und der uns packende Rest ist ein unbestimmtes, leeres, schauerliches Mißbehagen an der Gesellschaft, das, weil die Weltkopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu

wieder gibt, auch nicht einmal Entschlüsse in uns bewirken kann. Wie schnitt Schiller am Stoffe des Fiesko herum! Wie schwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatsache aus, die Thatsache zu sichten und zu ordnen! Posa ist vortrefflich, aber für das Hauptinteresse des Karlos nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Eben so müssen in der Stuart und Jungfrau immer Repräsentationen von allgemeinen Begriffen auftreten, Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken und die Thatsache nur zum Vehikel beliebiger Vorstellungen zu machen scheinen. Erst Wallenstein und Tell genügen; jener, weil er in der That individuell gehalten ist; dieser, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Besondern selbst zusammenfällt.

Ueber Goethe's Dichtungen schwebt niemals der große Schiller'sche Horizont, sondern sie halten das Interesse streng an der Sache und offenbaren sich mikrokosmisch. Goethe gibt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perspektiven und Fernsichten in sie, unermeßliche zwar, aber in einem und demselben Kunstwerke oft nach den entgegengesetzten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der poetischen Besonderheit zeigen sich hier alle Gesetze der Pflanzenmetamorphose, an diesen dünnen Staubfädchen wird man dennoch in das innerste Heiligthum des Naturgeheimnisses gezogen, an diesen bunten schimmernden Farben sprechen sich die himmelanziehenden Gesetze der großen Sonne aus. Ob uns Tasso eine Gefühlswelt, Carlos ein System der Lebensphilosophie und die Hölle im Faust den ganzen Himmel erschließt; es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schleppkleide der Gelegenheit, wie sie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch angibt, zieht der Dichter den Triumph der ganzen

Erde nach sich. Wenn Schiller einen größern Umfang zu haben scheint als Goethe, so ist dies, wie Sterne von großen Nebelringen umgeben sind. Goethe hat diesen Nebelring nicht; dafür ist aber sein Kern strahlender und wirkt besser in der Finsterniß.

Goethe hatte einen solchen Abscheu vor dem Allgemeinen, daß ihn auch jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Fragt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn sie gefallen, läßt er sich den Dingen geben, oder müssen sie darnach gewählt sein? so trieb Goethe seine Furcht, daß man das Leben in eine Formel einfangen könnte, so weit, daß er sogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, hätte schon an sich etwas Unstatthaftes. Goethe hütete sich, die Schönheit in etwas Einzelnem zu finden, da sie im Gegentheile immer etwas Zusammengesetztes sein müßte. Wie kam er zu dieser Sprödigkeit?

Goethe war in der Mitte seines Lebens umdrängt von Theorieen über die Schönheit; kein neues System etablirte sich, ohne nicht auch für die Aesthetik Fächer und Repositorien aufzuthun. Das veranlaßte Goethen, sich hierbei immer negativ zu halten und über Begriffe, für welche der grassirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, immer im herabgestimmtesten Tone zu sprechen. In dieser Fluth barbarischer Wendungen und Hypothesen war es für den Dichter sogar ein Verdienst, die Göttlichkeit seiner Mission in irdische Worte zu kleiden und das Schöne mit einer scheinbaren Geringschätzung zu beurtheilen. Der philosophische Nebulismus schien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. s. w. verdrängen zu wollen; man mußte retten;

mußte der praktischen Vernunft, man mußte der Poesie als Polittik und dem menschlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eiferer übersahen dies Verdienst. Die Einfachheit, mit welcher Goethe über seine Kunst wie über ein Handwerk sprach, diese Einfachheit, welche uns aus den transscendentalen Zeiten die gesunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligste Auslegung. Man brachte es dahin, daß es scheinen sollte, als hätte Goethe wirklich eine Verwandtschaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunst selbst wie die Schusterei getrieben habe. Wolfgang Menzel wenigstens, ohne Kenntniß der deutschen Philosophie und nicht ahnend, daß Goethe's Aussprüche über die Kunst im oppositiven Sinne gegeben sind, behandelt den Dichter wie einen Fabrikanten.

Es scheint mir, als hätte Goethe bei Gelegenheit seines Besuches in Münster im Jahr 1792 sich über den Begriff des Schönen am aufrichtigsten geäußert. Einer so individuellen, humanen und wohlwollenden Philosophie, wie der des Hemsterhuis gegenüber, ließ sich schwer in Widersprüche gerathen. Hemsterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erscheinung, wo wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Momente bequem überblicken und fassen können. Diese viel zu weite, auf besondere Fälle nur sehr schwerfällig anwendbare Definition unterschrieb Goethe, falls sie so zu verstehen wäre, wie er sie später in seine eigene Sprache übersetzte. Er kommentirte so: das Schöne sei, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne sei nicht sowohl leistend als versprechend und müsse hoffen, begehren und erwarten machen.

Nichts ist schön, das nicht anregt. Schönheit ist ein psychischer Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem seligen Genusse zusammenfallen und nichts in unserem Sein ohne Erschütterung bleibt, selbst der sinnliche Theil nicht. Schönheit an und für sich, als das Dargestellte ohne Ausfluß auf unser Entzücken gedacht, ist auch nichts Vollendetes in dem Sinne, daß sie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und gesteigert werden, sondern sie ist der Grundton, in welchen unsere ergriffenen Sinne einfallen müssen zum harmonischen Akkorde. Das Schöne ist nichts Absolutes, das nach eigenen Gesetzen construirt, regelrecht gefügt, kalt und stumm wie Narziß sich an seinen eigenen Reizen weidete, sondern Sehnsucht, die den Arm verlangend ausstreckt nach einem andern Auge, in dem sie sich spiegeln, einem andern Munde, aus dem sie sich selbst verstehen kann. Die abgeschlossene Ruhe der Antike ist ein längst bestrittener Satz und so lange die alten Marmorbüsten Augen ohne Sterne haben, werden sie eines Herzens bedürfen, das sie empfindet, und ihre geisterhafte Stummheit zu lösen ihnen entgenkommt. Das Erhabene ist nicht das Schöne. Das Erhabene ist Gefühl der Masse, des Gleichgewichtes und eines, es tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene ist einfach, die Schönheit zusammengesetzt. Das Erhabene ist die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles was strebt in's Unendliche, ein Thurm des Münsters; das Erhabene überwältigt, es produzirt in uns nur Rührung und Ohnmacht; aber das Schöne erhebt, das Schöne ist Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden selbst zum Künstler. Denn man weiß, daß das Schöne immer erst aus der zweiten Hand kommt, wenn die Natur die erste ist.

Dies Gebäude, Gemälde, Gedicht ist eine Täuschung; hier wetteifert die Kunst mit der Wirklichkeit, und sagen werden wir: das ist schön! wenn wir jenen Coïncidenzpunkt fassen können, wo das Mechanische plötzlich Organismus zu sein scheint, wo uns die Illusion wie lebendig in's Antlitz blickt und die fortwährende ästhetische Ueberraschung gleichsam macht, daß uns die Stifte des Kunstwerkes, die Theile einer Sache, die ja nur eine Vorstellung ist, zusammenzufallen scheinen und wir hinzuspringen, nachzubilden, nachzuschaffen und das zu suchen, was Dank den Göttern! noch nicht verloren ist.

Dies sind die Wirkungen des Genies. So wird sich Goethe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen und Gebildeten werden immerdar von seinen Zauberschöpfungen gezündet werden und durch sie den in jedes Menschen Brust schlummernden Poeten in sich wecken. Die Produktionen erhalten sich wie ein Saatkorn, das auf hunderterlei Aecker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbste sichert. Und l e b e n in seinen Werken, sichert noch vorm Tode nicht; aber in seinen Werken z e u g e n — das ist der Prüfstein!

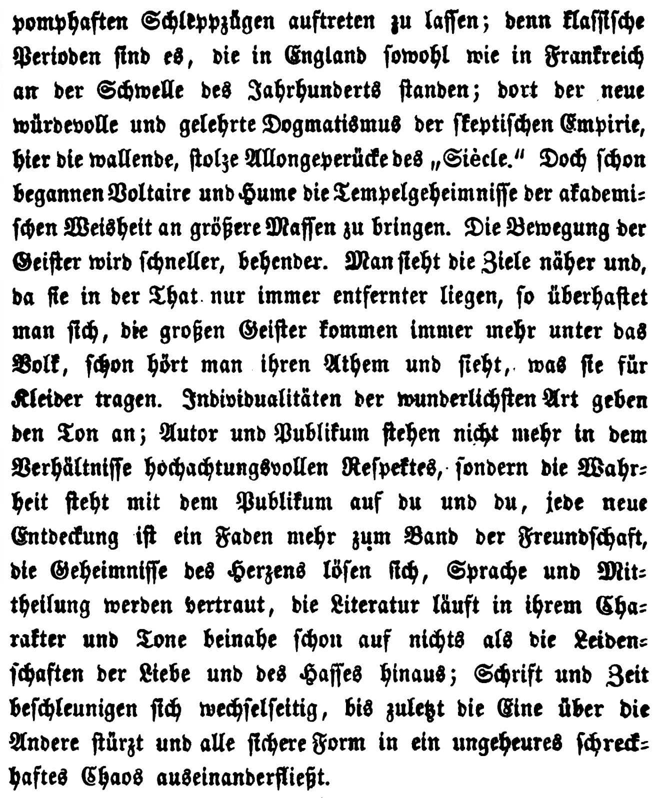
III.

Wem wird die Muse der Geschichte die Feder in die Hand drücken, um ein Kulturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben?

Wenige Epochen vereinten so viel und so entgegengesetzte Elemente in sich, um zugleich bunte und durch ihre Mannichfaltigkeit anziehende Gruppen zu bilden; wenige sind so bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach gewesen. Da schwebte über ermüdeten Zuständen eine wunderbare Aufregung; da hatte sich über die allgemeine Verwesung der positiven Begriffe und Institutionen ein phosphorescirender Schimmer von Idealismus gezogen, der sich zuletzt in einen erschrecklichen Brand entzündete.

Der Geschichtschreiber würde Mühe haben, sich in alle diese Anfänge sogleich zurecht zu finden, wenn sie nicht ein so entscheidendes Ende gehabt hätten. Der Abschluß des Jahrhunderts erleichtert ihm sein prüfendes Geschäft, gibt ihm ein sicheres Ziel und für die einzelnen Bildungsmassen ein ordnendes Theilungsprinzip.

Ich dächte die Oekonomie seiner Darstellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerst in würdigen und

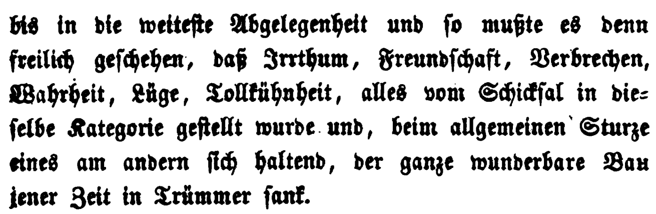


pomphaften Schleppzügen auftreten zu lassen; denn klassische Perioden sind es, die in England sowohl wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts standen; dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der skeptischen Empirie, hier die wallende, stolze Allongeperücke des „Siècle.“ Doch schon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheimnisse der akademischen Weisheit an größere Massen zu bringen. Die Bewegung der Geister wird schneller, behender. Man sieht die Ziele näher und, da sie in der That nur immer entfernter liegen, so überhastet man sich, die großen Geister kommen immer mehr unter das Volk, schon hört man ihren Athem und sieht, was sie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderlichsten Art geben den Ton an; Autor und Publikum stehen nicht mehr in dem Verhältnisse hochachtungsvollen Respektes, sondern die Wahrheit steht mit dem Publikum auf du und du, jede neue Entdeckung ist ein Faden mehr zum Band der Freundschaft, die Geheimnisse des Herzens lösen sich, Sprache und Mittheilung werden vertraut, die Literatur läuft in ihrem Charakter und Tone beinahe schon auf nichts als die Leidenschaften der Liebe und des Hasses hinaus; Schrift und Zeit beschleunigen sich wechselseitig, bis zuletzt die Eine über die Andere stürzt und alle sichere Form in ein ungeheures schreckhaftes Chaos auseinanderfließt.

In einer so leidenschaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke saß nun das Individuum mitten in den meist feindseligen Widersprüchen inne. Früher machte es die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelassen zu werden; aber jetzt ist es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen und gibt seine eigene Stimme ab. Natürlich, die Verschiedenheit

der Meinungen zwang die Verfechter derselben, Unterstützung für die ihrige zu suchen. Parteiung tritt an die Stelle der exoterischen Andacht; die Interessen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach sich und die Literatur wird das Vehikel dieser Interessen. Allmälig werden die, welche lesen, die Faktoren des Schriftwesens; die Bücher nähern sich den Briefen; für alle europäischen Literaturen legt sich der Grund zu jener ungeheuren Produktionsanregung, durch die der Journalismus zuletzt eine Macht wurde, welche die Literatur selbst zu verschlingen drohte.

Auch hat man nie wieder gesehen, daß das Individuum sich selbst so entschieden zum Echo des Organes der Kultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angebornen Lebensverhältnissen, Sitten und Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlassend, und das erwähnte Lebensziel, besonders wenn es eine Stelle in der politischen Maschine war, als das Widerwärtigste Preis gebend, machten sich die aufgeregten Köpfe zur Abspiegelung des Neuen, traten zu allen Vorschlägen gläubig hinzu und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerstes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrschaft des Buchstaben, sondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Persönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Axiomes des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menschen besser wären, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, welche von jener Kraft der Persönlichkeit empfingen, suchten aus derselben auch wiederzugeben und schufen dadurch für die menschliche Existenz eine Wechselseitigkeit der Berührungen, die auch dem Unbedeutendsten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Mission aus seiner Sphäre heraus hob. Die Familiaritäten der großen Geister erstreckten sich


bis in die weiteste Abgelegenheit und so mußte es denn freilich geschehen, daß Irrthum, Freundschaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles vom Schicksal in dieselbe Kategorie gestellt wurde und, beim allgemeinen Sturze eines am andern sich haltend, der ganze wunderbare Bau jener Zeit in Trümmer sank.

Von diesen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutschland. Für jede Idee, die über die Gränze kam, fanden sich Apostel, Märtyrer, ganze Gemeinden, und veranlaßten Widersprüche oder weitere Begründungen, welche zuletzt in den Deutschen selbst die Originalität weckten. Die französischen und englischen Einflüsse mußten um so entscheidender auf Deutschland wirken und in diesem Lande den ganzen Kern des achtzehnten Jahrhunderts zusammendrängen, als da selbst das Terrain so gänzlich unbebaut war, als sich alle neuere Kultur dort von der untersten Stufe aus bis zur höchsten entwickeln, von dem braven und beschränkten Verstande des Bürgers bis zur accelerirtesten Beweglichkeit des feinen Esprits steigern konnte. War hier doch die schöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder gewesen! Lohenstein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Canitz und Günther Edelleute und noch Albrecht von Haller war ein vornehmer Mann, Ritter des Nordsterns, Herr von Goumoens, le Jux und Eclagnes, Präsident zweier Akademien und Mitglied von dreizehn gelehrten Gesellschaften!

Von dieser Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten, sondern die niedern Stände übernahmen die fortgesetzte Bestimmung der Literatur und versuchten sich zunächst in der trockenen moralischen Satire und dem komischen vor

England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerkennung, daß er auch der Bürgerklasse für die Literatur ein Privilegium gab, indem er den schlichten Hausverstand derselben zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menschen setzte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für diese Uebungen des Witzes und der Phantasie kein nothwendiges Requisit mehr, ja sie brauchte kaum abgeschafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürgerlichen Gegenstände nicht mehr passen wollten und sie sich, wo sie nicht als Travestie benutzt wurde, von selbst verlor. Rabener sicherte sich seine Thätigkeit, indem er die Vorsicht hatte, die höheren Stände zu schonen und sich mit der Persiflage von Advokaten, Aerzten, Frömmlern und mannichfachen Lebens- und Empfindungskreisen ohne Privilegien zu begnügen. Die höheren Stände blickten auf diese Erweckung der guten Köpfe sorglos herab, auf eine Rührigkeit des gutmüthigen Volkes, das sich unter einander zum Gegenstande seiner rege gewordenen Geistesthätigkeit machte. Ja die Satire wandte man sogar auf sich selbst an, wie Rabener, der damit der Welt zeigen wollte, wie wir von so vielen Verhältnissen, Neigungen und Begriffen verstrickt sind, über welche zuerst wir wohl selbst den Kopf schütteln müssen. Das erzeugte denn eine frische Luft des Daseins, eine Behaglichkeit an den beschränktesten Zuständen, Emsigkeit und Rührigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältnisse, in denen man, nicht ohne Ironie über sich selbst, aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herzlichkeit und selbst geistreichen Wesens, immer noch ein respectvoller Pedantismus, den selbst Geßner's arkadische Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer so kindlichen Stufe nun allmälig die Deut-

schen zu erheben und sie mit jenem Spiritualismus enden zu machen, wie ihn die sublimsten Culminationspunkte unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von außen kommend, sich auch den Deutschen mittheilte. Die Nation gab für Alles, was sie bekam, aus sich selbst das Mögliche hin und brachte es auf den Altar des unbekannten Gottes, welchem das achtzehnte Jahrhundert opferte. Wer war dieser unbekannte Gott? Man wußt' es nicht, man ahnte es und doch versah sich Niemand, daß dieser Gott die Revolution war, jene entsetzliche Thatsache, der sich auch Deutschland nicht entziehen konnte und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch als Ambos.

Den Uebergang aus der für das Ausland klassischen, für Deutschland aber altfränkischen Halbscheid, in die Periode der Beschleunigung und Aufgeregtheit, bildete die Epoche der Empfindsamkeit Das Herz reagirte gegen den Skeptizismus. Der kalte Zweifel löste sich in das Gefühl der Unzulänglichkeit und in eine Sehnsucht ohne Bestimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünschen, daß irgend eine begabte Feder die Vorseufzer, die dort und da, aus der Brust der europäischen Gesellschaft stöhnten, aufzeichnete und uns eine vollständige Geschichte jener melancholischen Lamentationen lieferte, welche zuerst in England angestimmt wurden?

Es war nicht bloß die Klage, sondern oft eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht selten der Selbstmord. Young's Nachtgedanken wirkten schon in dieser Art, daß sie die Herzen der Zeitgenossen mit einer ungeheuern trübsinni-

gen Oede erfüllten und sie das bittere Gefühl kosten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen gestirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüstern scheine als an der Helle des Tages und man ein Loos, in dessen Wahl sich der Schöpfer vergriffen zu haben schien, dadurch rächen könne, daß man es endete. Lassen jene optimistischen Gedichte, die mit frivoler Philosophie aus der Feder Voltaire's kamen und mit einem sehr edeln Enthusiasmus aus der didaktischen Leier Pope's, nicht schon den ganzen Abgrund melancholischer Verzweiflung ahnen, welchen die Epoche der Empfindsamkeit vollends aufreißen sollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majestätischen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären sucht, wie kann er hindern, daß nicht in seine Wunder das Gefühl unser selbst, in eine Hymne auf die Konstruktion des menschlichen Auges, die Anschauung dessen, was das Auge sieht, als schrillender Mißton einfällt und sich sein begeistertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum auf unserer Sehnsucht wiegt, auf dem lechzenden Verlangen, auch im Einzelnen die Erfüllung dessen zu treffen, was vom Allgemeinen wir in einer so strahlenden Vision sahen! So arbeitete die Unruhe der Menschheit selbst durch die Fesseln, die sie besiegen sollte, sich hindurch und quälte sich gerade in dem, was man ihr als Trost anbot, bis sich zuletzt ihr klopfender Puls in jene wehmuthsvollen Empfindungen auflöste, die uns so mächtig ergreifen, weil wir die Revolution erlebten und diese Rührung als eine schmerzliche Ahnung derselben betrachten müssen. Es sind aber besonders Rousseau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Diese beiden Geister, welche auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beschlag gelegt hatten, konnten sich wechsel-

weise durch ihre Verschiedenartigkeit ergänzen. Wo der Eine weinte, lachte der Andere; wo Jener zürnte, war dieser versöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derselben verschieden. Die Empfindung des Einen war so aufrichtig wie die des Andern; doch abstrahirte Rousseau jenen Schmerz, den Sterne aus Instinkt fühlte.

Der gute Rousseau! Ein mittelpunktloser unvertilgbarer Abandon an das Zufällige, Leichtsinnige und Gedankenlose stürzte ihn in tausend Handlungen und Verhältnisse, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man seine Schriften die Selbstkasteiungen eines Trappisten nennen könnte. Es macht Entsetzen, jene Gedankenlosigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rousseau die schönsten Jahre seiner Jugend vertrödelte, wie er sich als ein kindisches, träges und bewußtloses Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich ist es schön, daß Rousseau seine Lügen, Diebstähle und andere Verbrechen nicht im Allgemeinen auf die menschliche Natur schob, sondern sich selbst mit einer bewundernswerthen Strenge dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer solchen Selbstpeinigung, die bei einem edlen tugendhaften Charakter sich von selbst verstehen mußte, seine reuevolle Empfindung als etwas Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie sie so viel Echo finden und sich ganz Europa als eine Dissonanz des tiefsten Schmerzes mittheilen konnte, das ist eine merkwürdige Thatsache. Rousseau erfreute sich einer so lebhaften Sympathie, daß er durch sie für die zahllosen Verfolgungen seiner Gegner entschädigt war. Es wurde Mode, sich verkannt zu glauben und sein Herz in die Brust Mitfühlender, wie man damals zum Erstenmal sagte, aus-

zuschütten. Man spekulirte auf sogenannte verwandte Seelen und im Arme der Freundschaft, auf irgend einer kleinen Insel des Genfersees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Postament von Sandstein, wo sich Amor und Psyche umarmen, fand man Ersatz für eine Welt, die man sich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rousseau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; sie waren seine Vertrauten, sein Trost. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottlose verzogene Anti-Emil, mit seinem Lehrer umsprang, ihm Fledermäuse an den Haarbeutel steckte und ihm dänische Hunde auf den Leib jagte, so grimmig, daß Rousseau in die Höhe springt, um den Hund unter sich durchzulassen, dabei das Gleichgewicht verliert, stürzt und nur mit dem Verlust von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung seiner Gesichtshaut wieder zum Bewußtsein kommt. Jedes schiefe Gesicht einer malitiösen jungen Frau, die ihn fragt: haben Sie Kinder gehabt, Herr Rousseau? jede Inconsequenz, wie er, dessen Wahlspruch hieß: vitam vero impendere, zitternd und lügend geantwortet: nein! — alle diese Leiden und Foltern seines Herzens theilte er den gleichgestimmten Seelen mit und Thränenströme flossen ihm von Sympathie, die stark genug waren, in Montmorency seine Weiden zu bewässern.

Sterne dagegen trat nicht so subjectiv vor die Menge; er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menschen. Dieser herrliche Engländer hat, was ihn selbst betrifft, immer guten Muth; nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüsen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Versailles, welcher Pasteten verkauft, das sind Situationen-Wellen, welche so lange sein Herz umspülen, bis er mit allen seinen Remisenabenteuern und

Kammerzofenepisoden in das weiche Bette seiner Empfindung fällt und er, eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht mehr dämmen kann. Rousseau wirkte auf verwandte, Sterne auf schöne Seelen. Jener ist sentimental, dieser humoristisch. Rousseau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war so glücklich Nachahmer zu finden, welche ihn ehrten. Der vortrefflichste und über ganz Europa siegreiche war aber der Vicar von Wakefield. Dieser Charakter mit seiner feinen Selbst-Ironie und unverwüstlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutschland eine magische Wirkung hervor und ist zugleich eines der ersten Bücher, das auf Goethe's Herzens- und Geistesbildung, seinem eigenen Berichte nach, von entscheidendem Einflusse war.

Die ersten allgemeinen Tendenzen, von welchen sich unser Dichter näher berührt fand, sind nun zunächst jene schon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantischen Bestrebungen unserer Nation, die durch Rabener, Zachariä und verwandte Geister des Tages geschürt wurden. Ihr harmloser, wenig überdachter und aller Welt verständlicher Inhalt lockte die Nachahmung so glücklich an, daß Vieles damals nicht gedruckt wurde, was, obschon aus der Feder von Dilettanten geflossen, doch mit den schon renommirten Autoritäten des Tages die Vergleichung hätte aushalten können. Aber noch blieb Goethe außer allem Zusammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht und wenn ihm auch Gellert als der vollständige Ausdruck alles Tüchtigen erschien, so war dies mehr der Eindruck, den Gellerts Charakter auf ihn machte, der Eindruck jener persönlichen Würdigkeit, mit allem Rechte vorm Volke zu reden. Wie wenig klar und im Zusammenhange er sich seines

Strebens bewußt war und wie gering noch auf der andern Seite die Befriedigung seines Geistes sein konnte, welche ihm die Tagesordnung anbot, zeigte der schlagende Eindruck, den Gleim's Kriegslieder und später Minna von Barnhelm auf seine ästhetischen Vorstellungen machte.

Die Poesie der damaligen Zeit war erlogen, ihre Anschauung dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, sondern durch französische Vermittelung. Mitten unter diese Surrogate der Poesie warfen Gleim und Lessing das Erlebniß des Tages hinein, Thaten, die alle sahen, einen Enthusiasmus, den alle fühlten, und Zustände, die Jeder mit seinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine frische und natürliche Farbe, ein individuelles dichterisches Gepräge, gegen welches selbst Klopstock mit seinem zwar belebenden aber doch immer nur erfundenen Interesse in den Hintergrund treten mußte.

Wie jedoch Goethe damals war, so fehlte ihm noch die hinlängliche Reife, um Eindrücke so schlagender Art zugleich als Epoche machend zu verstehen und festzuhalten, geschweige gar durch eigene Produktion theilnehmend sich ihnen anzuschließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, welche er in Leipzig schon gewonnen hatte, gingen ihm in Straßburg wieder verloren. Die weiteren Fortschritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brodstudium abgehalten. Sogar das Technische in der poetischen Kunst, die innere Maschinerie in der poetischen Wirkung vergaß er so sehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leser zu sein schien, ein unbefangener Interessent der Literatur, der sich düpiren ließ und das Schöne mit offenem Munde anstarrte. Und war

dennoch Goethe nicht glücklich, daß ihn die Umstände aus seiner frühzeitigen Produktionslust herausrissen und sich sein Geist durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen desto besser zeitigen zu können? Bei den Meisten bewährt sich die traurige Erfahrung, daß sie in einem Alter lernen, wo sie kein Urtheil haben und daß sie, endlich im Besitze des Urtheils, statt nun erst zu lernen, dann schon zu produziren anfangen.

Das Interesse an großen Geistern, welches jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die sie sich von einer im Ganzen und Großen schwierigen Persönlichkeit zu ihrer eigenen andächtigen Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem sie bei großen Vorgängern sich am liebsten in der Richtung halten, wo sie deren Athem hören und das Außerordentliche als etwas Allen, also auch ihnen Gemeinsames reduziren können, glauben sie sich im Zuge der Vervollkommnung mit desto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden sogar die Tendenzen keinen andern Ausdruck als einen persönlichen und bilden darin einen vollkommenen Widerspruch gegen unsere Zeit. Wir, schon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die positive Macht vertretende und schlagende Gewalt verloren hat und die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numerisch abschätzend, wir knüpfen unsern Enthusiasmus selten mehr an Individualitäten an. Als Prüfstein der Tendenz verlangen wir sogar die Verläugnung der Individualität und sind durch mannichfache Erfahrung, und durch Nichts so sehr als durch Selbsttäuschung längst dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht eben so gut eine Thatsache nennen dürfte. Im achtzehnten Jahrhundert aber war der

Autor noch Prophet und sein Schrift die Ergänzung eines Evangeliums, das sich am volländigsten durch sein Leben selbst auszusprechen schien.

In dieser Art umfing auch Goethe, was damals an Namen und Interessen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte, und durchschaute bei dieser Begünstigung seiner Zeit die inneren Prozesse der tonangebenden Talente. Rousseau's Subjektivitäten mögen hier mehr als abstoßender Pol gewirkt haben; wenigstens läßt Goethe's spätere Zukunft errathen, daß ihm auch schon früh eine Lebensanschauung widerstehen mußte, die zu krankhaft war, um sein gesundes Urtheil, und zu monoton, um seine Phantasie zu befriedigen. Rousseau offenbarte Schicksal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einseitigkeit und, düpirt an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt seine Glaubwürdigkeit selber wanken. Goethe merkte bald, wo zuletzt diese Lamentationen über Verfolgung und Seelenfreundschaft hinaus kamen und formte sich jenes sichere Urtheil, daß im Pater Brey scharf genug ausgesprochen wurde.

Goethe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität, aber sie mußte einen etwas farbenreichen Hintergrund und im Vordergrunde etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoristische Gruppe des Vicars auf und verließ ihn während einer ganzen Periode seines Lebens nicht. Was er hörte und sah, wohin er kam und wo er beobachtete, überall fühlt' er sich versucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Sesenheim, in Wetzlar, glaubt' er durch dortige Zustände bezaubert zu werden, so ähnlich waren sie der Dichtung Goldsmith's, um so mehr, da Thornhill's Rolle

in sein Inneres manchen finstern und dämonischen Schlagschatten warf. Werther war der vollendetste Ausdruck dieser gefühlvollen Nervenregungen, und ohne es zu wollen, gelang es Goethen, mit dieser Dichtung die Empfindungen aller seiner Zeitgenossen zu galvanisiren.

Aber gleich nach diesem ersten Triumph erhob sich Goethe über den Charakter seines Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräsentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürst und Herr aller empfindsamen Herzen, flüchtete er sich von dem schnell eroberten Throne und duldete, obgleich den Ruhm nicht verschmähend, doch keine Consequenz des Ruhmes. Mit dem Grundsatze, daß Dichtung Befreiung der Seele ist und der Schmerz sich abkühlt, wenn er historisch wird, erhielt sich Goethe auf dem Niveau seines Jahrhunderts. Er begann zum Erstenmale gegen ein Vorurtheil zu kämpfen und das Vorurtheil seiner Zeit war die fortgesponnene Empfindung, war jenes Einfache und Partikuläre, das man zur Manie erhob, war jene vergötterte Erinnerung, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte.

Von dieser Zeit an, wo Goethe die Dichtung für Abschließung vorangegangener Verhältnisse und nur im Sinne von Vergessen für Trost erklärte, kommt in die Geister eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maßregel, wo man durch einen unwegsamen Wald Steine säet, um auf alle Fälle den Rückzug wieder zu finden. Dies oft frivole Bestreben sollte erst mit einem Widerspruche endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraschte und dem egoistischen, aus der Lüge die Wahrheit saugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution frug: Wohin führ' ich dich zurück, du Mit=

telpunktloser? Und das Genie hatte so wenig für seinen Rücken gesorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnung wußte, als die Prosa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geschichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzte Goethe am Schluß des Jahrhunderts so hart, daß Unbillige niemals wieder mit ihm an eine Aussöhnung dachten.

Die Herz- und Geisttendenzen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutschland beherrschten lassen sich auf zwei Erscheinungen zurückführen, die eben so sehr individuell wie allgemein waren und durch Lavater und Basedow am schärfsten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demselben Anfange aus und bedienten sich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derselben Mittel. Rousseau's das ganze vorige Jahrhundert ergreifender Einfluß ist auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutschland seine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologisches Beigemisch erhielten, das ihm selbst fremd war.

Lavater ist ein merkwürdiger Beweis, wie man bei gänzlichem Mangel zureichender Bildung dennoch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von seinen Intentionen, sondern nur von seiner Person. Er hatte sich mit seiner naiven Unbefangenheit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch unstreitig immer ein wenig überlästigen dreisten Treuherzigkeit so weit unter die Masse gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben schenkte, zuvor Beweise über sich selbst liefern mußte. Und in diesem Betracht war Lavater wahrlich ein Wunderthäter! Eine, aller Welt klar vor Augen liegende falsche Exegese, eine von ihm selbst zugestandene Unzulänglichkeit im Wissenschaftlichen, eine unläugbare, den

freien Geist beleidigende Intoleranz, die unverholene Absicht, eine Sekte, man weiß nicht auf wessen Namen zu stiften — dies Alles unumwunden ausgesprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch gerade in den mißlichsten Punkten der ungeheure Fortgang, der hingebendste Enthusiasmus. Dieser Triumph war nur in damaliger Zeit möglich, denn wodurch siegte Lavater? Durch seine persönliche Gegenwart; auch durch seine Gegenwart bei dem, was er schrieb, durch die zuströmende, muntere und geschwätzige Quelle seiner Naivität, durch die Originalität des Irrthums und die Wunderlichkeit seiner Intoleranz. Dazu gesellte sich das große physiognomische Kunstnetz, wo von den fatalsten Karpfen- und Forellenprofilen an jede unbedeutende Visage als ein Beitrag zu einer, das Jahrhundert aus seinen Angeln hebenden Wissenschaft angesehen und zugleich das Verbindungsinteresse für die mannichfachen Intentionen des klugen Menschenfischers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete sich ein öffentlicher Geheimbund der physiognomischen Bevorzugung, eine vollständige Verschwörung der schönen Seelen aus, welche Lavater in dem bekannten großen Gesichtsherbarium auftrocknete; mit hunderterlei Aufgaben hielt sich Lavater seine Gemeinde zusammen. Er forderte z. B. jeden Menschen, d. h. nach seinem Systeme jeden Christen auf, sich hinzusetzen, den Heiland so zu zeichnen, wie er sich ihn ungefähr vorstellte und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu schicken.' Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anschüren? Nicht nur, daß selbst die kläglichste Zeichnung von Lavater hier als ein Meisterstück der Herzensoffenbarung angenommen und die stille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfuscher

ein Raphael wäre; sondern hier durfte auch der kleinste unter den Menschen seine Gesichtszüge dem Größesten unter ihnen unterschieben. Wie berechnet war diese Koketterie in einem Zeitalter, wo sich Jeder, der einen Brief an einen großen Geist schrieb und sich von ihm einen Vers in sein Stammbuch herauslockte, für eine der inhaltvollen Fermaten im Notensatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte sich zunächst fort auf Jakobi, wurde dann durch die Kreise der Fürstin Gallizin unterstützt und bereitete in Deutschland jene prüde, selbstbespiegelnde und empfindsame Tendenz vor, von welcher wir noch immer nicht ganz geheilt sind. Ja man muß sie als ein Glück anerkennen, wenn sie den jetzt grassirenden eben so gemüth- wie geistlosen Pietismus ein wenig beschönigt und ihn hier und da zwingt, wenigstens eine honnette und ihres Verstandes noch einigermaßen frohe Gesellschaft zu bilden.

Goethe weidete sich an den Persönlichkeiten, die sich während dieses flüsternden Geisterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz selbst betreffend, zog er es nach seinem launigen Gedichte vor, lieber einen Rheinsalmen zu essen, selbst wenn Lavater, der Prophet, in eigener Person zugegen war.

Und zur Linken saß ihm in Koblenz die zweite Halbscheid des denkenden und fühlenden Deutschlands, der gesunde, trockene und despotische Menschenverstand, die neue Pädagogik, der grimme Basedow.

Nichts ist so schreckenerregend, als glühender Enthusiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Basedow war gewiß heilig durchglüht von seiner neuen Erziehungsmission, aber was in Rousseau's Emil poetische Philosophie ist, eine

liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, selbst bei den tyrannischsten Vorschriften über Selbstsäugen, Mehlbrei, Fallhüte und Saugbeutel, das kam bei Basedow immer nur in systematischer und elementarischer Trockenheit zum Vorschein. Basedow's Erziehungsideal war nur Erleichterung des Unterrichts. Seine Doktrin war Methodik, und das Ziel, welches ihm vorschwebte, wurde allmälig statt des Kindes der Lehrer. Basedow bekämpfte die Illusionen; das war gut; aber er terrorisirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraute der Phantasie zugleich die duftende Blume der Poesie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den ersteren auf und setzte den letzteren an dessen Stelle. Sein Streben um Popularität, Volksunterricht und Aufklärung des Christenthums verdient die Anerkennung jedes Freundes dieser braven Tendenzen, doch wurde durch die Einseitigkeit statt des alten ein neuer Dogmatismus erzeugt. Jede Intoleranz, die uns an einen sehr weiten Glauben schmieden will, ist zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng ist und wo wir kaum mit den Armen in Oeffnungen hinein können, welche für unsere Beine gemacht sein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der ersten das Gegengewicht und bildet die andere Anschauungsweise unserer Nation, die in verschiedenen Fächern und Zeiten sich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirksames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem sehr schätzenswerthes Recht hat. Goethe, ein Feind der Illusionen, achtete die Rechte immer und hat sogar im Anfang seiner Laufbahn versucht, durch eine theologische Brochüre dafür zu arbeiten. Doch die Wiederholung derselben Zirkel, in welchen sich alle theologischen Parteien

bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn und er läugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung sich an der Wirthstafel in Koblenz gegen einen Tanzmeister im Zusammenhange aussprach, er keinen Anstand genommen hätte, einen gebratenen Hahnen zu verzehren.

Wenn nun so die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zusammenschlugen, wohin entschlüpfte da unser Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philosophie ihren rauschenden Gang. Kant und Jakobi eröffnen ihre Schulen. Die Geister erklimmen entweder die schwindelnde Höhe einer alle sinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abstraktion oder vergraben sich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menschlichen Herzens und knüpfen an das Nächste das Entfernteste. Wenn nun auch Goethe sich keiner dieser Erscheinungen um so weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, seinen Ruhm in ihre Interessen zu verwickeln, so hielt er sich doch außerhalb des Kampfes selbst, Wirbel vermeidend, deren aufgeregte Resultate oft nichts anderes, als Staub waren. Seine Betrachtungen über diese Zeitphänomene beschränkten sich nur auf Parallelen und Vergleiche, angestellt zwischen dem Objekt dieser Kämpfe, der naiven Präsentation desselben als einem Problem und jenen undankbaren Mühen, eine Schale zu zerbrechen, wo ihm wenigstens der Kern noch weniger zu gelten schien, als die Schale selbst. Im Faust sprach Goethe diese negative Theilnahme an der Philosophie am lebhaftesten aus. In den beiden Hauptgestalten des Gedichtes, Faust und Mephistopheles, zeichnete er zwei wechselseitig sich aufhebende Richtungen; einerseits den Drang, das Innere der Dinge zu erkennen, und andererseits das drängende Innere der Dinge

selbst, das im Offenbaren und Aeußeren, in der Erscheinung sich zu begreifen sucht. Kern und Schale, beide treibt dieselbe Neigung. Sie weichen Eine dem Andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu sehen. In allen Erscheinungen der Natur und Geisteswelt nur Gesetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf sich der Dichter gern den heiligen Schauern derselben und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philosophie und Religion als ein Kunstwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefundenen doch immer nur Reflex der Individualität ist, und ließ schwerlich ein System gelten, das für zwei Personen eine und dieselbe Richtschnur sein wollte. So fehlte es ihm aber in den höchsten Fragen der Menschheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo er frei von ihrer wirren Debatte, doch auf Menschen und Dinge die weisesten und tiefsten Schlaglichter der Spekulation fallen lassen konnte. Denn dasjenige überrascht immer und ist das Geistreichste, was aus der nächsten Umgebung und dem einfachen thatsächlichen Objekte einer sich selbst überflügelnden transcendenten Untersuchung durch eine plötzliche neue Wendung den Zuruf der Besonnenheit gibt.

Ob aber gleich den tumultuarischen Debatten seiner Zeit fern stehend, konnte sich doch Goethe auf der andern Seite nicht entschließen, nur die rein ästhetischen und künstlerischen Gleise von Klopstock, Wieland und den Andern auszufahren. So das Eine suchend und das Andere vermeidend, das Fremde verachtend und durch das Eigene gelangweilt, ergriff den Dichter eine unbehagliche Stimmung. Es beschlich ihn das Gefühl einer Isolirung, welche auf seinen Charakter, seine Lebensphilosophie und seine Dichtung entscheidend einwirkte.

Goethe's Maxime war in diesem mißlichen Gefühle immer die alte, die ihm früher schon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, nämlich sich in sich zurückzuziehen. Man nennt es Egoismus und sollte es die Verzweiflung nennen, sich aus der Verzweiflung zu retten. Wenn diese Rettung in der Liebe eine Erhaltung ist, so ist sie im Leben eine Aufopferung; denn dem Dichter bot sich alle Welt an, er konnte über Tausende eine Herrschaft haben, die er verwarf, er entzog sich seinen Jüngern und Freunden. Warum gaben sie ihm den Lorbeerkranz? Aus Egoismus nur für das, was sie an sich selbst für bekränzenswerth hielten und durch Goethe's Beispiel heiligen zu können glaubten. So riß sich früheres und späteres Leben immer gähnender auseinander. Er fühlte die klaffende Wunde und suchte Heilung an der Natur und an zufälligen Studien, an hunderterlei Abwechselungen, in welche er sich stürzte, um das Steuerruder seiner selbst nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht schlagend zu charakterisiren, stelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieser Beziehung sind uns Goethe's eigene Berichte, namentlich über das Wiedersehen alter Freunde, von vieler Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war fest überzeugt, daß das bessere Licht auf den Neugewordenen falle und die Altgebliebenen in den Schatten stelle. Der Widerspruch beider Perioden zeigte sich recht schreiend und unser Herz verwundend in den Begegnissen der Rheinreise vom Jahr 1792. Freilich konnte die üble Stimmung der entschiedeneren Charaktere durch die unbehagliche, alle Gefühle verletzende Zeit entschuldigt werden; allein es waren persönliche und auf inneren Ueberzeugungen

beruhende Divergenzen, welche plötzlich in Goethe's Verhältnissen das früher Gleichartigste in diametrale Gegensätze auseinander gesprengt hatten. Vor zwanzig Jahren, mit welchen Gemüthsstimmungen hatte Goethe damals den Rhein besucht; wie gewann er damals die Gemüther, als ihm die frischesten Balladen im Herzen schlugen und er sie in Coblenz und Pempelfort aus seiner Schreibtafel vor den Freunden selbst recitirte! Damals blickten aus seinem Auge Melancholie und Sehnsucht und milderten jeden Auswuchs der Originalität, den man einem so sanft bewegenden Meister leicht vergab. Dies Alles war hin! Italien hatte dem unbestimmten Gefühlsdrange des Jünglings den vollsten Becher gereicht und ihn zurückgeführt von falschen, nun an der Quelle berichtigten Vorstellungen, von den zahllosen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, auf die sichtlichen Schranken des Unsichtbaren, auf die Kunst, als eine Harmonie von Gesetzen. So entwickelte sich der Mann und gewann seiner Jugend gegenüber eine Stellung, die nicht durchaus ohne sanfte Erregung des stillen Busens, nicht ohne weiche Stimmung des Herzens blieb, die ihm aber die Garantie einer Zukunft geben mußte, die das Leben und die Neigung und jedes Gefühl beherrschte, das in uns auf und fortwuchernd uns um das Leben selbst betrügen könnte.

In dieser Metamorphose trat er in die alten Kreise bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wohl vernommen, sich aber gern von einem falschen Gerücht überredet und in dem alten Freunde — sich selbst wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er liest und gibt sie sogleich zurück, wie etwas das

ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebenstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos — es ist unmöglich, Goethe kann nur hundert Verse lesen. Hier fühlte nun der Veränderte recht tief, wie die alte Zeit kokett gewesen, wie man gern seine Empfindungen zur Schau trug und sich sogar im Guten und Edeln, man möchte sagen, durch optische Vorrichtungen zu täuschen suchte. Goethe stellte seine eigene Gegenwart ziemlich schroff hin, was er dachte und was ihn interessirte, besonders die praktische Naturbetrachtung. Aber was sollten Kreise dazu sagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhaftigkeit der Begriffe für hereinragendes Geisterleben zu halten, wo man sich sogar darauf vorbereitete, von der Natur einst zu behaupten, daß sie die Gottheit statt zu entschleiern, verhülle? Hier mußte Goethe mit seiner Urpolarität aller Wesen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringe und belebe, mit seinem Vitalprinzip der Materie als ein Gotteslästerer erscheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verletzend und mußten mit Seufzern enden, daß sich dasjenige, was sich achtete, nun länger nicht mehr lieben konnte.

In Münster glaubte Goethe besser daran zu thun, daß er sich zurückhielt, doch verdarb er dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß hinter seiner Beschränkung und der Centrifugalität seines Gespräches sich eine Gesinnung verstecke, die zu fürchten wäre. Goethe's Ansichten waren, noch ehe er sie aussprach, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten lassen wollte, präoccupirt und wenn er, erstaunt darüber, die beliebige Vorausnahme seines Urtheils nicht unterschreiben

wollte, so verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verletzte und die Anderen beschämte. Man mußte sich selber Prüfungen auflegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, so gemischt waren die Empfindungen aus Ungleichartigkeit, Abstoßung und einem nichts desto weniger unverwüstlichen, wechselseitigen Interesse. Um sich selbst zu achten, mußte Goethe diesen Kreisen auf immer entsagen.

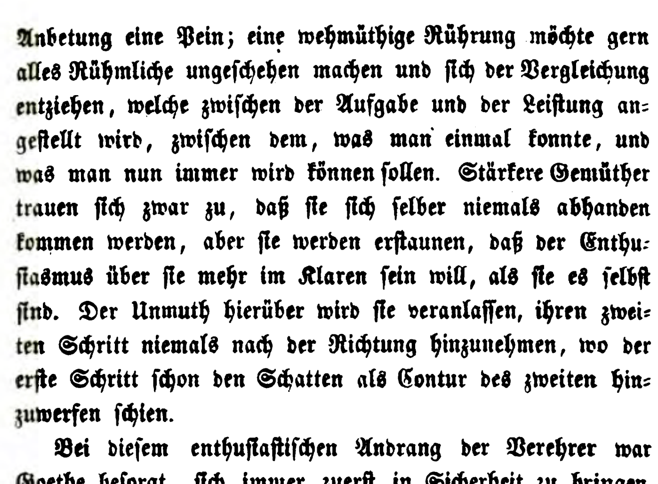
Keine Lebensphilosophie ist System. Sie ist immer nur Maxime, eine einzelne, durch Berechnung aller Umstände und aller Reciprocitäten in bestimmten Fällen genommene Maßregel, unmittelbare Eingebung eines oft natürlichen, oft von der Erfahrung gelernten Taktes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Goetheschen Lebensphilosophie geben, ihre Darstellung nur fragmentarisch sein und muß sich auf gewisse einzelne Thatsachen beschränken. Jeder Maler hat nach langer Uebung und Abstraktion von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige sichere Handgriffe sich erobert, die sich nicht einmal an Andere überliefern, weil sie sich kaum in bestimmten Worten ausdrücken lassen. Denn es ist das Meiste von diesen Erleichterungen eine individuelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das Auge und die Hand gerade dieses Künstlers und keines andern passen würde. Wo der Landschaftsmaler seine Gesichtspunkte aufsteckt, welch eine Richtung der Portraitmaler dem Profil des Sitzenden gibt, das sind keine traditionellen Begriffe, sondern Maximen, die eben so sehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblickes beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Goethe's Einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu sein scheint, hervorgehoben werden

soll, so geschieht es weit weniger, um die Tiefen eines weisen Verstandes zu erschöpfen, als um hie und da etwas anzudeuten, das ebenso sehr in der Zeit wie im Individuum liegt und den Genius des Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es sich bedienen muß, drückt es immer etwas zur Masse herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, natürlich die Masse ebenso weit wieder hinauf hebt. Der Autor und die Menge begegnen sich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, so, daß die Menge den Autor aufsucht; in mittleren, daß sie sich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge schmeichelt und sie durch hundert Vorspiegelungen, von denen die sogenannte nationale und zeitgemäße Literatur manchmal nicht die geringste ist, zu gewinnen sucht. Nichts desto weniger kann es zu keiner Zeit an wechselseitigen Akkommodationen fehlen, denn schon der Enthusiasmus des Beifalls ist es, der die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieser Stelle begann Goethe's Leiden. Er verachtete die Konsequenzen des Ruhmes. Sie sind lästig; keine Huldigung wird ohne Interesse dargebracht. Ist nicht das schon ein Interesse, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, ebenfalls anerkannt werde? Will nicht jede dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwiederung, doch Werthschätzung eintauschen und ist es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, begriffen und gepriesen, vor keiner Zumuthung mehr sicher zu sein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu dem Stolze, den der Gegenstand derselben empfinden muß, einen schmerzlichen Dorn hinzu. In guten und bescheidenen Seelen ist schon die



Anbetung eine Pein; eine wehmüthige Rührung möchte gern alles Rühmliche ungeschehen machen und sich der Vergleichung entziehen, welche zwischen der Aufgabe und der Leistung angestellt wird, zwischen dem, was man einmal konnte, und was man nun immer wird können sollen. Stärkere Gemüther trauen sich zwar zu, daß sie sich selber niemals abhanden kommen werden, aber sie werden erstaunen, daß der Enthusiasmus über sie mehr im Klaren sein will, als sie es selbst sind. Der Unmuth hierüber wird sie veranlassen, ihren zweiten Schritt niemals nach der Richtung hinzunehmen, wo der erste Schritt schon den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen schien.

Bei diesem enthusiastischen Andrang der Verehrer war Goethe besorgt, sich immer zuerst in Sicherheit zu bringen. Man wird zerrissen von dem andringenden Volk, sie treten mir auf die Schuhe und beschmutzen mir die Kleider. Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erschrack bald, nur einen Stellvertreter dessen zu finden, was sie erwartete. Goethe, der die Ersprießlichkeit dieses Verhaltens merkte, trug dessen Beobachtung sogar auf die Idee selbst über. Alle seine Spekulation war Empirie; Goethe besaß keine Dialektik; denn Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Spekulation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser kürzern oder längern Perspektive des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken nur alle möglichen Resultate, Nüancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Goethe nicht Wagniß genug; er riskirte sich selbst nicht; er war Naturforscher und hielt deshalb immer seinen Athem an, um an dem Experimente, das sich vor ihm

entwickelte, nichts zu zerstören oder die Magnetnadel auch nur zur leisesten Abweichung zu bringen. Man verstehe recht! Ich spreche nur vom Vorakt des Nachdenkens und Forschens. Der Moment des Abschlusses war bei Goethe immer durch alle seine persönlichen Energieen integrirt. Der Moment des Goetheschen Abschlusses erzeugte in der Wissenschaft das Dogma und in der Kunst jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und gesunden Pulsen durch die strahlendsten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag schon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anspruche der Wahrheit auftrat oder in der That als solche anerkannt wurde.

Das Symbol setzt Gemeinde voraus und die Gemeinde Unterordnung der Individualität. Die meisten Denker, welche aus der Wahrheit ein Geschäft machen, lassen sich wohl ein Patent darüber ausstellen und werden nicht nur Gesetzgeber, sondern auch gern Gesetzvollstrecker. Die beiden Rollen, Gottheit und Apostel, sind fast immer in der Geschichte verwechselt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht sich aber sogleich zu ihrem Propheten, wohl gar zu ihrem Gegenstande. Bei allen schwachen Personen erscheint die Wahrheit immer nur unter der Form der Ueberzeugung und nichts entwickelt sich dann schneller, als der Fanatismus der Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es, die ihre Resultate der Welt preis gaben und sie von Detaillisten verarbeiten ließen, während sie ihre Bahn weiter klommen? Sie glauben Alle, daß die Wahrheit Dienstes bedürfe, da es doch die Wahrheit ist, welche frei macht. Sie mußten sogleich Erkennungszeichen geben und Stimmen sammeln auf Thatsachen, die oft darum

die unbegründetsten sind, weil sie die Majorität für sich haben. Besonders wird das achtzehnte Jahrhundert durch diese Erscheinungen bezeichnet. Herrliche Genien, die sich in schäumender Cascade von den Felsen stürzten und an der Sonne damaliger Denk- und Preßfreiheit ein strahlendes Beispiel gaben, fing irgend ein Vorsprung wie eine Kanzel auf, hemmte den majestätischen Fall und lenkte die brausende Wassermasse auf Fluren und Triften, glatt und eben in die glatte Ebene.

Dieser vernichtenden Hingebung suchte Goethe auf hundert Wegen zu entschlüpfen. Er ließ sich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen, er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen ist, daß sie hier und da in ihre Lebensbücher gern Ohren einknicken, um auf die poetische Beschränktheit vergangener Zustände zurücklauschen zu können und in sich selbst sich selbst nicht zu vergessen. Goethe kannte die Wahrheit nur als Naturprodukt, als ein organisches Phänomen, das auf eigenen Füßen steht und einen innern, es genugsam bestimmenden Kern enthält. Das Organische folgt einem eingebornen Zuge und schließt sich aus Instinkt dem Verwandten an. Wozu also die Hast, daß sich die Menschen für neue Entdeckungen als Vorspann brauchen lassen? Wozu überhaupt der Tumult, der sich an neue Schöpfungen herandrängt und mit einer, wenig für unsere Culturreife sprechenden Einseitigkeit gleich mit allen Gefäßen des Hauses gelaufen kommt, um auszuschöpfen und einzusammeln? Man wird diese Richtung an Goethe seine Spontanëität nennen.

Goethe's Empirie war egoistisch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menschenfreundlich genug sein muß Allen zu wünschen, nämlich den Egoismus der Gesundheit.

Ja, es wäre eine Aufgabe, die ein geistreicher Arzt noch zu lösen hätte, den Antheil zu bestimmen, welchen an der allmäligen Entwickelung des Geschichts= und Menschheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man sollte gründlich nachweisen, wie viel Wahnsinn auf Rechnung der historischen Wahrheiten kömmt, wie viel physisches Wohlbefinden die Menschheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und geistigen Besitzthümer dagegen einzutauschen. Eine Geschichte vom medizinischen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unseres Selbsterkenntnisses sein. Man brauchte nicht soweit zu gehen, wie der Hypochondrist von Genf, welcher dieselben Wissenschaften für eine Vergiftung der Gesellschaft erklärte, welche ihm doch dazu dienten, diesen kühnen Satz mit so glänzender Wahrscheinlichkeit zu vertheidigen; aber wer kann sich die Sturm= und Drangperiode, namentlich die romantische Schule ohne Uebel denken, die eine wechselseitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Goethe erlebte die verheerendsten Beispiele outrirender Genialität. Wie lange siechte und fieberte er nicht selbst an seinem Idealismus! Noch während der ersten Weimarer Epoche schrieb Wieland an einen Freund, daß er Goethe's Ruhm nicht um den Preis seiner Körperleiden erkaufen möchte. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber sie wurde Präservativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiste Neue, auch in den Nerven und Adern hervorbringt, suchte sich Goethe allmälig zu befreien. Keine Ideenassociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechselte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis sie von der Gleichgültigkeit durchge=

schwefelt waren. Ja wenn man sieht, daß Goethe gewissen Tendenzen, z. B. manchen romantischen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, so muß man glauben, daß er von ihnen eine unmittelbare Ansteckung fürchtete. Und ich würde mich nicht irren, wenn Goethe nicht irgendwo geäußert hat, man könnte den Geist eines Buches schon an dessen Geruch erkennen.

Goethe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von sich zurück; doch wenn er Gegenstände der Philosophie, Religion und Geschichte verhandelte, so mußte er sie vorher erst in seine eigene Sprache übersetzen. Ich glaube sogar, daß Goethe schwer begriff, und zeitlebens eine, von ihm wenigstens für seine Jugend eingestandene Unbeholfenheit beibehielt, wenn es sich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung in Anspruch nahmen. Goethe's dogmatische, thetische und objektive Prinzipien machten aus ihm einen ebenso großen Dichter und Künstler, wie im Uebrigen einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte sich Goethe niemals vom Ziele und stellte immer Sätze auf und verlangte von seinem Gegenüber solche dagegen, die sogleich die objektive Nagelprobe bestehen konnten. Mit Thesen, Ober- und Untersätzen, Verwickelungen, Flankenbewegungen und Zirkelmanövers sich weit über die Gegenstände hinaus zu wagen, war seine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und luftigen Wortgefechten, mit Debatten, die sie nur der Rede wegen begann und die doch der Rede nicht werth waren, machte ihm große Noth; er brach das Gespräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn sich Goethe auf sich selbst verließ, so sag' ich nicht (wie kann es dies sein!) daß es Un-

vermögen war. Einem Freidenker, der die Schule verachtete, blieb wahrlich nichts Besseres übrig in einer Zeit, wo der Thurmbau der Systeme mit einer so totalen Sprachverwirrung endete, daß bei Fichte dasjenige Steine waren, was man bei Jakobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, seinen eigenen Sprachschatz nicht zu verlieren und sich drängen, die prahlerischen Assignate der Philosophie in die kleine, aber klingende Münze des gesunden Menschenverstandes umzutauschen.

Das Princip der Aneignung bestimmte Goethe auch, nichts über oder neben sich als menschlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm wäre. Goethe war mit seinem Individuum haushälterisch. Er spaltete es nicht, verschleuderte es nicht, er hielt alle Zügel straff gezogen und verlor sich als Ganzes in keinem seiner Theile. Das Endziel dieser Maxime war der Besitz und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, macht mir nur eine Sorge, nämlich es zu bewahren. Diese ist äußerlich und absorbirt das Gemüth nicht so heftig, wie das erste Bestreben, es mir anzueignen. Alle Sehnsucht löst den Verband der geistigen Theile im Individuum auf und treibt sie nach einem einseitigen Abhange hin. Goethe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, suchte sich dadurch zu schützen, daß er äußerlich Alles zu besitzen trachtete. Wenn er sich das Entlegenste nicht verweigern und die Unerreichbarkeit desselben nicht dulden konnte, so wollte er, daß er da, wo sich ihm die Künstlerschaft verweigerte, doch wenigstens Liebhaber wäre, denn erst der Liebhaber, der seinen Wünschen nichts versagt, kann das Idealische genießen, weil es seine Natur ist, es sogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich zu besitzen. Goethe hat naiv eingestanden, daß ihn Kunstwerke erst beruhigen, wenn sie sein Eigenthum sind. Man sage

nicht, daß sich mit dem Eigenthum die Lust zufrieden gegeben und die bewundernde Sehnsucht abgeschlossen hätte! Er konnte oft nur Kopieen, Abdrücke und Pasten bekommen und mußte sich noch immer darüber erwärmen, daß zwischen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue sehr ungeschlachte und banausische Darstellung der Goetheschen Dicht= und Denkweise wirft ihr vor, daß sie vom Straßburger Münster sich eine Scheinkapelle wünschte. Nur Leidenschaftlichkeit konnte aus diesem harmlosen Wunsche ein, Goethen charakterisirendes Verbrechen machen. Wäre jene Kritik im Stande, mit einer sich selbst beherrschenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zusammenhange zu erfassen, wäre sie nicht überall, wo die Leidenschaft durch Gründe entschuldigt oder unterstützt werden müßte, die Eingebung des oberflächlichsten Dilettantismus, so würde sie sich jenen Wunsch aus dem künstlerischen Principe Goethe's haben erklären können. Dem Straßburger Münster hat sich Goethe immer mit heiliger Andacht hingegeben, doch wußte er, daß es eine schönere Verehrung dieses Wunderwerkes wäre, das Genie seines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als nur seine nasse patriotische Phrasenwäsche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Goethe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, sondern auch verstehen. Darum verjüngte er das Große und modelte das Ungestalte um. Die Welt in ihrer Größe würde bald unser Herz zersprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man nur den Durchmesser hat.

So steht denn Goethe mit diesem glänzenden Harnisch, dessen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuformen suchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ge=

rüstet da. Doch wühlt' in seiner Brust, trotz aller Philosophie und Resignation, ein herber und innerer Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindselige polemische und wenig überlegte Worte finden konnte. Ach, man dämmt gegen das Uebel mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man schließt sich in das Bannat der Verachtung ein und wagt sogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens!. Aus diesem Herzen floh der Friede, aus diesem Gedächtnisse wichen die schattigen Ruheplätze; der Tag steht mit drohenden Worten vor der Thür und pocht trotzig auf einen Einlaß, der nicht mehr zurückzuweisen ist. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man werfe sich irgend einer zerstreuenden Beschäftigung in den Arm, man läugne die Gefahr weg, da man sie nicht sieht! Was hilft's? Du verlierst den Zusammenhang und die Gunst einer weise angestellten Berechnung. Da du den Strom noch in weiter Ferne rauschen hörtest, ist er schon unter deinen Füßen und du treibst hülflos auf stürmischen Wogen, wo man, wie Goethe als Botaniker, sich mit Grashalmen zu retten sucht.

Mit entsetzlicher Anstrengung hatte Goethe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte sich selbst geopfert, um des bittern Schmerzes ledig zu werden; Denn jene im Vorhergehenden geschilderte Lebensphilosophie, die hier einen ganzen Menschen revolutionirte, was ist sie anders, als eine rührende Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von süßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Göthe empfand diese Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber wohl den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken, alles um ihn her zuckt mit Nadelspitzen auf



seine Nerven und selbst das alte Mittel, durch Produktionen sich zu retten, schlägt fehl. Groszkophta, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Hermann und Dorothea schleuderte er aus seinem Schiffe, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenossen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur. Es ist zu spät, die Geschichte schlägt ihn zurück und ein Geist, der seinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch dem letzten Decennium desselben — unterliegen. Die Thatsache zerreißt das philosophische Gebälk auf dem er steht. Der schwankende Tritt tastet keinen Boden mehr und man muß auf Augenblicke sehen, wie die Wellen der Vergessenheit über Goethe's Haupte zusammenschlagen.

IV.

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauschigen Mantel hüllt sie die Auserwählten ihrer Gunst, trägt sie über die Fluthen der Begebenheiten, setzt sie in sicheren Gegenden auf's Trockene und holt sie wieder, wenn der Sturm verzogen ist und man im Schoße des Glückes sich wieder betten kann.

Goethe hatte sich einer solchen Pflege und Wartung des Schicksals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte er unterlassen, sich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den stolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte sie; er hatte es für größer gehalten, den Umständen zu trotzen, als für die Zukunft sich bei ihnen einzuschmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert in seinen Institutionen und geschichtlichen Aeußerungen um so viel poetischer ist, als das achtzehnte darin prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie in so kurzer Zeit sich alle Gesichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, sie zu ignoriren im gelindesten Falle; jetzt dagegen wird für die Weihe

des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. Goethe hatte sowohl für seine Beurtheilung, wie für den ganzen Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben und von Ereignissen in einem Kreise herumgedreht zu werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Januskopfe das jugendliche Angesicht der Zukunft oder das Profil des Greisen der Vergangenheit angehört. Wo ist Herrscher oder Sklave? Gehorchtest oder befahlst du?

Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen niemals eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen überall anfällt, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar sehr viel Ehre, aber sehr wenig Vortheil zieht; so ist es, weil sich unsere glorreichsten Bestrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten und von einer Masse, die sie kalt von sich wies, eine mit den Umständen disharmonirende Hingebung verlangten. Jene schreiende Dissonanz, als die Kunst und die Geschichte so feindselig zusammentrafen, verwirrte zuerst die Kunst selbst, erzeugte jene Haarspaltungen der ästhetischen Tendenzen und künstlerischen Theoreme, welche besonders in Goethe's und Schiller's Briefwechsel sich in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die schöpferische Produktivität unseres größten Dichters,

der in einer so unruhigen Zeit, um nicht mit fortgerafft zu werden, sich entschließen mußte, sich in sich zurückzuziehen und in sich den Dichter nur zu einem Theile des Menschen zu machen. Noch immer hallt diese Dissonanz in unseren Zuständen fort und es wird lange währen, ehe wir aus diesen widersprechenden Thatsachen sowohl die richtigen Urtheile, wie die weiseren Entschlüsse gezogen haben.

Man spricht immer von der großen Geschichte, von dem großen Jahrhundert, von der Dichterin der Zeit, die alles überflügelt. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umschwung der nationalen und ästhetischen Begriffe vorbereitet waren, wird man am passendsten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angestellt worden ist. Was hat Frankreich durch seine großartige Geschichte wohl für seine Literatur gewonnen? Unsere Rigoristen wollen, daß uns die Schmach hätte begeistern sollen; in Frankreich, sollte man denken, hatte der Ruhm vor der Schmach sogar noch einige Schritte voraus. Der Ruhm konnte ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier schnell begeistert sein. Wo sind aber in Frankreich diese großartigen Schöpfungen einer in der Zeit siegestrunkenen Phantasie? Wo sind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikanischen Reimen gegen die epischen Stanzen der Napoleon'schen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ selbst die Revolution außer André Chénier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Weltruhm folgende Verse des Herrn Alissan de Chazet hervor:

Napoléon, de ton image
Louise a reçu l'heureux don;
Puisses-tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!


Herr Delrieu sang:

> Je veux que désormais la France et l'Ausonie
> Dans le *nouvel Alcide* admirent ton génie,
> Adorent tes vertus;
> En dépit d'Albion, que l'univers respire!
> Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
> De *Trajan*, de *Titus!*

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit Marie Louise schmeichelte Herr Desaugiers:

> Viens-t'en, Fanchon, viens-t'en vite aux Tuil'ries!
> L'concert commence et j'ny somm' pas encor.
> Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
> Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird sagen, Herr Alissan de Chazet, Herr Delrieu und Herr Desaugiers waren keine großen Geister; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür. Wie verlegen und unbeholfen ist selbst Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, wo er, der nie einen Charakter gehabt hat, dennoch der einzige Charakter war und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täusche sich nicht; die Einsichten über das Verhältniß der Kunst zum Leben kamen viel später.

Deutschland besaß freilich weit glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatsachen der Wirklichkeit auszusprechen; allein um das Einzelne zu fassen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und Entfernung desselben; um das Allgemeine, fehlte es an einer übersichtlichen Abrundung, welche die sich damals dramatisch drängenden Ereignisse erst später erhielten, als sie episch hinter dem Momente lagen. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in

ihren Widersprüchen so wenig grell vor Aller Augen, daß sowohl in Frankreich wie in Deutschland sich die Zeitpoesie der alten herkömmlichen Formen bediente und um neue Dinge einstweilen noch immer abgetragene Gewänder schlug, Frankreich die mythologische Garderobe des Parnaß, Goethe seine Promethastereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poesie nennen kann, die Schule Byron's, die französische Romantik mit ihrem Odenschwung, nebst deutschen Bestrebungen, diese Revolution der ästhetischen Begriffe und Ideale beginnt erst mit dem Tode Napoleon's. Denn mit diesem Augenblick wurde in die laufende Geschichtschreibung die poetische Gerechtigkeit eingeführt.

Ueberdies hat Deutschland eine außerordentliche Erscheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künstlerischen Interessen so sehr eingenommen, wie gerade die historisch aufgeregtesten im Anfang unseres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unserer Literatur, welche sich an die Universitäten Jena und Heidelberg knüpfen und die sich später in Berlin vereinigten, schlossen sich unmittelbar an die rastlose Produktionslust an, welcher durch einen frühzeitigen Tod Schiller entrissen wurde, und die sich auch, fast möchte man sagen, durch die moralische Ansteckung des Gewissens Goethen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der sich drängenden Ereignisse seine prosaischen Meisterwerke zeitigte. Wo konnte bei so lebhaften Bestrebungen in Kunst, Philosophie und empirischer Naturbetrachtung wohl das Gefühl einer Isolirung und eines neu einzuschlagenden Weges durchbrechen? Goethe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräsentirte das allgemein Menschliche und die Geschichte, Goethe das Individuelle und die Natur. Diese entgegengesetzten Prinzipien kämpften mit friedlichen

Waffen und brachten zu Gunsten der ästhetischen Technik und der Erziehung zum Poeten Resultate hervor, welche sich, bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältnisse, doch immer nur mitten in den Traditionen der alten formellen Literaturgeschichte bewegten. Man fühlte sich immer in dem Zusammenhange dessen, was in der Anordnung des Tages die Ordnung der Kunst war. Es gab keine Lücke, von der man sich gestanden hätte, sie mit Aufopferung seiner selbst ausfüllen zu müssen. Die Bändigung der Revolution durch Napoleon hatte die Interessen wieder in einander geknüpft, die Nationen drängten sich in ihre Kerne zusammen und hoben, um stärker zu sein, den inneren Zwiespalt ihrer Tendenzen auf. Wo Niemand das thun darf, was er thun möchte, da darf es kein Vorwurf sein, daß ein Jeder das thut, was er kann. Wo Alle dulden, wie kann man den tadeln, der sich einen Trost zu verschaffen sucht und in dessen Segnungen so Vieles als möglich hineinziehen möchte? Oeffentliches Unglück, das man aus seinen eigenen Mitteln nicht enden kann, entschuldigt im Schoße der Duldenden jede Handlung, da keiner diejenige thut, welche den Schaden besserte und das Recht der Strafe heiligen könnte.

Unglückliche Zeiten, die sich trösten, aufgeregte, die sich beruhigen wollen, werden immer auf die Literatur zurückkommen. Sie fängt die für die äußere Gefahr allzu mißlichen Radien der Ueberzeugung und des freien Gedankens auf und leitet sie in das schöne Farbenspiel einer gebrochenen Reflexion wieder zurück. In ihre schattenreiche Haine flüchtet man sich vor der glühenden Mittagshitze und träumt mit dem Vogel, dessen Gesang wir uns zu deuten suchen. Man will in allen tyrannischen Zeiten die Garantie seiner natür-

lichen Freiheit retten. Wo die Menschen nur noch Bürger und Krieger sind, wo sie nach Tausenden heerdenweise vertheilt werden und Gesetzen sich fügen müssen, welche die Natur verläugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Nacktheit, in welcher wir geboren wurden, nach jener Verantwortlichkeit, die einst vor Gottes Thron wahrlich Niemand an unserer Statt übernehmen wird, sondern wo wir für uns selbst stehend, mit Niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbstbestimmung ist das Gewebe der Literatur. Tempel bauen sich auf, wo wir, von den Dienern Baal's ungesehen, den heimischen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unsere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geistig leben und mit immer fester werdendem Fuße wandeln. Die Literatur und Kunst ist jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Das erste Drittel unseres Jahrhunderts ist verronnen. Welches werden die Resultate sein, die sich im letzten Drittel zu bethätigen haben? Kein Jahrhundert hat mit geschwätziger Hast so viel Fragen aufgeworfen, wie das unsrige. Die allgemeine Aufklärung weckte das Verständniß und machte Jeden fähig, an der Lösung jener Fragen seinen Antheil zu nehmen. Eine chaotische Begriffsverwirrung war die Folge. Die kriegerischen Erlebnisse weckten die Leidenschaften und den Stoff, welcher durch sie entzündet werden konnte, gaben die Interessen und Ideen her. Von jenen Waffen, die sie alle trugen, blieben in den Händen die Schwielen zurück; als drohende Heiligthümer hängen an den Wänden die Trophäen und Erinnerungen des vergangenen Völkerkampfes; alle unsere Debatten haben einen so trotzigen und feindseligen Charakter,

daß es immer ist, als hörte man dazwischen den Hahn einer gezogenen Flinte knacken. Ob man das Pulver von der Pfanne blasen wird? Ja. Das Resultat, von dem das 19te Jahrhundert seinen Namen empfing, scheint noch über zwei Menschenalter hinaus zu liegen und wir werden es bald den Enkeln überlassen müssen, unsere Rechte zu fordern und als die ihrigen zu vertheidigen.

Es ist erwiesen genug, daß an dieser Verwirrung die Literatur die größte Schuld trägt. Wenn ich auch nicht sagen will, daß die Literatur sie hervorgerufen hat, so beförderte sie den Zwiespalt schon dadurch, daß sie ihn nicht hintertrieb. Alle literarischen Definitionen sind auf der Flucht. Was ein Gesetz an sich trägt, hat seine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung ist, sieht sich vergebens nach ihren Voraussetzungen um. Die Thatsachen der Literatur schweben in der Luft. Alle Paragraphen sind wie die Nummern eines Lottos zusammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Einiges, das sich sicher dünkt, streckt sich mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette aus und schleudert so gleichgültig, als wenn ein Engländer sich die Zähne stochert, sein Urtheile von sich. Schelling — Hegel — was hat die Welt dann, wenn der Eine von Beiden siegt? Wenn nun dieser Kampf erst entschieden ist, wenn nun Jeder erst sagen kann, was er will; was wird dann wohl gesagt werden? Diese so breit entfaltete Anstrengung und Erbitterung mußte doch die Vermuthung erregen, daß ihr nur das Eine erst beseitigen wollt, um dann recht tüchtig an das Andere zu gehen? Wenn ihr diese Entgegnung verachtet, so verachtet ihr eure Zeitgenossen; denn warum haltet ihr sie auf? Warum verlangt ihr so breite Dimensionen der

Anerkennung? Und wie ihr, so Alle, die, um das Wort zu haben, tausend Worte verlieren und, wenn sie es endlich haben, dann verstummen werden.

Aber diese Stummheit hat etwas Tröstendes. Denn sie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenposten unserer Zeit ansetzen und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr stumm sein werdet und dann Nichts sein wollet, als was ihr selber seid, dann werden wir nur sehr wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen so zahlloser Pfeilbündel, die Ziele dieser hitzigen Bestrebungen des Pietismus, der Scholastik, des Liberalismus u. s. f. zusammen und ritzt dann wirklich nur so flüchtig die Haut der Zukunft? Das ist vortrefflich. Da muß die Wahrheit unseres Jahrhunderts gerade zwischen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern enrer Philosophie mitten inne liegen.

Die Philosophie unserer Tage fühlte es, daß sie eine Bestimmung von sich aussprechen müßte, welche über die Debatte und ihre eigene Ausschließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit so gierigen Armen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemaßter Ruhm. Wohin rafft sich diese Philosophie auf? Ueber die Inhaltlosigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erschreckend, fühlt sie, daß sie Etwas thun muß, was tüchtig und erfreulich ist oder wie Goethe sagen würde, was den Hund vom Ofen lockt. Seither regnet es*) einen Strom von Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele und die persönliche Fort-

*) Besonders im Jahre 1837.

dauer. Ich mag diese moderne Ostermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil sie nicht hieher gehört; aber sie ist ein Symptom.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankommt, heißt: Wer sind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philosophie tanzen um diesen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte seiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweisen, was ist die Asche, in welche dereinst unser Kopf, der stolze Weltdurchsegler, unser rüstiger Arm, unsere Real- und Sprachkenntnisse zusammensinken? Nur Muth, ihr neuesten Unsterblichkeitslehrer! Wühlt in dem Staube und sichtet ihn durch das Haarsieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, so läßt sich diesem hohlen Nichts, das die Welt erschuf, doch immer noch ein Name geben, purpurn, schimmernd beim Phantasten, mild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geisterhaft beim Exorcisten; gelb, intolerant und exklusiv beim Zeloten. So sehen wir mit einem Male die Philosophie auf jene alten Fragen reduzirt, die sie sich von den Leichensteinen der Friedhöfe abliest. Die Schulen sind geschlossen, die Lehrer wandeln in Mondscheinsferien, die Jünger lauschen an der zugefallenen Pforte und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unsterblichkeitstheorieen, die über den Gräbern hüpfen, setzen sich die identischen Worte zusammen: Wir sind, die wir sind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger wollte ja auch Goethe nicht. Hier erst ist der Ort, wo man wieder des weisen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine gesunde und lachende Weltbetrachtung spricht. Zwischen jenen philosophischen Systemen, die sich so sehr verrechnet hatten, daß

sie die Unsterblichkeit der Seele alle als etwas Vergessenes nachholen mußten, wandelte er nach einem Ziele, das sich der Genius des Jahrhunderts gesteckt zu haben scheint. Weder die Freiheit, noch die Gesetzmäßigkeit des Gedankens will ich nennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es ist aber die Autonomie des Gedankens, in spekulativer wie in ästhetischer Hinsicht.

Das Ziel ist mit wenig ungefähren Sätzen ausgesprochen:

Befreiung des Gedankens vom System und den dogmatischen Formen.

Der Irrthum als Chance des Gedankens, wenn er nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

Nur diejenige Wahrheit ist schön, welche eine individuelle ist.

Die Tendenz ist lobenswerth; aber ihrem Gedanken, blos als dem Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln.

Die Tendenz ist kein Spiel, sie muß siegen oder besiegt werden, weil sie auf Interessen beruht, aber in diesem Jahrhundert entscheidet sich erst die eine Frage, ob die Literatur sich aus den Interessen erheben und eine selbst bezweckte Stellung behaupten kann oder ob sie fortfahren wird, mit den Interessen verwechselt zu werden und mit einer ferneren Unmöglichkeit ihrer selbst enden wird?

Uebrigens darf, wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, wie den seinigen.

Statt angemaßter Wahrheiten gebt bescheidene Ueberzeugungen! Bescheidene Ueberzeugungen aber sind solche, die keine Verpflichtungen sind.

Die Systeme sind gut. Aber es sind ihrer zu viel. Nämlich zu viel auf einmal. Sie sollen auch immerhin alle erhört werden. Deßhalb mögen sie einstweilen auf das neutrale Gebiet der Schönheit treten, dort warten, bis sie der Zeitgeist rufen wird, und sich in ihrer vorläufigen Lage den Gesetzen des neutralen Gebietes bequemen.

Endlich erlaube mir Jeder, der mich nicht geschaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn gerade finde!

Durch diese Gedankenverbindungen gehört Goethe dem neunzehnten Jahrhundert an. Ich wüßte auch wahrlich nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders zurückkommen will, als auf die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und auf das, was Niemand machen, geben oder nachahmen kann, auf das Genie.

Goethe hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Liebhabereien desselben entfernt gehalten, sowohl von dem Nifl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenbergs, der Indomanie der Schlegel, welche sich beide im Ganges von ihren literarischen Sünden reinigen wollten. Allen diesen Bestrebungen lag in der That eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen der Zeit, ja sogar eine Sympathie mit dem Schicksale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er blos aus Patriotismus seinen Geschmack verderben sollte.

Alle neuere Poesie in Deutschland hat nun einen Ton angenommen, der von fremden Dingen auf sie übertragen ist. Sie lehnt sich an allgemeine Thatsachen und Begriffe, welche, da sie nicht selten erhebender Natur sind, den durch sie an-

geregten poetischen Empfindungen eine heilige Weihe und und Wirkung geben. Durch eine sinnige Behandlung ihrer Interessen sind die Menschen bald gewonnen. Jene poetischen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, sind die Augenweide der Masse, die sie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, sie erfreuen, sie schmeicheln und kosten wenig. Sie kosten keine alten Traditionen, sie keine uns liebe Philosophie oder Religion; sie beeinträchtigen Niemanden in seinen alten Besitzthümern. Das Genie aber kostet die Menschheit etwas. Da muß immer eine Nation oder ein Stück Religion, Philosophie oder Wissenschaft zu Grunde gehen. Diesen Schaden wird das Genie freilich später aus seinen eigenen Mitteln wieder herstellen.

Zu dieser Wohlfeilheit gesellte sich seit Herder der große Nachdruck, welchen man auf die Unterscheidung der Nationalliteraturen legte. Studium und Interessen vereinigten sich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen und klimatische Reverberen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte sich wie ein Reifen um die Anschauungen des Poeten und drückte alle seine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zusammen, der ungefähr dem Durchschnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will sich in der Literatur bespiegeln: sie will, daß die Literatur ihre jeweiligen politischen, religiösen und moralischen Zustände ausspreche. Sie wollen sich in den Weisen des Dichters wieder finden mit ihren kleinen und großen Leidenschaften, mit Frau und Kind, wie sie in ihrem Besuchszimmer im Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, soll der Dichter nur die schöneren Worte geben. Man sagte damals: die Zeit ist

wie eine Riesenharfe ausgespannt, aus welcher jeder einzelne Dichter sich einen Ton auffangen müsse für sein eigenes kleines Instrument der Subjektivität.

Wohin diese damals mit entsetzlicher Leidenschaft gelehrte Aesthetik geführt hat, zeigt der gegenwärtige Augenblick. Die poetischen Kräfte der Nation sind erschöpft, wenige derjenigen Leistungen, welche sich unter uns noch einiger Theilnahme zu erfreuen haben, lassen sich mit den Voraussetzungen jener Aesthetik in Einklang bringen. Sie widersprechen in ihren Principien all den Merkmalen, welche die sogenannte Nationalliteratur tragen soll. Es ist durch den Erfolg entschieden, wie wenig befruchtend und anregend jene patriotischen Lehren wirken konnten. Wir sehen es. Ueberall Produktionsohnmacht. Und wo ein Produkt ist, da wird nur die Tendenz angesehen!

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt schwerlich, daß man, seinen heimischen Bergen und Thälern entsagend, sich an kosmopolitische Bilder und Landschaften gewöhne. Die Weltliteratur ist sogar die Garantie der Nationalität. Sie wird immer, wenn das Evangelium der Letzteren mit zu vielen Golgathagefahren gepredigt wird oder sonstige Beanstandnahmen desselben eintreten, den mißlichen Anknüpfungspunkten zu Hülfe kommen und vor einem europäischen Forum dasjenige möglich machen, was in der Heimath unzuverlässig ist. Die Nationalität wird durch den weltliterarischen Zustand nicht aufgehoben, sondern gerechtfertigt. Der heimischen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutschland die Voraussetzungen einer nationalen Literatur so sehr erschwert sind, daß man bei uns über ein Talent den Stab bricht, während demselben das Ausland akklamirt.

Wenn man weiß, wie wesentlich für Deutschland diese zänkische und hypochondrische Kritik ist, welche nichts in der Welt ohne Anfechtung lassen kann, die über Alles sich erhitzend, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen anhängen würde, so kann man sich die Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man sich bei uns gegen das Princip einer Weltliteratur sträubt. Man muß wohl ein so durchgreifendes und einfaches Regulativ der ästhetischen Beurtheilung hassen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt, weil es alle die Bosheiten, Unversöhnlichkeiten und Angebereien ausschließt, mit welchen in Deutschland produktive Talente begrüßt, verfolgt und oft getödtet werden.

Die Grundsätze der Weltliteratur geben sich sogleich zu erkennen, wenn man nur die äußere Physiognomie derselben näher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört alles, das würdig ist in die fremden Sprachen übersetzt zu werden, somit alle Entdeckungen, welche die Wissenschaft bereichern, alle Phänomene, welche ein neues Gesetz in der Kunst zu erfinden und die Regeln der alten Aesthetik zu zerstören scheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Produktionen würde namentlich Deutschland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes befreien, welche den Umsatz, die Theilnahme, den Ueberblick und die Kritik erschwert. Mit dem inneren Werthe käme die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe sich von der niederen Stufe, auf welche sie als ein Bedürfniß herabgesunken ist. Sie würde sich als eine organische Offenbarung des Menschengeistes bethätigen und mit einem Schlage durch ihre eigene naive Unübertrefflichkeit alle jene Fragen beenden, welche sich auf dem jetzigen Gebiete der Geisteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittel=

mäßigkeit zu ordnen, zu placiren, zu erläutern und mit falschen Lorbeern zu bekränzen.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieselben Verwechselungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kotzebue ist vor dem europäischen Tribunal anerkannt. Raupach sogar dürfte eher übersetzt werden, als der Faust von Nikolaus Lenau oder ein Roman von Julius Mosen. Ich kann nicht sagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente sicherte, es sei denn, daß sich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen suchte. Dies wäre Aufforderung genug an unsere heimische Literatur, sich aus ihren flüssigen, wenn auch noch so edlen Bildungsstoffen herauszugestalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anschauungen von jenen urschönen Bildern hinwegzuziehen, die nicht fehlen werden, wo Prädestination ist. Diese zusammengeronnene Schönheit, welche sich in der deutschen Poesie findet, gleicht dem Korinthischen Erze, das von tausend flüssigen Götter- und Heldenstatuen einst siedete und wallte. Da ist keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umrisse. Licht und Schatten gehen ohne Perspektive in einander und machen, daß die ordinärsten Gestalten Sieger sind, weil sie sind. Dies schöne lebendige Sein mit Händen und Füßen, dies Sein mit einschmeichelnden überredenden Worten, dies Sein in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorstiegen der poetischen Phantasiepalläste; wo fände sich dies oft bei den tiefsinnigsten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, bei Fähigkeiten, die zum Siege alles zu besitzen scheinen?

Das ist es. Der Dilettantismus zerstört die Wirkung des Genies. Jene der Zeit parallellaufende sogenannte Na-

tionalpoesie brachte die Poesie nicht außer Athem, da das Leben immer dasjenige ist, was uns doch am leichtesten wird. Die Poesie als eine Sonntagsfeier, als ein an hohen Festtagen angethanes Kleid, hat nicht jenen olympischen Schweiß auf der Stirn, den man mit Lorbeern zu trocknen unwillkürlich versucht wird. Uhland's Muse ist nie echauffirt. In seinen Gedichten ist täglich Sonntag. Die Glocken läuten und die Menschen gehen geputzt in die große Kirche der Natur, wo dann zum festlichen Tanze unter der Linde der Boden hübsch rein und sauber gekehrt ist, wo alle Dinge im Chore singen und die Meinungen im Unisono einfallen. Gewiß schön; auch weltliterarisch als deutsches Genrebild, als eine Sammlung von Nationaltrachten, die sich der Engländer kauft, wenn er über Rotterdam in seine Heimath zurückreist. Allein in jedem andern Bereiche, das nicht die Lyrik ist, wird diese Sonntagsstimmung ein phlegmatisches Wohlbehagen, ein romantisch genießendes, nicht plastisch schaffendes. Wer ein fremdes Leben wirken will, muß zuvor das seinige auf's Spiel setzen.

Die Deutschen bilden sich ein, daß ihnen eine Menge Dinge gestattet seien, die sich die Franzosen und Engländer nicht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unserer physischen und moralischen Natur soll andere Gesetze zu verlangen scheinen, als sie das Ausland befolgt. Man rundet Bemerkungen zuletzt gern mit einer schmeichelhaften Phrase ab, wovor der Genius unseres Vaterlandes erröthen müßte, wenn er nicht schon an das seit Jahrhunderten stinkende Eigenlob der Deutschen gewöhnt wäre. Wer ließe diese patriotische Koketterie nicht gern gewähren, wenn sie nicht in der Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die



Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich glaube wohl, daß ein Franzose daran keinen Geschmack hat, woran sich deutsche Herzen erfreuen. Aber es gibt auch viele deutsche Tugenden, die uns selbst schon zur Last werden. Die sogenannten ächtdeutschen Produkte unserer Literatur sind die mittelmäßigsten.

Als Goethe die Weltliteratur empfahl, dachte er schwerlich daran, daß die einheimische Literatur nach dem Beifalle der Fremden geizen und nach exotischen Maßstäben eine Regulirung ihres Werthes dulden sollte. Goethe wollte zunächst Nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von seiner Weltliteratur wechselseitige Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten großen gemeinsamen Geistesarbeit. Goethe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um so mehr, da er sich schwerlich getraut haben würde, alle seine Produktionen von einem weltliterarischen Standpunkte anzusprechen. Es ist überdies sonderbar. Goethe erwähnte die Weltliteratur, um der sogenannten zeitgemäßen Poesie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Weltliteratur anknüpfte, war die höchste Potenzirung der modernen Bildung: Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günstlingen, welche sich die Muse der Dichtung selbst erwählt, sie mit den glänzendsten Gaben ausstattet und ihnen die Sonnenrosse ihrer stolzen Bahnen selber anschirret. Dante, Shakespeare, Cervantes traten aus dem innersten Heiligthum der Poesie, umflattert von den Genien der Schönheit, welche ihnen die unver=

welklichen Blüthenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirn flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn bliesen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten sich gebändigt zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunst war ihr Athem und ihre Seele. Was sie berührten, verschönten sie. Sie waren Priester, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt gesandt wurden.

Byron dagegen war nur ein Charakter, der sich der Poesie bemächtigte. Die Poesie selbst gab sich ihm unwillig hin; er mußte sie bändigen. Die Poesie hätte ihn nicht auserwählt; aber Byron war so kräftig, daß er sie zwang einen Willen zu haben, der der seinige war. Die Poesie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Musen nicht frei in sich walten, sondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen seines Lebens. Sein Leben war ihm noch immer mehr als seine Poesie. Das hätte uns nie einen klassischen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig sein ganzes Leben eine poetische Classizität gewesen wäre.

Lord Byron's Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obschon seine Poesie selbst nicht neu ist. Der Eindruck des Neuen macht sich bei Byron durch die Anwendung eines Charakters auf die Poesie. Allein jene Ursprünglichkeit des dichterischen Genius, welche ein reiner Ausfluß des Ideals zu sein schiene, fehlt den Schöpfungen des herrlichen Mannes. Byron hatte Ideen und griff, um sie zu verkörpern, in einen Glückstopf. Wer würde sagen, daß er niemals auf Nieten gestoßen sei! Byron hatte gleichsam die Poesie um sich her versammelt als ein fertiges Ganzes, als eine Tradition, da alles Schöne ewig ist, ja ich meine sogar, daß Byron glaubte,

die Poesie wäre etwas, das sich von selbst verstünde.
Gedanke und die Absicht warten, sie bedürfen ihrer Ma
sie kleiden sich selbst nicht; sondern Byron greift nach
Tradition und wirft seinen Absichten dasjenige um, was
Geschmack ihn als das Beste zu wählen lehrte. Man
nicht wagen, Lord Byron in lyrischer und dramatischer
sicht hochzustellen. Er war groß in der beschreibenden P
Er wählte sich immer die glänzendsten Bilder unter
reichen Auswahl, die sich ihm anbot. Er ist meisterhaf
jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, S
fahrten, Landschaften und den vielen Details, welchen
epische Poesie eine gewisse Umständlichkeit, Breite und r
tive Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte
der Poesie wie mit seiner Gattin. Er mied ihren Umg
und weinte, wenn sie ihn verließ; er tyrannisirte sie
fluchte, wenn sie sich deshalb beklagte. Er konnte sie
essen sehen, er wollte sie nur in der malerischen Situat
haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches
doch Vorhandenes; sie war seine Gefährtin nicht, nicht
Athem seiner Seele, er schien sie zu hassen, und doch lie
er sie!

Was nun Goethe bestimmte, an Lord Byron einen
ausdrücklichen Antheil zu nehmen, ist deshalb schwer zu e
ziffern, weil ihn Goethe seiner Wesenheit nach wahrscheinl
mißverstanden hat. Goethe bezeugt viel Lust, den englisch
Dichter in jene erste Reihe zu stellen, wo wir nur die Gün
linge der Musen antreffen, wo die Dichtkunst eine sich ih
innern Gesetze bewußte Offenbarung der Schönheit ist u
Goethe selbst seinen kurulischen Sitz einnimmt. Jene An
malieen der Byron'schen Lebensweise scheinen Goethen zu

fällige Abweichungen zu sein, von anekdotischem Interesse, sonst unerheblich für einen Genius, der über den Charakter seiner poetischen Mittel nachgedacht habe und bis zur innern Centralisation des Künstlers in sich durchzudringen versuchte. Goethe wandte sich deshalb jener thetischen Poesie zu, die namentlich im Dramatischen von Byron ohne Glück kultivirt ist. Was läßt sich über Marino Falieri Günstiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Personen Zettel heraus, die mit sehr schönen aber unmächtigen Reden bedeckt sind. Manfred ist eine Dunstgestalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphysisch-poetischen Chrien, die es jetzt im satanischen Fache ebenso gut gibt, wie im theologischen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit so leer ist Kain! Die Erhabenheit dieser Dichtung liegt nicht in der Auffassung, sondern in dem Gegenstand. Die Wolken jagen und thürmen sich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige gespendet, dazwischen ein Skepticismus, der weder poetisch noch philosophisch ist und schon von Natur kalt lassen muß. Ich glaube doch, daß Goethe, wenn er es lobte, hiebei nicht aufrichtig und von Herzen warm geworden ist.

Goethe war zu beklagen; denn unmöglich besaß er Freiheit genug, um an Byron's besten Produktionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er sich stellt an den philosophischen Leistungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die klassische Monotonie des Homer, an die geschwätzige Gleichmäßigkeit Ariost's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endlosen Gedichte dehnt, hier etwas einmischt, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hofpoeten polemi-



sirt, an einer andern Stelle den winzigsten Detailumstand in's Endloseste ausspinnt und das Alles unterminirt mit Horaz, Virgil und einer die poetische Jungfräulichkeit überall verletzenden Gelehrsamkeit! Goethe akkommodirte sich. Die Dedikationen Byron's trieben ihn in die Enge, die englische Kolonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme und um nicht ganz an der Selbstbethörung zu nichte zu werden, hielt er sich dann an jene mysteriösen Kompositionen, in welchen er sich die schimmerndsten Lichtstreifen von Poesie zu erblicken überredete.

Es ist ein Unglück, daß Goethe den Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Produktionen Byron's verwies, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen eigenen Leistungen haben, verrückte er den Standpunkt der Weltliteratur. Vor diesem allgemeinen Tribunale sollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der, wie wir ihn bezeichnet haben, sich eines Stückes Poesie bemächtigt hatte. Jetzt scheint es, als wäre gerade die Nachahmung jener dem Dichter mißlungenen Partien empfohlen worden. Man erschrickt, wenn man eine so durchaus abscheuliche Komposition wie Edgar Quinet's Ahasverus mit der Anmaßung auftreten sieht, als gehörte sie zur Weltliteratur, als setzte sie deutsche und englische Elemente nach Frankreich über, als sei sie in irgend einem Betracht dem Faust Goethe's an die Seite zu stellen. Es herrschen hier mannichfache Begriffsverwechselungen, von denen nicht die geringste die ist, daß die Wahl großer Stoffe schon günstig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu stimmen pflegt.

Ueberhaupt ist auch für Deutschland Goethe's Nachwirkung nicht materiell, sondern formell. Was er uns hinterließ,

ist die Tradition des abstrakten Genies, die Form, die Gränze und die Methode. Er hinterließ uns Etwas, woran man lernen soll, sein großes Vorbild, seine Meisterschaft, die sich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Produktionen auf einige ausgesprochene Maßstäbe zurückführen läßt. Durch Goethe's Studium soll sich jede ausschweifende luxurirende Phantasie im Zügel ergriffen fühlen und auf jene Bahn einlenken, wo selbst das Willkürlichste nicht ohne innere Formation ist, jenen Blumen gleich, welche der Frost auf Fensterscheiben zeichnet. Es ist wahr, Goethe war ein Condottiere des Genies. Will ihn die Vergangenheit dafür strafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken; denn von seiner Allgemeinheit lernt sie, von seiner Unbefangenheit wird sie befruchtet. Niemand kann ein Vorbild sein, der nicht Etwas in sich trägt, das sich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutschen Literaturzustände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder fragte: Wo ist das Genie? Du sprichst von Tendenzen, von philosophischen Sekten, von entscheidenden Sekten: wo ist das Genie? Wo ist jene Allgemeinheit, die kein anderes Credo hat, als eines auf sich selbst? Wo ist jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willst, und der aus den größten Tollkühnheiten sich immer wieder in seine stille heimliche Gluth zurückzieht? Wo ist jene Freiheit vom Gesetz, von der Meinung, von der Partei; wo jener Abenteurer, der nur sich und seine Farbe und seine Dame kennt und die Lanze bricht mit Ideen? Klopstock, Herder, Wieland — das ist schon lange her.

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, wir haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit sicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeschichte brauchen wir, um jeden dieser Namen nach seinem Werthe zu charakterisiren! Diese allgemeine Gefangennahme der Geister durch ihre Wunderlichkeiten, diese Beleuchtung, in die man sie erst stellen muß, ehe sie einen rechten Schatten werfen, ist das größte Hinderniß der Nacheiferung. Denn wo anfassen? Wo das unmittelbare Talent von seinen Anerzogenheiten trennen? Wo sind diese Männer noch die freien Söhne der Natur, junge Waghälse, die sich mit Selbstvertrauen auf die Brust schlugen, und wo schon jene hinfälligen verschlagenen und für die heterogensten Zwecke einer isolirten Wissenschaft gefangenen Charaktere, die nicht befruchten können, weil sie Anknüpfungspunkte habe nicht für das Genie, sondern nur für die Schule?

Goethe aber ist ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch Nichts bestimmt, kann er Jedes bestimmen. Seine Dichtungen sind ein kritisches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte seine Philosophie adoptiren! Wer kann sein Leben den Triumph der Aufopferung nennen! Wer möchte, wenn er auch so gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Goethe zu thun unterließ, doch so tolerant sein, daß er Alles billigte, was Goethe that! Aber diese Stimmungen und Gefühle mildern sich mit der Zeit und gehören noch weniger in die Literatur. In der Geschichte der Kunst wird sein Name sich wie eine goldhaltige Ader fortziehen und sich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche jetzt gepflanzt, noch schüchtern und unhaltbar vorm Winde schwanken, dereinst

aber mit weitausgreifenden Aesten sich auch entfalten und nicht blos zeigen werden, daß sie von grünem Holze sind, sondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Gesinnung, noch eine Manier sollte durch diese Schrift anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, welche aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Goethe konnte. Man kann hochherziger denken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Gesellschaft und den Räthseln der Geschichte. Ja selbst die Kunst war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde sprengte. Goethe hatte die größten Anschauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend hoch über jenen Verhältnissen gehalten hätte, denen er unterlag; und er zog es vor, seine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verschwenden und das natürliche Prinzip, das alle Dinge ohne Anstrengung nach einem eingebornen Organismus sich entwickeln müßten, auch auf die moralische Welt und, zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des ästhetischen Gewissens zu übertragen. Indem die Poesie bei ihm die augenblickliche Erregung, der Akt des Dichtens selbst Abschließung einer abweichenden Stimmung war, bildete er in sich nicht jene innere Triebkraft aus, die den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht und ihn mit Aufopferung des genossenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft erhebt. Ueber alle diese Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Aber wie man sie auch lösen mag, sie sollten uns niemals die Freude und Genüge an dem unsterblichen Theile Goethe's verkümmern. In einer Zeit, die von politischen

Stürmen sich beruhigend und auf eine friedliche Weise die philosophischen Resultate derselben auf die Literatur anwenden will, ist von Vorbildern keins so beherzigenswerth, wie Goethe. Wenn sich die jüngere Generation an seinen Werken bildet, so konnte sie kein Mittel finden, das so sonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das sie über die wogenden Fluthen widersprechender Begriffe so sicher hinübersetzte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen ist. Und dann kann man auch wieder anfangen, Schiller statt Goethe zu empfehlen.



